P. O. germ.
1383c
(3 Simrock

Die deutschen Volksbücher

Gesammelt

und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt

von

Karl Simrock.

Mit Holzschnitten.

Dritter Band.

Frankfurt a. M.

Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner.

1846.

416. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Peter Dimringer v. Staufenberg	1
Fortunatus	49
König Apollonius v. Tyrus	209
Herzog Ernst	269
Der gehörnte Siegfried	361
Wigoleis vom Rade	419

Die Legende von dem Ritter

Herrn Peter Dimringer

von Staufenberg

in der Ortenau.

I.

Einleitung.

Wer da Einsicht hat so viel,
Daß er Abenteuer will
Gerne hören und verstehn,
Und seinem Herzen nahe gehn
Läßt Zucht, Bescheidenheit und Treu,
Und hat vor allem Unfug Scheu
Im Herzen und im Muthe:
Vom Himmel Gott der gute,
Der nie ein treues Herz verstieß,
Noch ohne seine Hülfe ließ,
Der wird es auch in Zukunft nicht,
Des hab ich feste Zuversicht
Und zweifle nimmermehr daran.
Es sei ein Weib, es sei ein Mann,
Wer sich der Bescheidenheit
Heute fleißt und allezeit
Und will nach Ehre ringen,
Dem läßt es Gott gelingen
An Leib und Leben wie am Gut.
Er habe stäts sich in der Hut,
Daß er die Schande fliehe
Und sich zu Herzen ziehe

Zucht, Treue, Mild und Ehre:
So folgt er meiner Lehre
Und fleißt sich stäter Tugend.
Doch wer sich in der Jugend
Versäumt, daß ihn kein Beispiel lehrt,
Ach, wie schmählich verzehrt
Der Thor seine Jugendzeit!
Denn er flieht gerne weit,
Wenn er Abenteuer hören kann.
Vernimm nun, werther junger Mann:
Wahr sag ich, ungelogen
Von einem Ritter wohlgezogen,
Wie es dem zuletzt gelang,
Der allezeit nach Ehre rang
Und Noth erlitt und viel Beschwer.
Das wiße, Jugend, nur vorher:
Wer Ehre will erfechten
Mit Rittern und mit Knechten
In Turnieren oder Streiten,
Der muß zu beiden Seiten
Oft Leib und Leben wagen:
Darum liegt Mancher schon erschlagen,
Der sonst noch wär ein frommer Mann.
Hiemit die Rede heb ich an.

II.

Von dem edeln Staufenberger.

Uns macht die Aventür bekannt,
Wie ich hievon geschrieben fand,

Von einem werthen Ritter hehr,
Der hieß Herr Peter Dimringer
Und war ein Degen auserkoren.
Von Staufenberg war er geboren;
Das liegt in der Ortenau,
Wo sich manche schöne Frau
Läßt in Ehren schauen gern;
Ihrem Lob ist aller Tadel fern,
Sie hütet sich vor Wankelmuth.
Der Ritter edel und gut
War von Geburt ein milder Mann,
Der zu sparen nimmer sann
Die Gülten, die ihm trug sein Land.
Der edle Degen auserkannt
Pflag Arm und Reich zu ehren
Und ließ nicht von sich kehren
Einen fahrenden Mann,
Eh er seine Gab empfahn.
Fleißig dient' er zugleich
Immer Gott im Himmelreich;
Seiner zarten Mutter auch, Marien,
Der werthen Himmelskönigin
Sprach er alle Morgen zu:
„Hilf mir, daß ich also thu,
Daß ich deine Huld erwerbe
Bevor ich hier ersterbe.“
Das unterließ er keinen Tag;
Darum sein Gott im Himmel pflag,
Wie er Manches pflegt noch heut,

Den er siegen läßt im Streit
Und siegen im Turneie.
Der hochgeborne Laie
Diente gern den Frauen:
Wo er die mochte schauen,
Da ward er froh von Herzensgrund.
Uns thut die Aventüre kund:
Wenn er noch so zornig war,
Sah er ein Fräulein schön und klar,
Verschwunden war sein Ungemach.
Daher man Gutes von ihm sprach:
Man sagte, daß man weit und weit
Nicht vor ihm noch zu seiner Zeit
So stolzen Ritter je gekannt,
Und der geschaut so manches Land.
Dieser selbe Degen hehr
Machte manchen Sattel leer:
In Turnieren und in Streiten
Ward zu beiden Seiten
So frommer Ritter nie gekannt.
Die er ergriff mit seiner Hand,
Mit dem Schwerte mocht erlangen,
Um die war es ergangen.
Darum lag Mancher vor ihm todt;
Auch bracht er Manchen oft in Noth,
Die sich um werthe Frauen
An Höfen ließen schauen.
Wer mit ihm streiten wollte,
Wo man stechen sollte,

Da stieß er beides, Ross und Mann,
Mit einander auf den Plan;
Auch Manchen führt' er an dem Schaft
Vor die Frauen hin durch seine Kraft.
Sein Lob darum ward weit erkannt:
Schwaben, Baiern, Ungarland
Musten Preis ihm zugestehn.
In Engelland ward er gesehn;
Dazu in der Franken Reich
That ers oft den Besten gleich;
In Toscana, in Lamparten
Sah man die Fraun, die zarten,
Ihm Heil von Gott erbitten.
So hatt er auch gestritten
Mit Mannheit und mit Ritterskraft
Manchmal in der Heidenschaft:
Er schlug ihnen Manchen todt;
Das Gras macht' er vom Blute roth,
Wo er in Streiten an sie kam,
Daß mancher ungetaufte Mann
Verwundert zu dem andern sprach:
Solchen Helden sah ich keinen Tag
Wie dieser stolze Ritter hehr.
Sie sprachen allzumal, er wär
In Allem wie man solle sein,
Nicht zu groß und nicht zu klein:
„Sein Herz ist lauter, ohne Wank;
Er ist nicht zu kurz und nicht zu lang,
Er hat recht eines Mannes Leib.“

Manches ungetaufte Weib
Sagte Lob, Dank und Ehr
Ihr, der werthen Frauen hehr,
Die ihn in die Welt gebar;
Alle sprachen immerdar,
Solchen Ritter auserkoren
Habe nie ein Weib geboren;
Er sei bescheiden, milde.
So hatt er unterm Schilde
Erworben ritterlichen Preis.
Er blühte wie ein Mandelreis
An Tugend und an Ehre.
  Derselbe Held, der hehre,
Durchfuhr mit Ehre manches Land;
Von Staufenberg war er genannt.
Wo er in den Landen fuhr,
Ein Jeglicher gestand und schwur,
Ritt' alle Welt auf Einen Plan,
Der Preis wär sein vor Jedermann.
  Der unverzagte werthe Mann
Legt' immer reiche Kleider an,
Die seinem Leibe stunden wohl;
Fürwahr ich euch das sagen soll.
Brettspieles konnt er viel
Und alle Arten Saitenspiel:
So mocht er froh die Zeit vertreiben.
Lesen konnt er auch und schreiben;
Das lernt' er schon in jungen Tagen.
Birschen, beizen und jagen

Konnte dieser Ritter gut;
Das schuf ihm immer hohen Muth,
Dazu fröhliche Tage.
Nun höret weiter was ich sage.

III.

Wie ihm eine schöne Frau erschien.

Da einst der Held zu Hause saß,
Auf Staufenberg, wie ich las,
Auf seiner lieben Veste gut
Bei seinen Freunden hochgemuth,
Die seiner Rückkunft sich erfreuten —
Denn er war zu diesen Zeiten
Lange nicht daheim gewesen —
Da sprach der Degen auserlesen
Seinem lieben Knechte zu
An einem Pfingsttage fruh:
„Geh, bereite mir ein Pferd,
Und welches dein Herz begehrt,
Das magst du dir bereiten —
Wir wollen gen Nußbach reiten:
Da will ich hören Messe,
Auf daß Gott vergeße
Meiner Sünden ein Theil.
Denn leider hab ich immer feil
Getragen Leben und Leib
Um Ehr und manches schöne Weib,
Dazu um weltlichen Ruhm.“
Da sprach der Knecht: Das will ich thun

Wie ich euch gern gehorsam bin.
So lief er zu dem Stalle hin
Und zog ein Roſs hervor, ein Pferd;
Hut, Mantel, Sporn und Schwert
Trug er auch in seiner Hand
Dahin, wo er den Herren fand.
Bald saß der auf und ritt hindann;
Doch ließ der tugendhafte Mann
Voraus reiten seinen Knaben,
Weil er erst gesprochen haben
Wollte sein gewohnt Gebet,
Wie er immer gerne thät.
Den Burgweg nieder ritt der Knab,
Nun höret was sich da begab:
Er sah, auf einem Steine
Saß eine Frau alleine,
Die so schön war und so klar:
Die Aventüre sagt fürwahr,
Daß Gott auf dieser Welt kein Weib
Erschuf, die schöner war von Leib
Als diese zarte, reine;
Von Fleisch und von Gebeine
Sah man ein schöner Bildniſs nimmer.
Wie der klaren Sonne Schimmer
Mit lichten Stralen wonnereich
Den Glanz der Sterne löscht sogleich,
So schien das werthe Fräulein gut
Vor allen Frauen hochgemuth:
Ohne Gleich war ihrer Schönheit Schein.

Die Schöne saß da ganz allein;
Nach der Aventüre lag
Dieser Stein vor einem Hag,
Auf dem der Knecht sie sitzen fand.
Dabei trug sie ein reich Gewand,
Das war so schön und also licht,
Den Knaben deuchte anders nicht,
Als sie wär vom Himmelreich gekommen
Oder aus dem Paradies genommen
Und gehöre zu der Engel Schar.
Von Palmatseide rosenklar
War ihr wonniglich Gewand,
Darauf von Gold gebildet stand
Manch edles Wild erhaben
Mit goldnen Buchstaben.
Von ihrem Kleid warf lichten Schein
Manch wonniglicher Edelstein,
Der künstlich war verwürkt darin,
Wenn ich recht unterwiesen bin,
Die man so reich an Kräften fand:
Legte man sie in die Hand,
Wär Einer noch so siech gewesen
Die Steine machten ihn genesen,
Wie ich von ihrer Kraft vernahm.
Derselben Frauen wonnesam,
Die da trug so schönes Kleid,
Hieng auch ein köstliches Geschmeid
Vor dem Herzen, das fürwahr
So schöner Frauen würdig war.

Da waren Kosten nicht gespart,
Man sah da Schönheit aller Art.
Darin lag ein Carfunkel,
Nie ward die Nacht so dunkel,
Man säh davon als wär es Tag.
Der Stein, der in dem Golde lag,
Gab so wonniglichen Schein.
In der Mitte glänzte dieser Stein
Umringt von andern Steinen,
Von großen und von kleinen,
Den besten, die man irgend fand;
Den geringsten möchte kaum ein Land
Nach seinem Werth vergelten.
Auf Erden ward auch selten
Ein Kaiser noch so lobeswerth,
Der sie bezahlte nach dem Werth
Mit seinem ganzen Reiche.
So war die Sondergleiche
Schön geziert und wunderbar.
Der Knappe nahm der Frauen wahr
Und ritt doch hin mit Schweigen;
Die Frau sah man ihm neigen,
Sie grüßte hold den Knaben.
Er muste weiter traben,
Denn er fürchtete den Herrn,
Der ihm nachritt und nicht fern
Mehr von ihm war zur selben Zeit.
Es war dem Knaben schmerzlich leid,
Verwundet war das Herz ihm schwer,

Daß ihm so nahe ritt der Herr,
Und ihm zu halten war versagt.
Vorüber trabt' er da der Magd;
Doch neigt' er ihr mit Höflichkeit.
Der Ritter kam nach kurzer Zeit
Auch hin, wo auf dem Steine
Die Schöne saß alleine.
Als sie der Ritter ward gewahr,
Ihm all sein Leid verschwunden war.
Als er die Frau alleine fand,

An die Gott seinen Fleiß gewandt,
Von ganzem Herzen ward er froh;
Mit Züchten sprach er zu ihr so:
„Gott grüß euch, Frau, in aller Zucht,
Gott grüß euch, hochgelobte Frucht;
Ich grüß euch, allerschönstes Weib,
Die Seele je gewann und Leib,
Die jemals sah der Erde Thal,
Ich grüß euch, Herrin, tausendmal,“
Sprach der Ritter zu ihr.

IV.

Wie der Ritter von Staufenberg von seinem Pferde sprang und die Frau von dem Steine hob.

„Mein lieber Freund, nun danke dir
Der werthe Gott vom Himmelreich;
Du grüßest mich so freundlich gleich,“
Sprach sie, indem sie vor ihm stand.
Das Herz des Ritters war in Brand.
Er sprang herab von seinem Pferd;
Die Hand bot ihm das Fräulein werth.
Da hob der Tadelreine
Dieß Fräulein von dem Steine,
Davon sein Kummer all zergieng.
Mit Armen er die Frau umfieng
Und bat sie: Sitzet zu mir nieder.
Die schöne Frau sprach nicht dawider,
Sie setzten beide sich ins Gras;
Da sprach der Ritter fürbaß:

„Gnade, Fräulein hochgeborn,
Darf ich mit euch ohne Zorn
Reden wie mein Herz begehrt?“
Sie sprach: Das ist dir gern gewährt.
Darüber ward der Ritter froh;
Da sprach er züchtig zu ihr so:
„Gnade, werthe Reine,
Wie weilt ihr hier alleine,
Ohne daß wer bei euch sei?“
Die Schöne, aller Schande frei,
Sah den Ritter gütlich an,
Und sprach mit Lächeln zu ihm dann:
„Das mag dich wohl Wunder nehmen.
Ich sage dir, Ritter, ohne Schämen,
Warum sich das begeben hat,
Daß ich allein hier saß an dieser Statt:
Freund, ich wartete hier dein.
Dir sag ich auf die Treue mein,
Daß du mir stäts im Herzen liegst.
Seit du zuerst ein Pferd bestiegst
Gedacht ich, Ritter, dein zu pflegen
So auf Straßen wie auf Stegen;
In Stürmen und in Streiten
Hüt ich dein zu allen Zeiten
Wie ein Freund des andern soll;
In Turnieren hüt ich dein gar wohl,
Daß dir noch nie ein Leid geschah;
Wo man an Höfen stechen sah,
Da pflag ich, Ritter milde,

Dein mit deinem Schilde,
Wie ich dein auch gehütet habe
Bei dem heilgen Gottesgrabe:
Da gelang dir, Ritter werth,
Was dein Herz nur hat begehrt:
Wie Mancher da erschlagen ward,
Dich schützte meine Gegenwart.
Ich schützte dich in fremdem Land
Stäts mit meiner freien Hand,
So daß dein Lob ward weit erkannt,
In Schwaben, Baiern, Ungarland.
Ich schützte dich in Preußen
Vor Welschen und vor Reußen;
In Engelland bewahrt ich dich,
In Frankreich auch gar ritterlich;
In Toscana, in Lamparten
Wust ich deines Heils zu warten:
Ich schützt in allen Landen,
Und bewahrte dich vor Schanden.
Wohin dein Herz nur trug Begier,
Da war ich allezeit bei dir
Und doch gewahrtest du mich nie.
Nun schaust du, lieber Freund, mich hie,
Die ich dein stäts mit Treue pflag."
„Wohl mir, daß ich diesen Tag
Hab erlebt, des freu ich mich,"
Sprach der Ritter tugendlich;
„Daß ich euch, schönes Weib, soll sehn,
Nie konnte Liebres mir geschehn;

Sollt ich nur nach dem Willen mein,
Schöne Frau, bei euch begnadet sein
Immer bis an meinen Tod."
Sie sprach aus ihrem Munde roth:
„Mein lieber Freund, das mag wohl sein,
Folgst du nur stäts der Lehre mein ·
Wie ich hernach bescheide dich,
Wann du willst, so hast du mich
Sobald du nur alleine bist.
Nur sag ich dir zu dieser Frist:
Willst du herzen meinen Leib,
So must du sonder ehlich Weib
Immer sein bis an den Tod.
So lebst du gar ohn alle Noth
Bis an deinen jüngsten Tag,
Daß dich nichts betrüben mag
Und du auch nimmer Leid befährst;
Wenn du ehlich Weib entbehrst
(Du darfst wohl minnen, doch nicht frein),
So hast du all das Leben dein
Guts so viel dein Herz begehrt,
Des bist du, Freund, von mir gewährt.
Nimmst du jedoch ein ehlich Weib,
So erstirbt dein stolzer Leib
Darnach am dritten Tage,
Fürwahr wie ich dir sage,
Und Niemand kann es wenden mehr.
Darum bedenk es wohl vorher
Im Herzen und im Muthe."

Da sprach der Held der gute:
„Frau, ist diese Rede wahr?“
„Ja,“ sprach das schöne Fräulein klar:
„Ich will dir Gott zum Bürgen geben,
Und dazu mein Leib und Leben:
Wenn ich dir nicht sagte wahr,
So helfe Gott mir nimmerdar.“

V.

Wie der Ritter von Staufenberg die schöne Frau umfieng.

Da sprach der tugendreiche Mann:
„Gott nehm ich zum Bürgen an,
Der nie ein treues Herz verstieß,
Noch seiner Hülfe darben ließ:
Er half ihm stäts aus aller Noth;
Leib und Seele hört auf sein Gebot:
Er mög an Uns auch gnädig thun.
Frau, ich bin entschloßen nun,
Ich will euch Leib und Leben
Zu eigen immer geben
So lang mir Gott das Leben läßt.“
Den werthen Mann umfieng sie fest
Und er das innigliche Weib.
Er drückte sie an seinen Leib
Und küßt ihr auf den rothen Mund;
So that auch sie aus Herzensgrund,
Sie küßt ihn tugendlich zurück.
Man sagt, daß Lieb und Liebesglück
So groß nie früher ward gefunden,

Noch späterhin, als zu der Stunden
Die Selgen hatten beide.
Da wollt auf grüner Haide
Der Degen bei ihr liegen gern.
Das Fräulein sprach zu dem Herrn:
Davor behüt uns Jesu Christ,
Der unser aller Helfer ist,
Daß das nicht hier geschehe.
Kein Mensch auf Erden sehe
Unsre erste Hochzeit
Auf dieser grünen Haide breit.
Mein lieber Freund, des bitt ich dich,
Ach Herzlieb, des gewähre mich:
Laß uns von hinnen jetzo fahren,
Wir wollens bis zu Hause sparen:
Da will ich dir zu Willen sein."
Er sprach: „Ich dank euch, Herrin mein,
Was ihr gebietet, thu ich gern.
Da sprach sie höflich zu dem Herrn:
„Des mag dir Heil ersprießen,
Es soll dich nicht verdrießen.

VI.

Wie die schöne Frau ihm ein Ringlein gab.

„Nun sitze wieder auf dein Pferd,
Und scheide von mir, Ritter werth.
Du bist auf einem Gottesgange:
Ich sündge, wehr ich dir es lange:
Der Sünde will ich ledig sein.

Nimm, Trauter, dieses Ringelein:
Es liegt ein Edelstein darin,
Wie die Sonne beßern nie beschien."
Er sprach: „Mag es nicht anders sein,
So thu ich gern den Willen dein.
Wenn ich von euch scheide hie,
Fürwahr, so leid geschah mir nie
Als jetzt mir soll von euch geschehn.
Ach wann soll ich euch wiedersehn?
Das thut mir, werthe Herrin, kund."
Sie sprach: „Man hat zu dieser Stund
Das erste Läuten jetzt gethan:
Nun sag ich, Trauter, hör mich an,
Reit hin und höre Messe
Auf daß Gott vergeße
Aller deiner Missethat.
Wenn man den Segen gegeben hat,
So reite heimwärts, Ritter gut,
Und geh zu Haus mit frischem Muth
In deine Kammer ganz allein.
Fürwahr, da will ich bei dir sein.
Verlangt dir da das Herz nach mir,
So bin ich alsobald bei dir
Und leiste was dein Herz begehrt."
Da sprach der edle Ritter werth:
„So will ich fröhlich reiten."
Sie sprach: „Das thu bei Zeiten.
Du sollst nun deine Straße fahren
Und Gott im Himmel dich bewahren;

Er thu uns beiden Hülfe kund."
Mit Urlaub er vom Gras erstund
Und hub die werthe Fraue
Empor von grüner Aue,
Von der geblümten Haide.
Da lachten diese beide
Einander hold und freundlich an.
Noch umfieng der werthe Mann
Das schöne minnigliche Weib.
Auch sie umschloß noch seinen Leib
Und beide nach Gelüsten
Einander herzlich küßsten
Rothen Mund und Wängelein.
Er sprach: „Nun saget, Herrin mein,
Wem vertrau ich hier euch an?"
Da sprach die Frau wohlgethan:
„Mein Lieb, hab keine Sorg um mich:
Wohin ich will, da bin ich.
Gott hat mir den Wunsch gegeben:
Darum hab ich ein freies Leben;
Das kommt dir auch zu Gute bald."
Da rief der Ritter wohlgestalt
Sein gutes Thier herbei, den Hengst;
Den hatt er so gewöhnet längst:
Wenn er ihm „Geselle" rief,
Daß er behende zu ihm lief.
Nun rief er ihm: Geselle mein!
Da stellt' es sich gar willig ein.
Der Degen froh zu Rosse saß,

Urlaub zu nehmen nicht vergaß
Und ritt des Wegs geschwind hinab;
Gewartet hatte sein der Knab.

VII.

Wie der Ritter zur Kirche ritt und sich Gott befahl.

Er ritt in kurzer Weile
Mit ihm die halbe Meile
Bis wo das Dorf gelegen ist.
Man läutete zur selben Frist
Schon mit vollem Schalle
Die Glocken all und alle:
Da ritt er desto schneller gar.
Wie es Brauch war immerdar
Ward das Kreuz umhergetragen
Eh man die Messe mochte sagen.
Da gieng der Degen auserſehn
Behende vor den Altar stehn
Und ließ sich nieder auf ein Knie;
Das Amt derweil begiengen sie.
Da rief der tugendreiche Mann
Den guten Gott im Himmel an,
Die Mutter auch, die ihn gebar:
„Maria, Himmelsköngin klar,
Ich befehle heut in deine Hut
Dir Leib und Seel und Ehr und Gut,
Und hab es immerdar gethan.“
Die Messe so ein Ende nahm
Und als der Segen gegeben ward,

Hub er sich wieder auf die Fahrt
Und ritt mit Freuden wieder heim;
Sein Hochgemüthe war nicht klein.

VIII.

Wie die schöne Frau zu dem Ritter kam, als er daheim auf seiner Kammer war und wie es da ergieng.

Da er nun auf die Veste kam,
Da gieng der tugendreiche Mann
Alsbald zu seinem Kämmerlein:
Da wollt er ganz alleine sein.
Er sprach: Ach Gott vom Himmelreich,
Hätt ich die Schöne sonder Gleich,
Die ich fand auf dem Steine,
Hier bei mir ganz alleine!
Eh er das Wort zu Ende sprach,
Vor seinen Augen im Gemach
Stand das Fräulein ohne Gleich.
Da ward der Ritter freudenreich,
Und sprach: Ach schöne Herrin mein,
Ihr sollt Gott im Himmel sein
Stäts willkommen und auch mir.
Sie sprach: Mein Freund, Gott lohne dir.
Mit Begier er sie umfieng,
An ein Bett er mit ihr gieng,
Das da nach Wunsch bereitet stand.
Er und das Fräulein auserkannt
Hatten Kurzweile viel
Mit der süßen Minne Spiel:

Damit war ihnen beiden wohl,
Wie es zwei Verliebten soll,
Die ganzer Minne wollen pflegen.
Sie ließen wenig unterwegen
Was dazu gehören mag.

Größrer Liebe selten pflag
Auf Erden weder Mann noch Weib.
Einer hielt des Andern Leib
Mit den Armen sanft umschloßen
Und waren unverdroßen:
Was zur Minne nur gehört,

Des pflagen sie da ungestört,
Denn sie gönnten sich es beide.
Die Schöne sonder Leide
Hub zu dem werthen Ritter an:
„Mein lieber Freund, dieß Glück fortan
Haben wir bis zum jüngsten Tag,
Daß uns Niemand scheiden mag,
Wenn du thust, wie ich gesagt.“
„Dank,“ sprach der Degen unverzagt,
„Dein Gebot erfüll ich williglich.
Liebe, dir ergeb ich mich:
Du sollst mein gewaltig sein
So lange währt das Leben mein
Und mir Gott Besinnung leiht.“
„Du Lieber,“ sprach die schöne Maid,
„Von mir sollst du sein gewährt
Guts, so viel dein Herz begehrt.
Was du nur willst, erheisch von mir:
Mit gutem Willen geb ichs dir.“
Sie gab ihm Gutes wunderviel,
Wie ich euch bescheiden will,
Daß er auch die Gesellen
Zufrieden mochte stellen
Mit den Gaben seiner Hand;
Er macht' es wohl der Welt bekannt
Daß er ein mildes Herze trug.

IX.

Wie der Ritter darnach wieder um Ritterschaft in fremde Lande fuhr mit großem Aufwand und Gepränge.

Der Ritter edel und klug
Fuhr drauf in manches fremde Land.
Ein Theil war ihm schon wohlbekannt,
Ein Theil hatt er noch nie gesehn.
Stäts ritt der Degen auserſehn
Mit einer wonniglichen Schar.
Da nahmen sein fleißig wahr
Grafen, Freien, Dienstmannen;
Auch schöne Fraun begannen
Und rühmten, er durchreise
Die Welt in rechter Weise,
Da keine Gab ihn schrecke.
Wohin der Held, der kecke,
Jemals in den Landen kam —
Wenn der Schönen ihn Verlangen nahm,
Hatt er kaum den Wunsch gedacht,
Ob es Tag war oder Nacht,
So war sie bei ihm gleich zur Stund
Und that ihm ganze Freundschaft kund.

X.

Wie der Ritter von Staufenberg heim kam und seine Freunde ihm riethen, er sollt ein Weib nehmen.

Darnach geschahs zu einer Zeit,
Da dieser Ritter war gar weit

Gereist und lange fern gewesen
Den lieben Freunden auserlesen,
Daß er zu Lande wieder kam
Zu seinen Brüdern lobesam
Und andern lieben Freunden mehr.
Da erwiesen sie ihm große Ehr,
Der ihnen treu ergeben war,
Wie ich geschrieben las fürwahr.
Seine Brüder und Verwandten
Viel klugen Rath verwandten,
Daß er nähm ein ehlich Weib.
Sie sprachen: Soll sein stolzer Leib
Ohne Leibeserben sterben,
Soll er so verderben
Und hinterläßt kein Kindelein?
Das würd uns immer Schaden sein.
Gern giebt ihm ein Fürst sein Kind,
Wodurch wir all geehret sind.
Da giengen sie zu Rathe
In einer Kemenate,
Daß sie mit Zucht und Sitten
Ihn alle wollten bitten
Ein ehlich Weib zu nehmen;
Des dürft er sich nicht schämen.
Einst da sie Freude hatten viel
Mit Tanz und Sang und Saitenspiel,
Als da der Abend brach herein,
Nahmen sie ihn all allein,
Diesen Freund und werthen Gast.

Sie sprachen: Lieber Freund, du hast
Ehren und auch Gutes viel:
So ist es nun wohl an dem Ziel,
Daß du ein Weib dir heim sollst führen,
Die deinem Stande mag gebühren:
Das thu, wir alle bitten dich.
Du bist ein Held so ritterlich:
Solltest du deine Zeit vertreiben
Und dir kein Erbe hinterbleiben,
Das wär uns allen Leid und Schande.
Noch mancher Fürst im deutschen Lande
Gönnt dir seine Tochter wohl.
Dein Herz daran gedenken soll,
Thu nach unserm Rath und Lehren:
Das wird all deine Freunde ehren
Und wird erheben dein Geschlecht.
Es ist geziemend auch und recht,
Daß ein Gemahl dir sei gegeben,
Die dein mag warten all dein Leben.
Der Red erschrak der Ritter sehr.
Da sprach er: „Lieben Freunde, schwer
Wird es mir, mich selbst zu zwingen;
Mich treibt ein Hang zu manchen Dingen,
Die zu der Ehe nicht gehören:
Es will der Ehestand zerstören
Aller Lust und Freude viel:
Davor ich mich noch hüten will.
Ein freies Leben steht mir an
So lang ich heiß ein junger Mann.“

Mit solcher Reden mancherlei
Sprach er sich von den Freunden frei,
Daß sie es ließen bleiben
Und wollten ihn nicht treiben.
Doch gieng nicht lange Zeit mehr hin,
So drangen sie aufs Neu in ihn,
Und brachten einen weisen Mann,
Der auch ihn zu bereden sann;
Derselbe war ihm nah verwandt.
Der führte Reden allerhand,
Wie er denn reden konnte viel.
Da sprach er: Lieber Freund, Ich will
Dich bitten und die Brüder dein,
Und Die hier sind all insgemein,
Daß du uns ein Gesuch gewährst.
Der Ritter sprach: „Es braucht nicht erst
Der Bitte: immer thu ich gern
Was ihr gebieten mögt, ihr Herrn,
Bis auf Eins, ich will kein ehlich Weib.
Und sollte man darum den Leib
In Riemen mir zerschneiden,
Die Ehe will ich meiden:
Das sag ich Allen im Voraus,
Bei meinem Eid, es wird nichts draus.
Die Rede laßet unterbleiben,
Wollt ihr mich nicht von euch vertreiben.
Mit Züchten sprach der Alte wieder:
„Ist euch die Rede so zuwider,
Die ich gethan aus treuem Sinn,

Ich will sie meiden fernerhin.
Ich that sie nur zu deiner Ehre
Und dachte nicht, daß dichs beschwere.
Schafft sie dir solches Ungemach,
Mein guter Freund, so laß ich nach."

XI.

Wie die schöne Frau zu dem Ritter kam und ihn warnte vor seiner Freunde Rath.

Der Rede schwieg nun Jung und Alt.
Nun war es an der Stunde bald,
Daß die Nacht geschlichen kam.
Der junge Ritter lobesam
Gienge gern zu seiner Ruh.
Da rief er seinem Knappen zu,
Daß er ihm leuchten sollt hernieder;
Der Jüngling sprach nicht viel dawider.
Da bot der Ritter auserkannt
Ihnen allen gute Nacht zuhand
Und gieng betrübt von ihnen fort.
Dem Knappen rieth der Ritter dort,
Er sollt auch suchen sein Gemach.
Der Held dann bei sich selber sprach:
„Ach herzgeliebte Herrin mein,
Mein Herz, das begehret dein."
Eh er das Wort zu Ende sprach,
Sein Lieb ihm in den Armen lag.
Sie sprach: „Mein Lieb, was kümmert dich?

Du betrübst dich so um mich.
Ein ehlich Weib will man dir geben:
So hättest du dein werthes Leben
Verloren allzubald hienieden.
Ich wollt, ich hätt es stäts gemieden,
Daß ich geworden bin dein Weib.
Dein junger, werther, stolzer Leib
Muß mich immerdar gereuen."
Der Ritter sprach zu ihr in Treuen:
„Dazu beredet man mich nicht;
Der dir gelobten Treue Pflicht,
Die leist ich, bis der Tod mir naht."
„Höre," sprach sie, „meinen Rath:
Man wird noch in dich dringen viel,
Ob sie dich bringen an das Ziel,
Daß du ein Weib dir führest heim.
So sag den Brüdern insgeheim
Und deinen Freunden auserseh'n:
Denen gieb mit Worten zu verstehn,
Daß dir ein Weib verbunden sei,
Die allezeit dir wohne bei
Wo du in den Landen fährst;
Und was du Gutes da verzehrst,
Das gebe dir dein traut Gemahl.
Und sag es still und laut zumal
Wie wir es hielten bisheran.
Das erlaub ich dir, mein lieber Mann;
Nur überreden laß dich nicht,
Oder wahrlich dir geschicht

Wie ich voraus dir kund gethan."
Da schwand die Nacht, der Tag brach an:
Die schöne Frau nahm Urlaub bald;
Aufstand der Ritter wohlgestalt,
Der im Gebet zu Gotte rief
Aus seines Herzens Grunde tief,
Wie er das alle Tage that
Wenn er aus seinem Bette trat.

XII.

Wie Der von Staufenberg zu einem römischen König gen Frankfurt kam.

Zu diesen Zeiten fügt' es sich
Von Ohngefähr, wenn anders ich
Diese Märe recht vernahm,
Daß ein Fürst gen Frankfurt kam,
Den man zum Könge wollte haben.
Dahin sah man viel Herren traben,
Fürsten, Grafen, Freien,
Der Pfaffen viel und Laien;
Auch mancher werther Dienstmann
Zu dem selben Hofe kam
Dem Könige zur Ehre.
Derselbe Held, der hehre,
Von dem euch viel hier ward gesagt,
Ritt zu dem Hof auch unverzagt
Mit einer wonniglichen Schar.
Er brachte seiner Freunde dar

Wohl dreißig, wenn ich recht vernahm:
Denen gab der Degen lobesam
Harnisch, Ross und Gewand,
Köstlich, aus milder Hand
Und Guts so viel sie nur begehrten.
Seine Brüder traten vor den Werthen
Und hießen ihn die Reise meiden:
Er möchte nicht erleiden
Die Kosten, die da nöthig sei'n.
Da sprach der Tugendreiche: „Nein,
Was ich Gutes mag verzehren,
Gott kann uns noch viel mehr bescheren,
Und seine werthe Mutter zart."
Da ritten mit ihm auf die Fahrt
Die Brüder und der Freunde Schar.
Große Ehre ward ihm immerdar
Erboten von gar manchem Mann,
Der auch dahin zu Hofe kam.
Da man so viel sah sein Gesind,
Manches edeln Fürsten Kind
Sprach: Das ist der werthe Held,
Der allzeit auf die Wage stellt
Sein Leben und sein Gut nicht spart.
Er ist so kühn bei jeder Fahrt,
Daß ihn Niemand mag bestehn.
Da sprach der König auserſehn:
„Wer ist der Ritter unverzagt?"
Das ward dem Könige gesagt.
Unverhohlen sprach des Königs Zwerg:

„Es ist der milde von Staufenberg,
Der kommt so ritterlich gefahren:
Mag Gott vom Himmel ihn bewahren!
Denn er fährt wohl Fürsten gleich;
Er macht noch manchen Armen reich:
Eh dieser Hof ein Ende nimmt,
So ehrt er mancher Mutter Kind."

XIII.

Wie der König den Ritter von Staufenberg empfieng und wie er bei dem Hofe so ritterlich stach.

Der König den Ritter wohl empfieng,
Mit Zucht er ihm entgegen gieng.
Er hatte viel von ihm vernommen,
Drum sah er gern des Helden Kommen:
Daß er ihn sollte sehen heut,
Darüber war der Fürst erfreut,
Und daß er ihn zu ehren kam,
Des sprach er Dank dem werthen Mann
Und seinen Freunden auch zumal:
Die neigten sich dem König all.
Bald gieng es zum Turnier mit Lust.
Mancher ward auf seine Brust
Gestoßen, daß er am Boden rang,
Und ihm das Blut vom Munde sprang.
Da sprengt' auch an der Dimringer,
Von Staufenberg der Ritter hehr
Und ritt mit Schall wohl auf den Hof:

Da sah ihn mancher Bischof
Und viel der schönen Frauen klar;
Der König selber nahm sein wahr.
So viel mit ihm zu stechen ritten,
Die stach er ab mit stolzen Sitten
Und hatte doch auf Jeden Acht,
Zog sein Verdienst wohl in Betracht
Und erkannt es schon von fern:
Der jungen Knaben schont' er gern
Und wer ihm auf dem Hof entwich,
Den mied er auch geflißentlich,
Daß ihm kein Leid von ihm geschah.
Viel reine Frauen sprachen da:
Von Staufenberg der milde
Wirbt so mit seinem Schilde,
Daß mit Recht der Ehre Fahn ihn ziert.
Da nun zu Ende war turniert,
Ward der Preis ihm zugesagt:
Dem Ritter mild und unverzagt
Ward Lob und Ehre zuerkannt
Von den Frauen insgesammt,
Und Alle, die ihn je gesehn,
Musten Preis und Ruhm ihm zugestehn.

XIV.

Wie der König Dem von Staufenberg seine Muhme zur Ehe geben wollte.

Da nun der Sieger war bekannt,
Vom König ward der Held besandt,

Daß er zu ihm komme.
Da gieng er hin, der fromme,
Mit denen, die er mitgebracht,
Zu des erwählten Königs Macht.
Und da er vor den König kam,
Da sprach der König lobesam
Zu dem Ritter unverzagt:
„Euch hat ein selger Tag getagt,
Daß ihr hieher gekommen seid.“
Da sprach er: „Edler Fürst, verzeiht,
Ich und die lieben Freunde mein
Sind Euch zu Ehren hier allein,
Denn wir bedurften solches Herrn.“
Der König sprach: „Ich helf euch gern
Und Allen, die euch sind verwandt;
Denn es ist nun so bewandt,
Daß ich ein einzig Mühmchen habe:
Die ist so schön durch Gottes Gabe
Und so lieblich von Gestalt.
Achtzehn Jahr nur ist sie alt;
Vater und Mutter sind gestorben.
So hab Ich denn Gewalt erworben,
Sie zur Eh euch anzutragen.
Ueberdieß, will ich euch sagen,
Geb ich euch des Landes viel,
Wie ich euch bescheiden will.
Fürstenstand, wer kann es hindern?
Sollt ihr euch und euern Kindern
Mit meiner Muhmen ärndten;

Ihre Herrschaft ist zu Kärnthen."
Da ward der Ritter bleich und fahl,
Denn er erschrak so sehr zumal,
Daß ihm das Wort erstarb im Munde.
Die Fürsten sprachen in der Runde:
„Herr, wie mögt ihr also thun,
Da so der König will geruhn,
Daß ihr nicht Antwort gebet
Und also widerstrebet?"
Der König des unwillig ward.
Da sprach er: „Werther Ritter zart,
Du wähnst vielleicht, ich spotte dein?
Nein, wahrlich, auf die Treue mein,
Du sollst mein Mühmchen nehmen,
Der sich kein Herzog würde schämen."
Da nun der Ritter sich besann,
Daß er zu sich selber kam,
Da sprach er: „Herr, wollt mir verzeihn,
Die Magd edel und rein,
Die sollt ihr geben einem Mann,
Der sie mit Ehren freien kann
Und ihr ebenbürtig sei:
Sie ist von Geburt zu hoch und frei;
Mir würd es nicht gebühren,
Die Edle heimzuführen."
Der König aber sprach zuhand:
„Guter Ritter, dir sei bekannt:
Gäb ich ihr einen armen Knecht,
Das deuchte billig sie und recht,

Sie würd ihm unterthänig sein:
Das weiß ich an der Muhmen mein.“
Da sich der Ritter wollte wehren,
Mancher Fürst begann zu schwören,
Er wär ein unkluger Mann.
So sprach ein Herzog lobesam,
Der diese Rede hörte wohl.
Der Saal war Herrn und Fürsten voll:
Bischöfe saßen auch dabei,
Die fragten diesen Ritter frei,
Ob er vielleicht schon wär vermählt?
Da sprach der Ritter auserwählt:
„Ich hab ein wonnigliches Weib,
Die hat den allerschönsten Leib,
Den je ein menschlich Auge sah.
Viel Liebes mir von ihr geschah.
Wo ich sein mag immerdar,
Da nimmt sie mein in Güte wahr
Und ist so bald ich will bei mir.
Auch hab ich Gutes viel von ihr:
So viel ich nur verzehren mag,
Ob es Nacht sei oder Tag,
Das giebt mir meine Herrin klar.
Was ich euch sage, das ist wahr!
Nehm ich jedoch ein ehlich Weib,
So erstirbt mein junger Leib
Darnach am dritten Tage,
Fürwahr, wie ich euch sage.
So sagte mir die Herrin klar:

Bei meinem Eid, ich rede wahr."
„So zeigt mir," hub ein Bischof an,
„Doch eure Herrin wohlgethan."
Da sprach der Degen auserſehn:
„Sie läßt ſich von Niemand ſehn
Als von mir nur ganz allein."
Die Herren ſprachen insgemein:
„So iſt ſie nicht ein rechtes Weib.
Ihr verlieret Seel und Leib,"
Sprach ein alter Capellan.
„Nun ſeid ihr doch ein Chriſtenmann:
Wie ſeid ihr ſo geſinnet,
Daß ihr den Teufel minnet
Vor allen reinen Frauen zart?
Was Gutes je auf Erden ward
Geſprochen und geſungen,
Davon ſeid ihr verdrungen,
Von Laien oder Pfaffen.
Der Teufel umgeſchaffen
Hat ſich zu einem Weibe.
Die Seel in euerm Leibe
Iſt ewiglich verloren,
Ihr habt reine Fraun verſchworen;
Der Teufel in der Hölle
Iſt euer Schlafgeſelle."
Alſo ſprachen ſie noch viel,
Was ich nicht wiederholen will.
Ueberredet von den Pfaffen
Sprach der Ritter wohlgeſchaffen:

„Was der König heißet mich,
Will ich leisten williglich.“
Zur Stund ihm da versprochen ward
Die reiche Magd von hoher Art,
Daß sie sein Ehweib sollte sein.
Der König gab den Willen drein
Und schenkt' ihm Kleinode viel.
Der Ritter sprach an diesem Ziel:
„So sollt ihr mir die Jungfrau
Senden gen der Ortenau,
Daß wir die Hochzeit halten dort.“
Der König gab darauf sein Wort;
Abgeredet ward die Zeit,
Da man ihm bringen sollt die Maid.

XV.

Wie die schöne Frau wieder in der Nacht zu dem Ritter kam, und ihm sagte, er müße sterben, weil er ein Ehweib genommen hätte.

Da Dieses all bedungen ward,
Der Ritter hub sich auf die Fahrt
Und ritt nach Haus mit seiner Schar.
Da er zu Nacht alleine war,
Er wünschte nach der Frauen sein:
Da war bei ihm die Schöne sein,
Die immer sein mit Treue pflag;
Der Ritter ihr im Arme lag.
Sie sprach: „Ach herzgeliebter Mann,

Was ich dir verbot von Anfang an,
Das thust du dennoch, wehe mir!"
  Er sprach: „Herrin, was meinet ihr?"
Die Herrin sprach: „Ach weh mir, weh!
Du nimmst ein ander Weib zur Eh,
Was dich wohl stäts gereuen mag.
Du lebst nur bis zum dritten Tag,
Wenn ihr schließt den Ehebund:
Mein Herz wird nimmer mehr gesund.
Ich sage dir, was geschehen muß:
Ich laße sehen meinen Fuß
Vor Allen, die zugegen sind,
Wenn deine Hochzeit beginnt.
Wenn dein Auge das ersah,
So säume dich nicht lange da:
Zu beichten eile, wohl ists Zeit,
Einem Priester hochgeweiht;
Deinen Gott sollst du empfangen
Und sollst auch gleich verlangen,
Daß der Priester in der Eile
Dir das heilig Oel ertheile:
Das thut dir Noth sicherlich;
Gott erbarme deiner Seele sich."
Da gedachte der Ritter unverzagt,
Wie die Pfaffen ihm gesagt,
Daß sie vielleicht nur löge
Und ihn damit betröge:
So glaubt' er denn den Weisen mehr.
So schied von dem Ritter hehr

Die schöne Herrin minniglich;
Der Ritter blieb und härmte sich.

XVI.

Wie die Jungfrau dem Ritter heimgeführt ward, und wie ein Fuß durch die Decke kam über dem Tisch.

Da ward dem Ritter mehrgedacht
Die schöne Braut ins Schloß gebracht;
Mit ihr manch werther Degen kam
Und viel der Frauen lobesam.
Da kam auch aus dem Lande dar
Manche wonnigliche Schar
Von Herren und von Frauen,
Die sich da ließen schauen
Zu Ehren unserm Ritter hehr.
O weh, was soll ich sagen mehr?
Da man über Tische saß
Und ein Jeder trank und aß
In einem wonniglichen Saal,
Was sahn die Gäste da zumal,
Ob es Weib war oder Mann,
Wer immer zu der Hochzeit kam?
Der Ritter saß bei seiner Braut:
Da sah man still und überlaut,
Daß etwas durch die Decke stieß,
Einen Menschenfuß es sehen ließ,
Bloß, in dem Saal, bis an das Knie.
Auf Erden ward so schöner nie,
So minniglicher nie gesehn:

Das muste Jedermann gestehn.
Der Fuß hatte lichten Schein
Weißer viel denn Helfenbein.
Da den Fuß sah männiglich,
Laut schrie der Ritter jämmerlich:
„O weh, o weh, mir armem Mann!“
Das Haar zu raufen hub er an
Und zerrt' es aus dem Haupte sein.
Er sprach: „Ihr lieben Freunde mein,
Ihr habt mich und euch verderbt:

Nun seid ihr alles Glücks enterbt.
Nach dreien Tagen bin ich todt!"
Auf sprangen sie in großer Noth
Und liefen auf die Bühne hin,
Durch den der Fuß gestoßen schien.
Da sie kamen auf den Saal,
Sie sahen Niemand überall,
Sie suchten hin, sie suchten her
Und sahn und fanden Niemend mehr.
Und suchten sie bis heute noch,
Sie fänden nirgendwo ein Loch:
Durch die Bühne gieng kein Schranz,
Der Saal war unversehrt und ganz.
Da der Fuß verschwunden war,
Die Gäste sprachen alle gar,
Der Teufel habe das gethan.
Da gebot der Ritter lobesam,
Einen Priester ihm zu bringen.
Pfeifen, Tanzen, Singen,
Das war vorbei mit Einem Mal.
Manch kühner Ritter in dem Saal
Weinte, und viel schöne Fraun,
Da sie den Ritter musten schaun
So jämmerlich gebaren.
Der Ritter sprach zu der klaren,
Die sein Gemahl sollte sein:
„Mein Lieb, mein trautes Fräulein,
Nun mög es Gott erbarmen,
Daß ich nicht soll erwarmen

In deinem Arm mit Freuden.“
Das Fräulein sprach bescheiden;
Sie war gar wohl gezogen
Und sprach zu ihm gewogen:
„Ach Ritter gut, gehab dich wohl,
Vom Himmel Gott dich trösten soll,
Und auch die zarte Mutter sein.“
Er sprach: „Ach edle Herrin mein,
Heiß dir beistehn allzumal
Die Fraun und Ritter hier im Saal,
Und Die mit dir zu Hofe sind
Gekommen, Weib und Mann und Kind:
Geschiehts, daß ich verderbe
Und hier vor euch ersterbe,
Daß du begraben läßest mich.“
Da weinte die Jungfrau minniglich
Und Die da waren allzumal.
Die Schöne hieß er aus dem Saal
Da führen in ihr Kämmerlein;
Sie hatten Leid und grimme Pein.
Er sprach: „Ihr sollt bei Zeiten
Mir ein Bett bereiten:
Es thut mir Noth, ich lege mich.
Geht nach dem Priester schnelliglich:
Der soll Gott zu mir bringen,
Der Tod will mit mir ringen.“
Der Priester kam alsbald herbei;
Er beichtete mit großer Reu,
Worauf der Priester Gott ihm gab.

Er sprach: „Bereitet mir ein Grab
Und thut mir all mein Gottesrecht.“
Da weinte Ritter und Knecht,
Dazu die Grafen und die Frein,
Zumal das schöne Mägdelein,
Das ihm zur Eh gegeben war.
Er sprach: „Mein Leben schwindet gar.
Ich bitt euch, lieben Brüder mein,
Daß ihr dem zarten Mägdelein
Alles gebt was ihr gebührt.“
„Nein, liebster Mann,“ sprach sie gerührt,
„Was ich des Guts hieher gebracht,
Des wird nimmermehr gedacht:
Ich gönn es all den Freunden dein.
Nun schau, mein Lieb, die Treue mein.“
Sie bot ihm ihre weiße Hand:
„Man gab mich dir ins fremde Land,
Und werd ich Wittwe eh denn Weib,
So soll auch eines Mannes Leib
Mich nimmermehr berühren,
Wenn ich dich vor mir führen
Zu Grabe muß, wie du gesagt.“
„Morgen,“ sprach er, „schöne Magd,
So bin ich lebend und todt.“
Die Braut sprach aus großer Noth:
„Du verlierst um mich dein Leben:
So will ich mich der Welt begeben
Und will in ein Kloster fahren.
Mich selber will ich so bewahren,

Daß mich nimmer mehr ein Mann
Mit Augen sehen mag fortan.
Da will ich bitten Gott für dich
Und seine Mutter wonniglich,
Die Magd, die unsern Herrn gebar,
Daß sie deiner Seele nehme wahr."
Des sprach ihr Dank der Ritter gut.
„Wo seid ihr Brüder hochgemuth?"
„Wir sind hier," so sprachen Beide.
Er nahm sie bei der Hand im Leide
Und sprach: „Lieben Brüder mein,
Laßt euch die Magd befohlen sein."
Das war der Urlaub, den er nahm;
Dann rief er Gott im Himmel an
Und sprach: „Maria, Köngin rein,
Meine Seele laß dir befohlen sein."
Als er das Wort mit Jammer sprach,
Da kam der Tod, sein Herz zerbrach.
Also nahm er sein Ende,
Daß mancher seine Hände
Darob vor Schrecken kläglich wand.
Die Braut fuhr in ihr eigen Land
Als der Held begraben war:
Eine Nonne ward die Jungfrau klar.
Was soll ich weiter sagen?
Sie mußten ihn beklagen
In allen deutschen Landen:
Er hatte sich vor Schanden
Gehütet stäts und immerdar.

Man sprach still und offenbar,
Es sei der beste Ritter todt,
Der je den Fuß dem Stegreif bot.
Hiermit hat es ein Ende:
Gott seine Gnad uns sende.

Fortunatus.

Vorrede.

Dieß Buch zeigt an, wie ein Jüngling, geboren in dem Königreich Cypern, mit Namen Fortunatus, in fremden Landen zu Armut und Elend kam, und wie ihm in einem wilden Wald die Jungfrau des Glücks in seiner Betrübniß begegnete, und ihm ein Seckel gab, welchem nie Geld gebrach, mit welchem Seckel er darnach manches Land und Königreich durchzog; auch wie er zu dem Sultan von Kairo kam, der ihn zu Gast lud, und ihn alle seine Schätze und kostbaren Kleinode sehen ließ, auch ein altes haarloses Hütlein, genannt Wünschhütlein, zeigte, welches ihm Fortunatus entführte und damit in sein Vaterland Cypern fuhr, wo er sich verheiratete und nach seinem Ableben zwei Söhne hinterließ, mit Namen Ampedo und Andolosia, welche das Seckel und das Hütlein von ihrem Vater erbten; wie ferner Fortunatus und seine gedachten beiden Söhne mit den zweien Kleinoden viel Wunders gethan und erlitten, auch Wollust und Freude, Noth und Drangsal bis an ihren Tod erfahren haben: woraus Jeder erlernen mag, daß Vernunft und Weisheit vor allen Schätzen der Welt zu erlangen alle Menschen begierig sein sollen.

Wie Fortunatus geboren ward, und wie sich sein Glück und Unglück erstlich anfieng.

In Cypern liegt eine Stadt, genannt Famagusta, darin wohnte ein edler Bürger, alten löblichen Herkommens, genannt Theodorus: dem hatten seine Eltern groß Gut hinterlaßen, also daß er reich und mächtig war. Dabei war er jung, eines fröhlichen Muths und betrachtete wenig, wie seine Eltern zu Zeiten das Ihre gespart und gemehrt hatten. Sein Gemüth war ganz und gar auf zeitliche Ehre, Freude und Wollust des Leibes gerichtet, er führte einen königlichen Staat mit Stechen, Turnieren, dem König zu Hof reiten, und verthat damit großes Gut. Das verdroß seine Freunde und Verwandten: darum gedachten sie ihm ein Weib zu geben, ob sie ihn von solchem bösen Leben ziehen möchten, und schlugen ihm das vor. Es gefiel ihm wohl, und verhieß ihnen darin zu folgen.

Und als er sich in ihren Willen gegeben, fiengen die Freunde an, ihm nachzufragen um ein Gemahl. Es war aber ein edler Bürger in der Stadt Nicosia, der Hauptstadt in Cypern, da die Könige gemeiniglich Hof hielten: der hatte eine schöne Tochter, geheißen Gratiana: die ward ihm verlobt und nicht weiter nachgefragt was er für ein Mann wäre, sondern weil er im Rufe stand, so reich und mächtig zu sein, ward

ihm die Jungfrau heimgeführt. Er richtete eine köstliche Hochzeit an, wie denn gemeiniglich Gewohnheit ist, daß reiche Leute Reichthum und Herrlichkeit zu solcher Zeit beweisen. Als nun die Hochzeit vollbracht war, und männiglich an seine Ruhe gieng, nahm Theodorus die Jungfrau und lebte mit ihr freundlich und tugendlich, woran die Verwandten der Frau Wohlgefallen hatten und meinten, sie hätten ein gut Werk vollbracht, daß sie Theodorus, der so wild war, mit einem Weibe also zahm gemacht hatten; jedoch war ihnen unkund, daß der Natur nicht wohl zu widerstreben sei. Indem empfieng Gratiana einen Sohn, und gebar ihn ehe das Jahr nach der Hochzeit zu Ende war, worüber die Verwandten beider Theile erfreut waren. Der Sohn ward getauft und Fortunatus geheißen. Und wiewohl Theodorus auch freudig war, so fieng er doch sein altes Wesen wieder an, mit Stechen, Turnieren, vielen Knechten und köstlichen Rossen und ritt dem König zu, ließ Weib und Kind, fragte nicht wie es gieng, verkaufte heut ein Gut, und morgen ein anderes: das trieb er lang und viel, bis er nichts mehr zu verkaufen noch zu versetzen hatte, und kam also in Armut, verzehrte seine jungen Tage unnützlich und war so arm, daß er weder Knecht noch Magd halten mochte, und muste die gute Frau Gratiana selber kochen und waschen, als ein armes Weib.

Und als sie nun einmal zu Tisch saßen, und eßen wollten, hätten sie gern wohlgelebt, wenn sie es gehabt hätten. Da sah der Vater den Sohn gar ernstlich an und seufzte von Grund seines Herzens. Das ersah der Sohn, der nun bei achtzehn Jahr alt war und nichts konnte als lesen und seinen Namen schreiben; doch verstand er wohl mit Federspiel und anderm

Waidwerk umzugehen, das dann auch seine Kurzweil war; der fieng an und sprach zu dem Vater: O mein lieber Vater, was liegt dir an? Ich habe gar wohl an dir gemerkt, wenn du mich ansiehst, daß du betrübt wirst: darum so bitt ich dich, lieber Vater, sage mir, hab ich dich irgend erzürnt, das laß mich wißen, denn ich bin willens, ganz nach deinem Willen zu leben. Der Vater antwortete: O lieber Sohn, darum ich traure, daran hast du keine Schuld, ich kann auch niemand beschuldigen als mich selbst. Wenn ich gedenke, wie großes Gut ich beseßen habe, und wie unnützer Weise ich dessen ledig geworden bin, das doch meine Vorfahren so getreulich erspart hatten, wie ich von Rechtswegen auch gethan und unser altes Geschlecht bei Ehren erhalten haben sollte; und wenn ich dich dann ansehe und gedenke, daß ich dir weder rathen noch helfen kann, so hab ich groß Herzeleid und Tag und Nacht keine Ruhe. Dazu sehe ich, wie mich Alle die verlaßen, mit denen ich mein Gut so mildiglich getheilt habe: denen bin ich jetzt ein unwerther Gast.

Darauf antwortete Fortunatus: O allerliebster Vater, laß ab von deinem Trauern, und sorge nicht für mich: ich bin jung, stark und gesund, ich will gehen in fremdes Land, und dienen, es ist noch viel Glück in der Welt, ich hoffe zu Gott, mir wird dessen auch noch ein Theil. Du aber hast einen gnädigen Herrn an unserm Könige, dem mache dich unterwürfig und diene ihm, so verläßt er dich und meine Mutter nicht bis an euer Ende. Für mich sorgt nicht, ich bin erzogen, wofür ich euch großen Dank sage. Hiermit stand er auf, und gieng mit einem Federspiel, so er hatte, aus dem Hause ans Meer, und gedachte was er anfahen sollte, daß er nicht mehr zu sei-

nem Vater käme, damit er sich nicht über ihn betrübe. Und als er an dem Meer hin und her gieng, da lag im Hafen eine Venediger Galeere, welche Pilger nach Jerusalem gebracht hatte; auf der war ein Graf von Flandern, dem waren zwei Knechte gestorben. Und als der Graf keine Geschäfte mehr bei dem König hatte und der Schiffspatron fertig war und man zur Abfahrt blies, gieng der Graf und viel andere Edelleute mit ihm zu Schiffe: das sah der betrübte Fortunatus, und gedachte: O möchte ich ein Knecht dieses Herrn werden, und fahren mit ihm so weit, daß ich nicht mehr nach Cypern käme! gieng also dem Grafen entgegen, machte ihm gar schöne Reverenz, daran der Graf wohl merkte, daß es keines Bauern Sohn wäre, und hub an und sprach: Gnädiger Herr, ich habe vernommen, daß euch Knechte abgegangen sind: Bedarf euer Gnaden nicht eines andern? Der Graf fragte: Was kannst du? Er antwortete: Ich kann jagen und beizen, und was zum Waidwerk gehört; dazu einen reisigen Knecht vorstellen, wenns vonnöthen ist. Der Graf sagte: Du wärst mir schon recht; aber ich bin von fernen Landen, und fürchte, du ziehst nicht so fern von deiner Heimat. Fortunatus antwortete: O gnädiger Herr, ihr könnt nicht so fern ziehen, daß ich nicht wollte, es wär noch viermal so fern. Der Graf sprach: Was muß ich dir zu Lohn geben? Fortunatus sagte: Gnädiger Herr, ich begehre keinen Lohn: darnach ich diene, darnach lohnet mir. Dem Grafen gefielen die Worte des Jungen wohl, und sprach: Die Galeere will gleich abgehen, bist du fertig? Er sagte: Ja Herr, und warf das Federspiel, so er in der Hand hatte, in die Luft, ließ es fliegen, und gieng ungesegnet, und ohne Urlaub von Vater und Mutter, mit dem

Grafen als ein Knecht in die Galeere, fuhr also vom Lande, und hatte wenig baar Geld bei sich, kam aber in kurzer Zeit mit gutem Glück gen Venedig.

Wie Fortunatus ohne Wißen von Vater und Mutter mit einem Grafen nach Flandern schiffte.

Und als sie gen Venedig kamen, hatte der Graf schon zuvor alle Herrlichkeit daselbst gesehen, darum ihn nicht mehr gelüstete, länger da zu bleiben: seine Begierde stand nach seiner Heimat, und zu seinen guten Freunden, wie er denn auch Willens war, so ihm Gott vom heiligen Land wieder heim hülfe, ein Gemahl zu nehmen, eines Herzogen Tochter von Cleve, die schön und jung war; und es war Alles auf seine Wiederkunft verabredet: desto größer war sein Verlangen nach Hause. Er rüstete sich also zur Reise, ließ Pferde kaufen, kaufte auch zu Venedig schöne Kleinode von Sammet und Gold, und was sonst zu einer köstlichen Hochzeit gehört. Wiewohl er viel Knechte hatte, so konnte doch keiner Welsch als Fortunatus, und der war auch geschickt zum Kaufen und Reden. Darob hatte der Graf ein groß Wohlgefallen und gewann ihn lieb: das merkte Fortunatus und befliß sich, seinem Herrn je länger je beßer zu dienen. Er war allezeit der letzte, und am Morgen der erste bei ihm, das merkte der Herr. Und als man nun dem Grafen viele Rosse gekauft hatte, darunter etliche schlimm waren (wie denn gewöhnlich ist, wo viel Rosse beieinander stehn, daß schlimme darunter sind), da hielt der Graf eine Musterung darüber, vertheilte sie unter seine Diener und gab Fortunato eins von den Besten. Das verdroß die andern Knechte.

Da fiengen sie an ihn zu haßen und sprach Einer zu dem Andern: Seht an, hat uns der Teufel mit den Welschen beschißen. Nicht desto minder musten sie ihn mit seinem Herrn reiten laßen, und durfte ihn keiner beim Grafen verklagen oder verunglimpfen. Der Graf kam also mit Freuden heim, und ward herrlich empfangen von allem seinem Volk, denn sie hatten ihn gar lieb, und er war ein frommer Graf, der seine Unterthanen auch lieb hatte. Als er nun in sein Land gekommen war, da kamen seine Nachbarn und guten Freunde, die empfiengen ihn gar schön, und lobten Gott, daß er so eine gottselige Reise vollbracht hätte, fiengen auch an von dem Verlöbniss zu sprechen: damit war er gar wohl zufrieden, und bat und begehrte nur, daß die Sache vor sich gienge, welches auch in kurzen Tagen geschah, und ward ihm des Herzogen Tochter von Cleve vermählt. Da ward eine große und köstliche Hochzeit gehalten, wovon viel zu schreiben wäre, denn es kamen viel Fürsten und Herrn dazu. Da ward gestochen, turniert, scharf gerannt, und ander Ritterspiel getrieben, vor den schönen und edeln Frauen. Wie viel aber die Fürsten und Herrn edler Knechte oder andrer Diener mit sich auf die Hochzeit gebracht hatten, so war doch keiner unter ihnen, dessen Dienst und Wesen Frauen und Männern beßer gefiel, denn Fortunatus. Sie fragten den Grafen, von wannen ihm der höfliche Diener käme? Er sagte ihnen, wie er zu ihm gekommen wäre auf der Heimfahrt von Jerusalem, und sagte, wie er ein so guter Jäger wäre: die Vögel in der Luft, und die Thiere in den Wäldern wären nicht vor ihm sicher, zudem daß er sonst wohl dienen, und jedermann behandeln könnte, je nachdem er wäre. Durch solches Lob, so ihm sein Herr gab,

ward ihm viel geschenkt von Fürsten und Herren und von edeln Frauen.

Wie Fortunatus im Stechen und Turnieren bei seines Herrn Hochzeit in Flandern das Beste that und beide Kleinode gewann.

Als nun die Fürsten und Herren gestochen hatten, ward der Herzog von Cleve, und der Graf, sein Tochtermann, zu Rath, sie wollten den Dienern der Herrn, so auf der Hochzeit wären, zwei Kleinode, bei zweihundert Kronen werth, ausstellen: darum sollten sie zwei Tage stechen, und die achtzig Diener sollten sich in vier Rotten von Zwanzigen theilen, und jeden Tag zwei Rotten gegeneinander stechen, und wer das Beste thäte, der sollte der Kleinode eins haben. Des waren die Diener froh, und Jeder verhoffte das Beste zu thun. Als sie nun den ersten Tag stachen, zwanzig gegen zwanzig, da gewann den Preis ein Diener des Herzogen von Brabant, und als sie den andern Tag stachen, da gewann Fortunatus den Preis. Das mißfiel dem meisten Theil der Diener, und baten alle Timotheum, des Herzogen von Brabant Diener, der das Kleinod gewonnen hatte, daß er Fortunatum herausforderte, mit ihm zu stechen, und ihm sein Kleinod gegen das seine setzte: das wollten sie alle und ein jeder insbesondere um ihn verdienen. Timotheus konnte die Bitte seinen guten Gesellen nicht wohl abschlagen, und entbot Fortunato, wie er sein Kleinod gegen das seine setzen wollte, und mit ihm darum stechen vor den Frauen und Jungfrauen, und welcher das Beste thäte, der sollte die Kleinode beide haben. Da Fortunatus das vernahm, bedachte er sich nicht lange, wiewohl er zuvor nie gestochen hatte, und sagte ihm das zu. Die Mär

kam vor die Herren, daß Timotheus und Fortunatus miteinander stechen wollten um ihr Kleinod: das hörten sie gern. Also rüsteten sie sich gleich, und kamen auf den Plan, ritten männlich aneinander, und hätte jeder gern das Beste gethan; doch im vierten Ritt rannte Fortunatus den Timotheum hinter seinen Gaul, eine Lanze lang, und gewann die zwei Kleinode, die wohl zweihundert Kronen werth waren. Da erhub sich erst ein großer Neid und Haß, allermeist aber unter des Grafen von Flandern Dienern. Aber der Graf sah gern, daß seiner Diener Einer die Kleinode gewonnen hatte, wußte nichts um den Unwillen, so seine Diener gegen Fortunatum hatten, auch wagte es Keiner dem Grafen zu sagen.

Nun war ein listiger Fuchs, Namens Rupert, der sprach: Hätt er zehn Kronen baar, so wollt er sich unterstehen, den Welschen dazu zu bringen, daß er von freien Stücken eilends hinwegritte, ohne Urlaub seines Herrn; auch wollt er es so anstellen, daß Keiner von ihnen deshalb in Verdacht käme. Sie sprachen alle zu ihm: O lieber Rupert, kannst du das, warum feierst du denn? Er sprach: Ich kanns ohne Geld nicht zuwege bringen: gebt mir ein Jeder eine halbe Krone, und bringe ich ihn nicht von Hof, so will ich einem Jeden eine ganze Krone dafür geben. Sie waren alle willig, und welcher sie nicht baar hatte, dem liehen die andern, also daß sie fünfzehn Kronen zusammenbrachten, und gaben sie dem Rupert. Da sprach er: Nun rede mir Niemand dazwischen und thue Jedermann wie zuvor in allen Dingen. Also gesellte sich Rupert zu Fortunatus, war gar freundlich mit ihm, und sagte ihm alle Geschichten, die im Lande geschehen waren: das hörte Fortunatus gern; auch fieng er an, ihn zu schönen

Frauen zu führen, und wo sie also hinkamen, sandte Rupert allemal aus nach Wein und anderm Geschlecke, lobte ihn sehr, wie er so reich und edel wäre, welches Fortunatus wohl leiden mochte. Doch wollte Fortunatus allweg auch Geld geben; Rupert aber wollte nichts haben, und sagte: Er wäre ihm lieber, denn keiner seiner Brüder, und was er hätte, das gönnte er ihm: solche gute Worte gab er ihm viel. Diese Gesellschaft trieben sie lang, daß es die andern Diener verdroß, und sprachen: Meinet Rupert, Fortunatus mit solchem Leben wegzubringen? Ja wäre er jenseits des Meeres in Cypern, und wüßte solches Leben hier, er sorgte, daß er bald herkäme. Fürwahr, thut Rupert nicht, was er uns verheißen, er muß uns dreißig Kronen geben, und wär es sein letzter Heller. Das erfuhr Rupert, spottete seiner Gesellen, und sprach: Ich weiß mir sonst keinen Tag mehr zu machen als mit euerm Geld. Doch, als sie das Geld gar verzehrt hatten, eines Abends spät, da sich der Graf mit seinem Gemahl zur Ruhe begeben, und Niemand auf den Dienst zu warten brauchte, kam Rupert zu Fortunato in seine Schlafkammer, und sagte: Mir ist etwas insgeheim gesagt worden, von meines Herrn Kanzler, der mein besonders guter Freund ist, und wiewohl er mirs hoch und theuer, so lieb mir seine Freundschaft sei, verboten hat, so kann ichs doch dir, als meinem guten Gönner, nicht verhalten, denn es ist ein Handel, der dich auch betreffen möchte. Und dieß ist die Sache: Da wie du weist, unser Herr und Graf sich ein edles und schönes Gemahl genommen, dazu viel schöner Frauen und Jungfrauen in seinem Frauenzimmer hat, so ist ihm eine Phantasie eingefallen und fürchtet für sein Gemahl und die andern, die im Frauenzimmer bei

ihr sind, von den jungen Kämmerlingen, so ihm dienen; denn wiewohl er verhofft, sie seien so ehrsam, daß sie um keinen Preis etwas Unehrliches thun möchten, so liegt ihm doch im Sinn, wie es ein so blind Ding ist um die Liebe, und wenn die angezündet wird und anbrennt, wie hart sie zu erlöschen ist, denn zwei liebhabende Menschen, die einander in ganzen Treuen lieb haben, das kann Niemand scheiden, denn allein der Tod. Um nun Solchem zuvorzukommen, ist ihm gerathen worden, und ist auch seine Meinung, daß er morgen will gen Lauffen reiten, wo er mit einem Grafen um Land und Leute zu rechten hat, und will alle seine Diener mit sich nehmen, denn er weiß wohl, daß der Graf von St. Poll, so wider ihn ist, auch köstlich kommt. Und wenn er also da wird sein, so will er die vier Frauendiener verschneiden laßen, es sei ihnen lieb oder leid (denn es ist ein gar guter Meister zu Lauffen), alsdann wieder in das Frauenzimmer thun, und den Frauen dienen laßen wie zuvor; alsdann will er seinem Gemahl Solches sagen, und gebieten, daß sie es heimlich halte, weiß aber wohl, daß sie es ihrer obersten Kämmrerin sagen wird, und also immer eine der andern, bis sie es alle wißen, und damit so meint er vorzubeugen, daß die Liebe keinen Eingang finde in seinem Frauenzimmer, weil ihm bewußt ist, daß keine Frau einen verschnittenen Mann lieb gewinnt; es ist ganz wider die Natur. Und da Fortunatus die Worte vernahm, erschrak er darüber sehr, und fragte ihn, ob er nirgend einen Ausgang aus der Stadt wüßte? Er wollte ihn bitten, daß er ihm den wiese, so wollte er von Stund an hinweg, und seines Herrn Vornehmen nicht erwarten: und gäb er mir all sein Gut, und könnte mich zum König in Engelland machen,

so will ich ihm keinen Tag mehr dienen. Darum, lieber Rupert, hilf und rath, daß ich hinwegkomme. Rupert sprach: Wiße, lieber Fortunatus, die Stadt ist aller Orten verschloßen, und kann Niemand aus und einkommen, bis Morgen früh, so man Messe läutet, da schleußt man das Thor Porta de Vacche, das ist die Kühpforte, am früheſten auf. Aber lieber Fortunatus, wenn es um mich eine solche Gestalt hätte, als um dich, so wollte ich mich dessen nicht weigern, denn du wärst ein gemachter Junker dein Lebtag, und ich wollte, daß man mich zu Solchem bestimmte, wollte mich gar nicht bedenken, mich willig darein zu ergeben. Fortunatus sprach: Ich wollte eher betteln gehen, und keine Nacht liegen, da ich die andere gelegen. Rupert sprach: Mir ist leid, daß ich dir diese Dinge geoffenbart habe, da ich sehe, daß du darum hinwegwillst, denn ich habe all mein Hoffen auf dich gehabt, daß wir als Brüder mit einander leben, und unsre Zeit vertreiben wollten. Da du aber von hinnen willst, so laß mich doch durch Briefe wißen, wo du dein Wesen haben wirst. So dann unser Herr sein Frauenzimmer versehen hat, mit verschnittenen Kämmerlingen, wollt ich dir schreiben, so möchtest du wiederkommen, denn mir zweifelt nicht, du hast allweg einen gnädigen Herrn. Fortunatus antwortete gar schnell: Du sollst mir weder schreiben noch entbieten, denn dieweil ich lebe, so komm ich an den Hof nicht mehr; auch sollst du nicht offenbaren, daß ich also davon geritten bin, ich sei denn zuvor drei Tage hinweg gewesen. Das verhieß ihm Rupert, nahm also Urlaub von ihm, und stellte sich gar kläglich an, als ob es ihm gar leid wäre, und gesegnete ihn mit dem ganzen himmlischen Heer. O was guter Worte giengen da aus einem falschen

Herzen! Judas wäre da ein frommer Mann gewesen. Es war nun um Mitternacht, da gemeiniglich jedermann schläft; aber Fortunatus kam kein Schlaf in seine Augen, ihn gedeuchte jede Stunde eines Tages lang, denn er besorgte, der Graf würde es inne, daß er hinweg wollte, und ließe ihn fangen. Er erwartete mit Angst und Noth bis der Tag anbrach, da war er auf, gestiefelt und gespornt, nahm sein Federspiel und Hund, als ob er auf die Jagd reiten wollte, und ritt hinweg

und eilte so sehr, und wär ihm ein Aug entfallen, so hätte er es nicht aufgehoben.

Wie Fortunatus heimlich hinwegfloh, weil man ihm ein Grausen gemacht hatte.

Und als er bei zehn Meilen geritten war, da kaufte er ein ander Pferd, saß darauf und ritt eilends weiter; doch sandte

er dem Grafen sein Roſs, Hund und Federſpiel alles wieder heim, daß er nicht Urſach hätte ihm nachzuſenden. Da nun der Graf erfuhr, daß Fortunatus hinweg war, ohne Urlaub, da er ihm doch nichts Böſes bewieſen, auch ihm noch keinen Sold gegeben hatte, nahm es ihn Wunder, fragte darum die Diener alle, und jeglichen insbeſondere, ob keiner wüſte, was doch die Urſach wäre ſeines Entweichens: ſie ſagten alle, ſie wüſtens nicht, und ſchwuren, ſie hätten ihm kein Leid gethan. Der Graf gieng ſelber zu ſeinem Gemahl und Frauenzimmer, und fragte ſie, ob ihm Jemand Verdruß hätte gethan? Aber Niemand wuſte was die Urſach ſeines Hinwegſcheidens wäre. Sein Gemahl und das Frauenzimmer ſagten: Daß ihm nie ein Leid geſchehen wäre, weder mit Worten noch mit Werken, denn am Abend, als er von ihnen gegangen, wär er fröhlicher geweſen als je, hätte ihnen von ſeinem Land geſagt, und wie die Frauen da gekleidet giengen, und von andern Sitten und Gewohnheiten, und das mit ſo böſem Deutſch, daß wir das Lachen nicht verbergen konnten, und da er uns lachen ſah, fieng er auch an zu lachen, und mit lachendem Mund iſt er von uns geſchieden. Der Graf ſprach: Kann ich jetzt nicht inne werden, warum er hinweg iſt, ſo werde ichs hernach inne, und fürwahr, werde ichs inne, daß etwa einer der Meinen Urſache ſeines Hinwegſcheidens iſt, er ſoll es entgelten, denn ohne Urſache iſt er nicht von hinnen geſchieden: ich weiß daß er bei fünfhundert Kronen verdienen konnte, während er hie geweſen iſt, und ich hätte gemeint, er ſollte ſein Lebtag nicht hinweg begehrt haben. Ich ſehe aber wohl, daß er nicht Luſt hat wieder zu kommen, weil er ſeine Kleinode und was er Gutes beſaß, mit ſich hinweggenommen hat.

Da nun Rupert sah, wie es seinem Herrn so leid um ihn war, befiel ihn die Furcht, seiner Gesellen einer möchte etwa sagen, wie Rupert ihn hinweg geschafft hätte, und gieng zu jedem insbesondere und bat sie, nicht zu melden, daß er daran Ursache wäre: das gelobten sie ihm gar treulich zu thun. Sie hätten aber gern gewust, mit welcher List er ihn dazu gebracht, daß er so eilends ohne Urlaub (als ob er was Arges verbrochen hätte) entflohen wäre. Da war Einer unter ihnen, der vor den andern bei Ruperten wohlgelitten war: der lag ihm an mit Fragen, und wollte wißen, wie er ihn hinweg gebracht hätte. Da er nicht abließ mit Fragen, sagte er ihm, wie Fortunatus ihm von seinem Vater erzählt hätte, wie er in Armut gekommen wäre und an des Königs Hof von Cypern diente: da hab ich ihm gesagt, wie ein reitender Bote eilends zum König von England gefahren sei, ihm zu sagen, daß der König von Cypern todt sei, denn sie wären nahe Verwandte, und der habe noch bei gesundem Leib seinen Vater Theodorum in den Grafenstand erhoben, und ihm eine Grafschaft gegeben, denn ein Graf mit Namen Anshelm von Terracina wär ohne Leibeserben verstorben, und da Theodorus der Erste gewesen, der ihn um das Lehen gebeten hätte, wenn es ihm heimfiele, so habe ihm der König die Grafschaft gleich eingegeben, ihm und seinen Erben, ihn auch mit Brief und Siegel darüber versorgt nach aller Nothdurft. Da ich das sagte, gab er meiner Rede nicht viel Glauben, denn er sprach: Ich wollte gern, daß es meinem Vater wohl gienge. Auf Solches ist er weggeritten. Da die andern Diener diese Rede vernahmen, sprach einer zu dem andern: Wie ist Fortunatus so unklug gewesen: wäre ihm ein solch Glück zugefallen, und

hätte das unserm Herrn gesagt, er hätte ihn wohl anständig ausgerüstet und unserer drei oder vier mit ihm gesandt: so wär er mit großen Ehren von hinnen gekommen, und hätte einen gnädigen Herrn sein Lebtag gehabt.

Wie Fortunatus zu London in böse Gesellschaft gerieth.

Nun laßen wir den Grafen mit seinen Dienern, die nicht wusten, wie Rupert mit Lügen umgienge, und vernehmen, wie es Fortunato fürder ergangen ist. Als er ein ander Rofs kaufte, und seinem Herrn das seine wieder sandte, hatte er noch immer Sorge, man setze ihm nach, eilte also noch beßer, bis er gen Calais kam: da setzte er sich in ein Schiff und fuhr gen England, denn er fürchtete das Verschneiden so sehr, daß er sich diesseits des Meeres nicht für sicher hielt. Als er nun nach England kam, und vermeinte sicher zu sein, fieng er an wieder gutes Muths zu werden. Kam also in die Hauptstadt Englands, genannt London, da von allen Orten der Welt Kaufleute liegen, und ihr Gewerb treiben: da war eine Galeere aus Cypern angekommen, mit köstlicher Kaufmannschaft und vielen Kaufleuten. Darunter waren zwei Jünglinge, die reiche Väter in Cypern hatten, und denen viel köstliche Kaufmannschaft befohlen war. Sie waren aber zuvor nie ausgewesen, und wusten nicht viel, wie man sich halten soll in fremden Landen, als so viel sie von ihren Vätern gehört hatten, deren guter Unterweisung sie hätten folgen sollen. Da nun die Galeere mit der Kaufmannschaft ausgeladen, und dem König der Zoll gegeben war, daß ein jeder mochte kaufen und verkaufen, fiengen die zwei Jünglinge auch an, ihre Kaufmannschaft zu verkaufen, und lösten ein

groß Geld, worüber sie Freude hatten, denn sie waren nicht gewohnt mit baarem Geld umzugehen. Zu denen kam Fortunatus, begrüßten einander gar schön, wurden gute Gesellen, und fanden gleich eine unnütze Rotte Buben, zu denen sie sich gesellten: die wusten die Leute zu leckern mit schönen Frauen, mit Spielen und mit Wohlleben. Sie lebten also in Freuden, und wenn einer eine schöne Buhle hatte, so wollte der andere noch eine hübschere haben, es koste was es wolle. Das trieben sie bis zu einem halben Jahr: da war es bald an dem, daß sie nicht viel baar Geld mehr hatten; doch war der eine mehr los geworden, als der andere.

Fortunatus, der am Wenigsten hatte, ward auch am ersten fertig. Seinen Gesellen ergieng es nicht viel beßer, denn was sie zu London gelöst, das war alles verthan mit schönen Frauen. Da war die Liebe bald aus; nichts desto weniger meinten sie, noch geliebt zu sein: des ward ihrer nicht wenig gespottet: fahrt hin, und holet mehr! Indem waren die Kaufleute von Cypern fertig mit Kaufen und Verkaufen, und rüstete sich der Patron hinweg zu fahren. Auch giengen die zwei Jünglinge in die Herberge über ihre Rechnung, und fanden wohl, daß sie viel Geldes gelöst, aber nicht viel Waare dafür gekauft hatten nach ihres Vaters Anweisung: es war alles um naßen Zucker hinweggegeben; und wäre des Geldes mehr gewesen, so wäre es auch dahin gegangen. Doch setzten sie sich auf die Galeere, und fuhren wieder heim, ohne Kaufmannsschatz; wie sie aber von ihren Vätern empfangen werden, da laß ich sie sorgen.

Wie Fortunatus zu seiner Buhlen gieng, Geld von ihr zu entlehnen.

Als Fortunatus allein und ohne Geld war, gedachte er, hätte ich zwei oder drei Kronen, so wollt ich nach Frankreich: vielleicht fände ich einen Herrn; gieng also wieder zu seiner Buhlen und bat, daß sie ihm zwei oder drei Kronen liehe, er wollte nach Flandern zu einem Vetter: da hätte er vierhundert Kronen, die wolle er holen, und sich dann erst recht lustig mit ihr machen. Sie sprach: Weist du Geld zu holen, das magst du wohl thun, doch ohne meinen Schaden. Daran verstand er wohl, daß er da kein Geld zu erwarten hätte und gedachte bei sich selbst: hätte ich mein Geld wieder, ich wollte es nicht mehr dahin aufzubewahren geben, und sprach: Liebes Kind, schaff uns nur Wein, und laßt uns doch eins mit einander trinken. Sie sagte zu ihrer Magd: Geh, bringe eine Kanne Bier, und laß den Esel saufen. Das war der Dank, den er um sie verdient hatte. Da Fortunatus also verlaßen war, gedachte er: ich muß dienen, so lange, bis ich zwei oder drei Kronen bekomme, und gieng des Morgens an den Platz, den man nennet die Lombarder Straße, da alle Welt zusammen kommt, und fragte allda, ob jemand eines Knechts bedürfte? Da war ein reicher Kaufmann von Florenz, der gar köstlich Hof und viele Knechte hielt, denn er brauchte sie alle in seinem Gewerb und Handel: der dingte Fortunatus, verhieß ihm zwei Kronen monatlich zu geben und führte ihn mit sich heim. Da fieng er gleich an bei Tische zu dienen, wobei der Herr im Haus, Jeronimo Roberti, wohl sah, daß er mehr bei ehrsamen Leuten gewesen. Da sandte er ihn, Güter auf die Schiffe zu führen, und wenn die Schiffe kamen, sie zu

entladen, denn die großen Schiffe konnten bei zwanzig Meilen nicht zu der Stadt kommen; und was er ihm befahl, verrichtete er gar wohl.

Wie ein Florentiner, Namens Andreas, zu einem gefangenen Engländer ins Gefängniſs kam.

Nun war ein Florentiner, eines reichen Mannes Sohn, genannt Andreas, dem hatte sein Vater großes Gut gegeben, und ihn damit gen Brügge in Flandern gesandt: das hatte er auch in kurzer Zeit unnütz verthan; aber damit begnügte er sich nicht, sondern nahm Wechsel auf seinen Vater, dem er schrieb, er wolle ihm viel Gut senden. Das glaubte der, und bezahlte also für den Sohn so lange und viel, bis daß er nichts mehr hatte, und wartete fest auf die Kaufmannschaft, so ihm sein Sohn schicken sollte. Er soll es ihm noch senden, wie unser Söhnlein auch. Als nun der Bube gar nichts mehr hatte, und den Glauben verloren unter den Kaufleuten, auch unter Huren und Buben, daß ihm niemand weder leihen, geben noch borgen wollte, gedachte er, er wollte gen Florenz: da fände er vielleicht eine alte Wittwe, mit der er sich heraus riße. Als er nun heimwärts fuhr, kam er in eine Stadt in Frankreich, genannt Turin: da lag ein reicher Edelmann gefangen, der war von London aus England; das hörte er von dem Wirth und sprach: Lieber Wirth, kann ich nicht zu dem gefangenen Mann kommen? Der Wirth sprach: Ich will euch wohl zu ihm führen; er liegt aber so hart angeschmiedet, daß es euch erbarmen wird. Als nun Andreas zu dem Gefangenen kam, redete er englisch: des war der Gefangene froh und fragte ihn: Ob er nicht zu London den Jeronimo

Roberti kennte? Er sprach: Ich kenne ihn wohl, und er ist mein guter Freund. Da sprach der Gefangene: Lieber Andreas, laß deine Reise nach Florenz und zieh hin zu Jeronimo Roberti und sage ihm, daß er helfe und rathe, daß ich losgekauft werde. Er kennt mich, und weiß wohl was ich im Vermögen habe. Meine Verwandten meinen, der König solle mich auslösen, weil ich in seinem Dienst gefangen wurde; aber der König will es nicht thun, weil er sagt, er habe mir einen großen Sold gegeben, täglich vier Kronen auf zwei Pferde: warum ich nicht weiter umgeritten sei, daß ich den Feinden nicht in die Hände gefallen wäre. Zum andern zieme es sich nicht, daß ein König Gefangene löse, denn wenn man einen Gefangenen um tausend Kronen ließe, so müßte ein König zehntausend geben. Aus diesen Gründen lösen sie mich nicht, und währt es noch eine Weile, so komm ich um meine heilen Glieder, denn schon fangen mir die Schenkel an zu faulen. Darum sage dem Jeronimo Roberti, daß er mich ledige, ich wolle ihm das ausgelegte Geld dreifach wiedergeben. Nun lieber Andreas, gieb dir Mühe und wende allen Fleiß an: so verheiße und gelobe ich dir, daß ich dir fünfhundert Kronen geben will, und will dir auch dazu ein gutes Amt schaffen. Sage auch meinen Verwandten, wie du hier bei mir gewesen seist, und daß sie meine Bürgen werden sollen bei Jeronimo. Andreas sagte zu dem Gefangenen: er wollte sich treulich in der Sache bemühen; zog also gen London, und brachte die Sache, so ihm befohlen, an den Jeronimo Roberti. Dem gefiel die Sache wohl, wenn er nur gewiss gewesen wäre, daß ihm für eine Krone drei würden. Nun kannte er den Andreas, daß er ein böser Bube war; nichts desto weniger sagte er zu

ihm: Gehe hin zu den Verwandten und an des Königs Hof: magst du den Weg finden, daß man mir Bürgschaft thut, so will ich ihm das Geld darleihen. Andreas fragte nach des Gefangenen Freunden und sagte ihnen, wie es um ihn stünde, wie er so hart angeschmiedet wäre: es lag ihnen aber nicht so hart an. Sie sagten ihm, er sollte zu dem König oder seinen Räthen gehen, und ihnen Solches vorhalten, denn er wäre in des Königs Diensten geschickt gewesen.

Als er nun gen Hof kam, und nicht vorkommen konnte mit seiner Sache, hörte er sagen, daß der König von England dem Herzogen von Burgund seine Schwester zum Gemahl gegeben hatte, dem er noch schuldig war, Kleinodien zu senden, die er mit vieler Mühe zusammen gebracht hatte, denn es waren gar köstliche Kleinodien, und hatte sie einem frommen Edelmann übergeben, der auch zu London in der Stadt war und Weib und Kind da hatte.

Da aber Andreas zu Hof sagen hörte, wie man dem Edelmann köstliche Kleinodien befohlen, fieng er an, und gesellte sich zu ihm, und sprach: Da er vernommen, daß der König dem Herzog von Burgund durch ihn köstliche Kleinodien senden wollte, so bäte er ihn gar freundlich, daß er ihn die Kleinodien sehen ließe, denn er wär ein Juwelier, und hätte zu Florenz gehört, wie der König köstlichen Kleinodien nachfragte und wäre deswegen so weit hergekommen, in der Hoffnung, der König sollte ihm auch etliche Stücke abkaufen, wie er noch im Sinn hätte. Der fromme Edelmann sprach: So kommt mit mir, ich will sie euch sehen laßen, und führte ihn mit sich heim. Nun war es längst Mittag; da sprach er: Wir wollen zuvor eßen, so wird meine Frau nicht unwillig. Sie aßen also

mit einander und tischten gar lange, wie es denn Gewohnheit in England ist. Als sie nun gegeßen hatten, und fröhlich gewesen waren, führte er ihn in seine Schlafkammer, schloß eine gar schöne Kiste auf und brachte die Kleinodien in einem schönen Lädlein herbei und ließ sie ihn genugsamlich besehen. Es waren fünf Kleinodien, die kosteten sechzigtausend Kronen, je länger man sie ansah, je beßer sie einem gefielen. Andreas lobte sie sehr und sprach: Ich habe wohl etliche Stück; wären sie also eingefaßt, sie sollten etliche ausstechen. Das hörte der Edelmann gerne, und gedachte: hat er so köstliche Kleinodien, so muß unser Herr König noch mehr kaufen. Sie giengen also wieder gen Hof. Da sprach Andreas: Morgen um Mittag sollt ihr mit mir eßen in Jeronimo Roberti Haus: so will ich auch meine Kleinode euch laßen sehen. Das gefiel dem Edelmann wohl.

Also gieng Andreas zu Jeronimo Roberti, und sprach: Ich habe einen Mann gefunden an des Königs Hof: ich hoffe, der wird helfen, daß wir den Gefangenen ledig machen, und daß auch gute und gewisse Bürgschaft dafür geschehen muß, auf des Königs Zoll. Dem Jeronimo Roberti gefiel das wohl. Andreas sprach: Bereitet morgen die Malzeit desto beßer, so bringe ich ihn, daß er mit uns ißet. Das geschah, und des Morgens um die Malzeit brachte Andreas den Mann, und ehe sie zu Tische saßen, sagte Andreas zu Jeronimo: Man soll nicht viel von dem gefangenen Mann reden, denn es muß heimlich zugehen. Also aßen sie, waren fröhlich und tischten lange, und als die Malzeit geschehen war, gieng Jeronimo in seine Schreibstube. Da sagte Andreas zu dem Edelmann: Kommt mit mir hinauf in meine Kammer, so will ich euch

meine Kleinode auch sehen laßen. Sie giengen also mit einander in eine Kammer: die war über dem Saal darin sie gesessen hatten. Und als sie in die Kammer kamen, that Andreas, als wollte er eine große Truhe aufschließen, zuckte ein Meßer und stach den Edelmann, daß er fiel, und schnitt ihm die Gurgel ab, nahm ihm einen goldenen Ring, den er noch an seinem Daumen hatte, darein auch sein Insiegel künstlich gegraben war, und nahm die Schlüßel von seinem Gürtel, gieng eilends in des Edelmanns Haus zu seiner Frau, und sprach zu ihr: Frau, euer Gemahl sendet mich zu euch, daß ihr ihm die Kleinode schicket, so er mich gestern sehen ließ, und sendet hierbei euch zum Wahrzeichen seinen Ring, Siegel, und die Schlüßel zum Kästlein, darin die Kleinode liegen. Die Frau glaubte seinen Worten und schloß den Behälter auf: sie fanden aber die Kleinode nicht; der Schlüßel waren drei, sie suchten an allen Orten, aber umsonst. Zuletzt gab sie ihm Alles wieder, und sprach: Geht, und sagt, wir können sie nicht finden; er solle selbst kommen und sehen, wo sie seien. Andreas erschrak sehr, daß er einen Mord begangen und doch die Kleinode nicht bekommen hätte; denn er wollte gleich damit davon gehen. Dieweil er aber in des Edelmanns Haus gegangen, war das Blut durch die Dielen in den Saal geflossen: das sah der Herr, und rief alsbald seinen Knechten, und sprach: Von wannen kommt das Blut? Sie liefen und sahen zu: da fanden sie den frommen Edelmann todt liegen. Sie erschraken sehr, und vor großem Schrecken wusten sie nicht, was sie thun sollten.

Wie der Bösewicht Andreas einen Edelmann ermordete und ihn in ein Privet warf und davon kam, aber Jeronimo und all sein Gesind gefangen wurde.

Als sie nun also standen, so kommt der Schalk, sie schrieen ihn an: Was hast du gethan, daß du den Edelmann ermordest hast? Er sprach: Der Bösewicht wollte mich ermordet haben, denn er vermeinte köstliche Kleinode bei mir zu finden; so ist es mir viel lieber, ich habe ihn ermordet, denn er mich: Darum schweigt still, und macht kein Geschrei, so will ich den Mann in das Privet werfen, und wenn ihm jemand nachfragt, so sagt: Ich weiß nicht. Als sie gegeßen hatten, giengen sie hinweg; seitdem haben wir keinen gesehen. Damit warf er den Leichnam in das Privet, und eilte Tag und Nacht, daß er aus dem Lande kam, durfte an keinem Ort nicht bleiben, er fürchtete, ihm würden Boten nachgeschickt, daß er gestraft würde um die große Unthat. Er kam gen Venedig, und verdingte sich für einen Ruderer auf eine Galeere, und fuhr gen Alexandria, und sobald er dahin kam, verleugnete er den christlichen Glauben: da ward der Schalk wohl gehalten, und war auch sicher vor der Missethat, so er gethan, und hätte er hundert Christen ermordet, so wäre er sicher gewesen.

Als sich nun die Sache den Tag verlaufen hatte, da kam Fortunatus gen London von Sanduwick, wo er seines Herrn Gut in ein Schiff geladen hatte. Als er nun sein Geschäft, so ihm befohlen war, gar wohl vollendet hatte, und in seines Herrn Haus kam, da ward er nicht so freundlich empfangen, als ein anderes Mal, wenn er aus gewesen war; auch bedeuchte ihn, als ob der Herr, Gesellen, Knechte und Mägde nicht so fröhlich wären, als er sie gelaßen hatte, welches ihn

sehr bekümmerte. Er fragte die Haushälterin, was sich verlaufen hätte in seinem Abwesen, daß sie alle traurig wären? Die gute alte Haushälterin, der auch der Herr sehr lieb war, sagte zu ihm: Fortunatus, laß dichs nicht bekümmern, denn unserm Herrn ist ein Brief kommen von Florenz, wie ihm so gar ein guter Freund gestorben sei, darum er sehr betrübt ist. Er ist ihm nicht so nahe verwandt, daß er schwarz tragen dürfte; ihm aber wäre lieber ein Bruder gestorben, denn der gute Freund. Dabei ließ es Fortunatus auch bleiben, und fragte nicht weiter, und half ihnen auch traurig sein.

Als nun der Edelmann zu Nacht nicht heim kam, auch seiner Frau nichts entboten hatte, nahm es sie Wunder; doch schwieg sie still, und da er des Morgens abermals nicht kam, sandte die Frau aus an ihre guten Freunde an des Königs Hof, ihrem Gemahl nachzufragen, ob ihn der König in seinem Dienst versandt hätte, oder wo er wäre? Und sobald man hörte, daß man ihm nachfragte, da nahm es die Räthe selbst Wunder, daß der Mann nicht gen Hof gekommen war. Die Zeitung kam also vor den König, der sprach: Geht gleich in sein Haus, und seht, ob er die Kleinodien mit habe, denn dem König fiel in seinen Sinn, er möchte mit den Kleinodien hinweg sein. Denn wiewohl er ihn für einen Biedermann hielt, so gedachte er doch, das große Gut hätte ihn zu einem Bösewicht gemacht. Also ward es ruchbar, so daß je einer den andern fragte, ob er nicht wüßte, wo der Edelmann hingekommen wäre; aber niemand wuste von ihm zu sagen. Der König sandte zu seiner Frauen Haus, gar eilends, daß man fragte, und sähe, wo die Kleinodien wären; denn wiewohl ihm der Edelmann lieb war, doch ließ er den Kleinoden beßer

nachfragen, denn dem frommen Mann, wobei man wohl merken mag, wann es an das Gut geht, daß alle Liebe aus ist. Und da man die Frau fragte, wo ihr Mann und die Kleinodien wären? sprach sie: Es ist heute der dritte Tag, daß ich ihn nicht gesehen habe. Was sagte er aber, da er zuletzt von euch gieng? Sie sprach: Er wollte mit den Florentinern eßen, und sandte Einen mit seinem Siegel und den Schlüßeln: ich sollte ihm die Kleinodien senden; er wäre in Jeronimo Roberti Haus: da wären viel köstliche Kleinodien, die wollte man gegen einander schätzen. Also führte ich ihn in meine Kammer, und that ihm die Behälter auf, dazu er dann die Schlüßel hatte; wir aber fanden dieselben nicht, und gieng der Mann ohne sie hinweg, welches er ungern that; er hieß mich Alles durchsuchen, wir konnten sie aber nicht finden. Er fragte mich, ob mein Mann nicht noch besondere Verschlüße gehabt? Ich sprach: Er hätte kein anderes, denn Alles Gut, das er hatte, seine Siegel und Briefe, legte er all in das Kästlein; darin waren auch die Kleinodien. Sie waren aber nicht mehr da, denn wären sie noch darin gewesen, so hätte ich sie ihm gesandt.

Da die Boten das hörten, ließen sie alle Kisten, Behälter und Truhen aufbrechen: sie fanden aber die Kleinodien nicht. Die Frau erschrak gar sehr, daß man ihr in ihrem Hause also Gewalt thäte; auch erschraken des Königs Boten, daß man weder den Mann noch die Kleinodien finden konnte. Das sagte man dem König. Der König war mehr traurig um die Kleinodien denn um das Geld, so sie gekostet, denn man findet solche Dinge nicht zu Kauf, wenn man auch Geld hat. Der König und seine Räthe wusten nicht, was bei der Sache

zu thun wäre; doch beschloßen sie, man sollte Jeronimo Roberti und all sein Gesinde verhaften, daß sie Rechenschaft über den Mann gäben. Das geschah am fünften Tage, nachdem der Mann ermordet war. Da warteten des Richters Knechte, bis daß man die Malzeit aß, fielen in das Haus, und fanden sie alle beieinander, Mann und Frau, zwei Schreiber, einen Knecht, einen Stallknecht, zwei Mägde und Fortunatus, also daß ihrer neun Personen waren. Man führte sie ins Gefängniß, jeden in ein besonderes, fragte auch jeden insbesondere, wo die zwei Männer hingekommen wären. Sie sagten alle gleich: Als sie gegeßen hatten, sind sie hinweg gegangen und haben wir sie darnach nicht mehr gesehen, noch von ihnen gehört. Das genügte; sie nahmen dem Herrn, und den andern alle ihre Schlüßel, giengen in das Haus und suchten in allen Ställen, Kellern, in den Gewölbern, wo sie ihre Kaufmannswaaren liegen hatten, und allen Orten, ob sie den Mann vielleicht vergraben hätten: sie fanden aber nichts. Und als sie schon hinweg gehen wollten, da war einer, der hatte eine große brennende Kerze, oder ein Windlicht in der Hand, womit er alle finstere Winkel durchsuchte, aber doch nichts fand. Indem zieht er aus einer Bettstatt eine große Hand voll Stroh, zündete das an, und warf es in das Privet, und wie er hinabblickt, da sieht er des Mannes Schenkel empor stehen. Da fieng er an, und schrie mit lauter Stimme: Mord über Mord! der Mann liegt hie in dem Privet! Also brach man das Privet auf, und zog den Mann ganz unsauber heraus, mit der abgestochenen Kehle, und legten ihn vor des Jeronimo Haus, auf die offene Straße, so stinkend und unsauber als er auch war. Und da die Englischen den großen

Mord sahen, ward ein solch groß Geschrei über die Florenzer und alle Lombarder, daß sie sich verbergen und versperren musten, denn wo man sie auf der Gaße getroffen, wären sie

von dem gemeinen Mann alle erschlagen worden. Behend kam die Zeitung vor den König und vor den Richter: da ward befohlen, daß man Herren und Knechte peinigen und martern sollte, daß man des rechten Grundes inne würde, wie es mit dem Mann ergangen; auch sollte man Jeden besonders legen, und die Aussagen aufschreiben. Besonders aber sollte man den Kleinodien nachfragen.

Also kam der Henker und nahm zuerst den Herrn und schlug ihn an die Wage, peinigte ihn gar hart, er sollte sagen, wer den Mann ermordet, und warum sie ihn ermordet hätten, auch wo des Königs Kleinodien wären? Der gute Jeronimo merkte wohl an dem großen Ungestüm und der harten Marter, die man ihm anthat, daß man des Mords inne geworden, der in seinem Hause ohne sein Wißen geschehen und ihm sehr leid war; und weil er sah, daß es nicht anders sein möchte, fieng er an und sagte, wie Alles ergangen wäre: daß Andreas ihn gebeten, ein gut Mal zu bereiten, er sollte einen Edelmann zu Gast haben, der ihm helfen sollte, einen andern Edelmann frei zu machen, der zu Turin in Frankreich gefangen läge; und daß er das in aller Güte gethan, seinem gnädigen Herrn, dem König und dem ganzen Land zu lieb, auch nicht anders gewust habe. Da aber die Malzeit vorbei war und ich ohne auf sie zu achten, in meiner Schreibstube saß und schrieb und nach dem Schreiben hinausgieng, da sah ich daß das Blut von der Decke des Eßsaals niederrann. Ich sandte meine Knechte nachzusehen: da kamen sie und sagten, welche Gestalt es hätte. Ich wuste nicht, wie es zugegangen war: darüber kommt der Schalk Andreas gelaufen, den stellte ich zur Rede um den Mord. Er sagte, der andre habe ihn er=

morden wollen, aber Gott habe ihm das Glück gegeben, ihm zuvorzukommen. Da nahm er den Mann, und warf ihn in das Privet, und gieng gleich hinweg; wo er aber hingekommen ist, weiß ich nicht. Und wie er sagte, also sagten die andern alle, wenn man sie peinigte und marterte. Aber Fortunatus der bekannte nichts, wie sehr man ihn auch peinigte, denn er war gar nicht zu Haus gewesen, da sich die Sache begeben hatte.

Wie Jeronimo Roberti mit all seinem Hausgesind unschuldig gehenkt, und nur Fortunatus erledigt ward.

Als man nichts anders erfahren konnte, auch nicht wo die Kleinodien hingekommen waren, ward der König gar zornig, und befahl, daß man sie alle mit einander hängen sollte, und mit eisernen Ketten festschmieden, auf daß sie nicht herabgenommen würden, noch von selber herabfielen. Er ließ ihnen einen neuen Galgen bauen zwischen der Stadt und dem Westminster; daran hieng man zuerst die zwei Mägde, fieng dann bei dem Herrn an, und stieg wieder hinab zu den niedrigsten. Als Fortunatus sah, wie es zugieng, und auch nicht anders wuste, denn man würde ihn auch henken, gedachte er: O lieber Gott! wär ich bei meinem frommen Herrn und Grafen geblieben, und hätte mich laßen kapaunen, so wär ich jetz und nicht in diese Angst und Noth gekommen. Und als man den Koch henken wollte, welcher der letzte vor Fortunatus und ein Engländer war, da schrie er mit lauter Stimme, daß es männiglich hörte, wie Fortunatus nichts um die Sache wüste. Der Richter wuste zwar, daß er unschuldig war, dennoch wollte er ihn henken laßen, und war seine Meinung, ließe er

ihn ledig, so würde er sonst zu Tod geschlagen. Doch ward so viel mit dem Richter geredet, daß er ihn nicht sollte henken laßen, weil er kein Florentiner, und unschuldig wäre, bis der Richter zu Fortunato sprach: Nun mache dich bald aus dem Land, denn die Frauen auf der Gaße werden dich zu Tod schlagen, und gab ihm zween Knechte zu, die führten ihn an das Waßer, und er fuhr darüber, und gieng so lang, bis er wieder aus dem Lande kam.

Da nun Jeronimo mit seinem Gesind gehenkt war, ließ der König das gemeine Volk in Jeronimos Haus Sackman machen; doch hatten des Königs Räthe das beste vorweggenommen. Wem da ward, der hatte, da brauchte Niemand Rechenschaft zu geben.

Da die andern Florentiner und Lombarden hörten, wie man also Sackman gemacht hatte, fürchteten sie für ihr Gut und Leben, und sandten dem König eine große Summe Geldes, daß er ihnen ein sicher Geleit gebe, weil sie keine Schuld hätten. Also ward auch der König zur Gütigkeit bewegt, und gab ihnen ein frei sicher Geleit, daß sie möchten wandeln, kaufen und verkaufen, wie sie zuvor gethan hätten. Daß aber solche Schmach Jeronimo Roberti widerfuhr, geschah wegen Verschweigung des Mords, nach kaiserlichem Recht.

Wie des Königs köstliche Kleinodien gefunden wurden.

Als nun Solches geschehen, hätte der König gern gewust wo seine Kleinodien hingekommen, ob sie ihm wieder werden möchten, um die er so groß Gut gegeben, und sie gern noch einmal bezahlt hätte. Er ließ also ausrufen, wer wahre Kundschaft sagen könne, wo die Kleinodien hingekommen, dem

sollte man tausend Nobel geben. Da ward an viel Königshöfe, Fürsten und Herren geschrieben, auch an die reichen mächtigen Städte, ob Jemand käme, der solche Kleinodien feil trüge, so sollte man ihn festnehmen. Es erfolgte aber nichts darauf; jedoch war großer Eifer darum, denn Jedermann hätte gern das Geld verdient. Das stund also an, bis des Edelmanns Frau ihren Mann dreißig Tage lang betrauert, und darnach das Leid von Tag zu Tag immer mehr ablegte und anfieng, ihre Gespielen und Nachbarinnen zu Gast zu laden. Unter denen war eine, die auch kürzlich Wittwe geworden; die sprach: Wollt ihr mir folgen, ich will euch lehren, wie ihr euers Mannes Tod bald vergeßen werdet. Macht euer Bett in eine andre Kammer, oder wenn ihr das nicht thun wollt, setzt die Bettstatt an einen andern Ort, und wenn ihr euch Nachts niederlegt, so gedenkt an einen jungen Gesellen, den ihr gern zu einem Mann haben wollt, und sprecht aus Uebermuth: Die Todten zu den Todten, und die Lebendigen zu den Lebendigen; und also that ich, da mein Mann gestorben war. Die Frau sprach: O liebe Schwester, mein Mann ist mir so lieb gewesen, daß ich sein sobald nicht vergeßen kann. Doch hatte sie die Worte gar wohl gemerkt, und sobald die Frau aus dem Hause war, fieng sie gleich an, ihre Schlafkammer aufzuräumen, und ihres Mannes Kisten und Truhen aus der Kammer zu tragen, und ihre an die Statt zu setzen, auch des Mannes Bettstatt an einen andern Ort zu stellen, und da man die Bettstatt verrückte, da stand das Lädlein mit den Kleinodien unter dem Bett bei einem Stollen. Das ersah die Frau, erkannte das Lädlein und bewahrte es auf, hieß die Kammer zurüsten, wie sie schon angefangen hatte,

und schickte darauf nach einem ihrer nächsten Freunde, zu dem sie sprach: Wie sie die Kleinodien ganz von Ohngefähr gefunden hätte, und wenn sie das Bett nicht verändert hätte, so möchten sie noch lange gelegen sein, denn da hätte sie Niemand gesucht. Sie begehrte also ihres Freundes Rath, wie sie sich mit den Kleinodien verhalten sollte.

Da ihr Freund hörte, daß die Kleinodien gefunden waren, so war er froh, und sagte zu der Frau: So ihr meines Raths begehrt, so will ich euch rathen, was mich das beste dünket. Mein Rath ist, daß ihr die Kleinodien von Stund an nehmet, so will ich mit euch gehen und zusehen, daß man uns selber vor den König läßt, um die Kleinodien in seine Hand zu überantworten. Sagt ihm dann die ganze Wahrheit, wie ihr die Kleinodien gefunden habt, und stellt ihm anheim, was er euch zu Findellohn gäbe. Dann sollte man die Kleinodien dem König vorenthalten, großen Findellohn von ihm zu erhalten, oder die Kleinodien in fremde Länder schicken und verkaufen, dazu ist es zu weit über alle Lande ausgerufen worden, daß man die Kleinodien, die der König verloren hat, nun kennt, und so man ihrer inne würde, kämen alle die, die damit umgiengen, um Gut und Leben, und die Kleinodien würden alsdann dem König wiedergegeben.

Der Rath gefiel der Frau gar wohl; sie kleidete sich gar schön an, doch wie eine Wittwe gegen ihren Mann soll, und gieng also mit ihrem Freund in des Königs Palast, und begehrte selbst vor den König zu kommen. Das ward dem König kund gethan, der ihnen auch vergönnte, daß sie in den königlichen Saal eingelaßen wurden. Und als sie vor den König kamen, kniete sie nieder, erwies dem König große Ehre und

sprach: Gnädigster Herr König, ich eure arme Dienerin, komme vor eure königliche Majestät, und thue euch zu wißen, daß ich die Kleinodien, so ihr in meinem Hause gehabt, und meinem Ehemann seliger zur Uebermachung an die Herzogin von Burgund, meine gnädigste Frau, anbefohlen waren, dieses Tages gefunden habe in meiner Schlafkammer, hinter einem Stollen der Bettlade. Denn ich wollte das Bett verändern, da fand ich das Lädlein, und sobald ich das gefunden, hab ich mich beeilt, dasselbe in eure Hände zu liefern, und gab ihm damit die Kleinodien in seine Hände. Der König that das Lädlein auf, und fand die Kleinodien, wie sie sein sollten. Da war er froh, und verordnete, daß sie an den Ort kämen, dahin sie gehörten.

Der König hatte ein großes Wohlgefallen, daß die Frau so geflißen war, und die Kleinodien Niemand vertraut hätte als ihm, und gedachte, billig wäre es, daß er sie begabte, und ihres Leides tröstete, weil ihr frommer Mann um dieser Kleinodien willen um sein Leben gekommen war. Und rief einem jungen Edelmann an seinem Hof, der hübsch und wohlgestalt war, und sprach: Ich hab eine Bitte an dich, die sollst du mir nicht versagen. Der Jüngling sprach: Gnädiger Herr König, ihr sollt keine Bitte an mich thun, sondern mir gebieten, so will ich euern Geboten gehorsam sein.

Also ließ der König einen Priester kommen, und gleich in seiner Gegenwart gab er der Wittwe den Jüngling zu einem Gemahl, und begabte sie gar reichlich, daß sie in Freuden miteinander leben mochten. Die Frau aber gieng zu ihrer Gespielin, und dankte ihr gar sehr für den Rath, so sie ihr gegeben, daß sie ihre Bettstatt verändern sollte, und sagte: So ich

euerm Rath nicht gefolgt, so hätte der König seine Kleinodien nicht, noch ich einen hübschen jungen Mann: darum ist es gut, wer weiser Leute Rathe folgt.

Wie Fortunatus sich in einem Wald verirrte, darin übernachtete, und in große Lebensangst gerieth.

Nun höret, wie es Fortunatus weiter gieng, dá er vom Galgen entledigt war. Als er kein Geld mehr hatte, da eilte er sehr, daß er von den Englischen käme, und kam in die Picardie: da hätte er gerne gedient, konnte aber keinen Herrn bekommen. Er gieng also weiter und kam in Britannien in einen sehr wilden Wald (als wenn es der Böhmer- oder Thüringer Wald wäre), darin verirrte er sich und gieng den ganzen Tag und konnte nicht herauskommen, und als es Nacht ward, kam er zu einer alten Glashütte, in der man vor vielen Jahren Glas gemacht hatte: da ward er froh und meinte, er sollte Leute darin finden; aber da war Niemand. Doch blieb er die Nacht in der armen Hütte mit großem Hunger und vieler Sorge vor den wilden Thieren, die in dem Wald ihre Wohnung hatten, auch mit großem Verlangen nach dem Tag, denn er hoffte, Gott werde ihm da aus dem Wald helfen, daß er nicht also Hungers sterbe. Als er aber am Tage quer durch das Holz gehen sollte, gieng er nach der Länge, und je mehr er gieng, je weniger er aus dem Holz kommen konnte. Also vergieng ihm auch der andere Tag mit großem Herzeleid; als es aber Nacht werden wollte, ward er ganz kraftlos, indem er in zwei Tagen nichts gegeßen hatte; da kam er von Ohngefähr zu einem Brunnen, da trank er mit großer Lust, denn es gab ihm Kraft; und als er bei dem

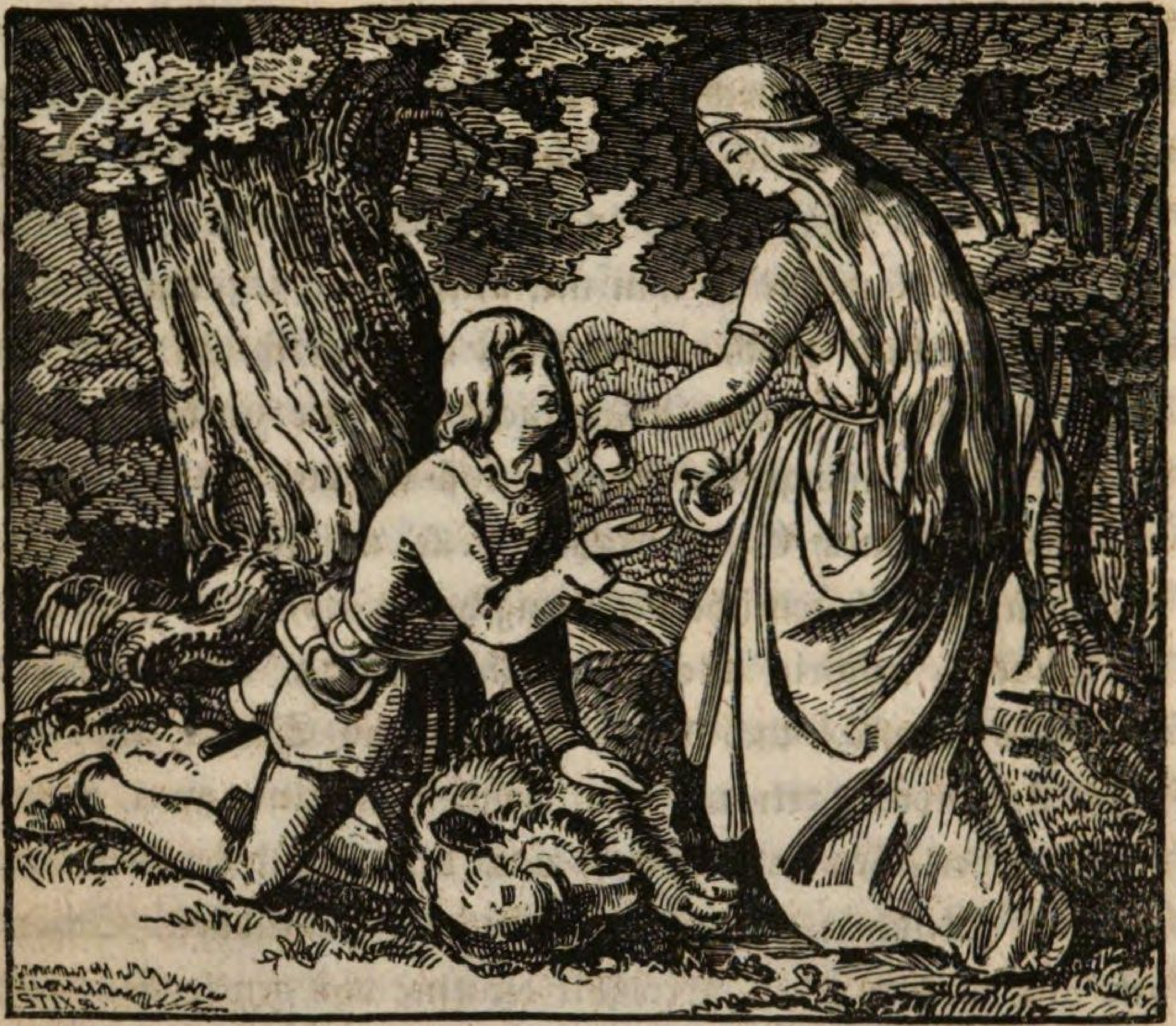
Brunnen saß, fieng der Mond an gar hell zu scheinen. Da hörte er ein wildes Prasseln in dem Wald, und einen Bären brummen. Er gedachte wie ihm da nicht nütze lang zu sitzen, noch zu fliehen, denn die wilden Thiere würden ihn bald übereilen, ihm wäre beßer auf einen Baum zu steigen, und zunächst bei dem Brunnen stieg er auf einen Baum, der viel Aeste hatte, und sah von da, wie die wilden Thiere mancherlei Gattung kamen zu trinken, sich schlugen und bißen, und ein wildes Wesen mit einander hatten. Darunter war auch ein halbwüchsiger Bär, der roch Fortunatum auf dem Baum, und fieng an auf den Baum zu steigen: er fürchtete ihn sehr,

stieg je länger je höher auf den Baum, und der Bär ihm nach. Da aber Fortunatus nicht ferner hinauf kommen mochte, legte er sich auf einen Ast, zog seinen Degen aus, und stach dem Bären in den Kopf, und gab ihm gar manche Wunde. Der Bär war zornig, ließ seine vordern Tatzen von dem Baum, und schlug nach Fortunatus so grimmig, daß ihm die hintern auch davon entwischten. Er fiel hinter sich von dem Baum herunter, und machte ein groß Prasseln, daß es im Wald erscholl: da flohen die andern Thiere alle so schnell sie mochten. Nun waren sie alle hinweg bis auf den gefallenen Bären, der lag unter dem Baum, und war so hart gefallen, daß er nicht von der Stelle kommen konnte, doch nicht gar todt. Fortunatus saß auf dem Baum, und getraute sich nicht hinab, doch schläferte ihn so sehr, daß er fürchtete, wenn er entschliefe, so möchte er vom Baum sich lahm, oder gar zu Tod fallen. Endlich stieg er mit klopfendem Herzen hinab, nahm seinen Degen und erstach den Bären, legte seinen Mund auf des Bären Wunden, und saugte das warme Blut in sich, daß es ihm ein wenig Kraft gäbe. Da gedachte er, hätte ich jetzund Feuer, ich wollte mich des Hungers wohl erwehren. Doch war ihm des Schlafs so noth, daß er sich neben den todten Bären legte, und entschlief, und that einen guten Schlaf, bis Morgens gegen den Tag: da erwachte er, und sah ein schönes Frauenbild vor sich stehen.

Wie die Jungfrau Fortuna Fortunatus mit einem Seckel begabte, dem nimmermehr Geld gebrach.

Fortunatus fieng an Gott inniglich zu loben und sprach: O allmächtiger Gott! Ich sage dir Dank, daß ich doch einen

Menschen sehe vor meinem Tod und sprach: O liebe Jungfrau, ich bitte euch durch die Ehre Gottes, ihr wollt mir helfen und rathen, daß ich aus diesem Wald komme, denn es ist heut der dritte Tag, daß ich in diesem Wald umgehe ohne alle Speis, und sagte wie es ihm mit dem Bären ergangen wäre. Sie hub an und sprach: Woher bist du? Er sprach: Ich bin aus Cypern. Sie sagte: Was suchst du hier zu Lande? Er sprach: Mich zwingt die Armut, daß ich hier umherschweife und suche, ob mich Gott berathen wolle, mir so viel Glück zu verleihen, daß ich zeitliche Nahrung haben möchte. Sie sprach: Fortunatus, erschrick nicht, ich bin Fortuna, und durch des Himmels Einfluß und der Planeten und Sterne sind mir sechs Tugenden vertraut, von welchen ich eine, zwei, mehre oder alle verleihen darf, doch je nach dem Stand der Gestirne: nämlich Weisheit, Reichthum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Erwähle dir eine von den sechsen, und bedenke dich nicht lang, denn die Stunde das Glück zu verleihen ist schier schon verlaufen. Also bedachte er sich nicht lange, und sprach: So begehre ich Reichthum, daß ich immer Geld genug habe. Alsbald zog sie einen Seckel heraus, gab ihn dem Fortunatus, und sprach: Nimm den Seckel, und so oft du darein greifst, in welchem Lande du auch sein magst, so oft findest du zehn Stück Goldes, desselben Landes Währung. Und dieser Seckel soll diese Tugend behalten während deines oder deiner ehlichen Kinder Leben, hernach nicht mehr; und wenn er auch aus euern in andere Hände käme, so hat er doch noch diese Tugend und Kraft: darum nimm ihn wohl in Hut. Fortunatus, wie sehr ihn hungerte, so gab ihm der Seckel und die Hoffnung Kraft, daß er sprach: O allertugendreichste Jung-



frau, weil ihr mich also herrlich begabt habt, so ists billig, daß ich um euretwillen auch etwas zu thun pflichtig sei, und der Gutthat nicht vergeße, so ihr mir gethan habt. Die Jungfrau hub an und sprach gar gütlich zu Fortunatus: Dieweil du so willig bist mir etwas zu vergelten, um die Gutthat so dir von mir geschehen ist, so will ich dir drei Dinge befehlen, die du dein Lebtag immer auf den heutigen Tag um meinetwillen thun sollst. Zum Ersten, sollst du den heutigen Tag feiern, zum andern, kein ehlich Werk begehen, zum dritten, alle Jahr auf diesen Tag, in welchem Lande du auch seist, acht haben, wo ein armer Mann eine mannbare Tochter habe, der er gern einen Mann gäbe und es vor Armut nicht vermag: die sollst du anständig kleiden, so auch Vater und Mutter,

und sie erfreuen mit vierhundert Stück Golds, desselben Landes Währung: zum Gedächtniss, daß du heut erfreut bist worden von mir, so erfreue du alle Jahr eine arme Jungfrau.

Fortunatus antwortete ihr und sprach: O allertugendreichste Jungfrau, ihr sollt ohne Sorge sein, ich will diese Dinge redlich und unverbrüchlich halten, wie ich es jetzt in mein Herz eingedrückt und gefaßt habe zu unvergeßlichem Andenken. Doch bei dem allen lag er Fortuna auch an, daß er aus dem Wald käme, und sprach: O wohlgestalte Jungfrau, nun rathet und helfet, daß ich aus diesem Walde komme. Sie sprach: Daß du dich in diesem Wald verirrt hast, welches du für ein Unglück hieltest, das ist dir zum Glück ausgeschlagen. Und sprach zu ihm: Folge mir nach. Da führte sie ihn quer durch den Wald auf einen gebahnten Weg, und sprach zu ihm: Diesen Weg gehe gerad vor dich hin und kehre dich nicht um, siehe auch nicht, wo ich hinkomme; thust du das, so kommst du bald aus dem Wald. Also that Fortunatus nach der Jungfrau Rath, so gut er konnte, und gieng den Weg eilends vor sich hin und kam aus dem Wald. Da sah er vor sich ein großes Haus, das war eine Herberge, wo gemeiniglich die Leute aßen, welche durch den Wald reisen wollten. Und als Fortunatus nahe zu der Herberg kam, da saß er nieder, zog den Gab-Seckel aus dem Busen, und wollte sehen ob es wahr wäre, was ihm gesagt war, auch damit er davon wüßte zu zehren, indem er kein ander Geld hatte: griff also in den Seckel, und zog heraus zehn Kronen. Des ward er froh, und gieng mit großen Freuden in das Wirthshaus, und sprach zum Wirth, daß er ihm zu eßen gäbe, denn ihn hungre sehr, er

wollte es ihm wohl bezahlen. Das gefiel dem Wirth sehr wohl, trug ihm ehrlich auf, das Beste so er hatte.

Wie Fortunatus einem Waldgrafen etliche hübsche Rosse wegkaufte, darüber gefangen ward, und in größere Noth kam, denn zuvor.

Fortunatus sättigte sich seines Hungers, blieb zween Tage da, ließ es sich wohl schmecken auf den ausgestandenen Hunger, bezahlte den Wirth nach seinem Verlangen, und hub an zu wandern.

Nun war ein Schloß und kleines Städtlein zwei Meilen von dem Wald, darauf ein Graf wohnte, den man den Waldgrafen nannte, der trug die Gerechtigkeit den Wald zu beschirmen von dem Herzogen von Britannia zu Lehen. Dahin kam Fortunatus zu dem besten Wirth, ließ sich wohl aufwarten, und fragte den Wirth, ob hie nicht hübsche Rosse zu kaufen wären. Er sagte: Es ist ein fremder Kaufmann gestern hergekommen, wohl mit fünfzehn hübschen Pferden, der will auf die Hochzeit, so der Herzog von Britannien halten soll mit des Königs Tochter von Arragonia: der hat drei Rosse unter seinen fünfzehn, dafür will ihm unser Herr, der Graf, dreihundert Kronen geben; er will aber dreihundert und zwanzig Kronen haben, und ist der Streit um zwanzig Kronen. Fortunatus gieng heimlich in seine Kammer, nahm aus seinem Seckel sechshundert Kronen, und thät die in einen andern Seckel, gieng zum Wirth und sprach: Wo ist der Mann mit den Rossen? hat er so hübsche Rosse, so wollt ich sie gern sehen. Der Wirth sprach: Ich fürchte, er laße sie euch nicht sehen: unser Herr, der Graf, hat kaum vermocht, daß er sie ihn hat sehen laßen. Fortunatus sagte: Gefallen mir die Rosse,

so mag ich sie eher kaufen denn der Graf. Den Wirth bedeuchte es spöttlich, daß er so reichlich redete und nicht Kleider darnach anhatte, auch zu Fuße gieng; doch führte er ihn zu dem Roßstäuscher und redete so viel mit ihm, daß er ihn die Rosse sehen ließ. Er musterte sie und alle gefielen ihm wohl, doch wollte er nur die drei, so der Graf kaufen wollte. Er hatte auch wohl verstanden, daß der Streit um zwanzig Kronen gewesen war, zog gleich heraus und gab ihm dreihundert und zwanzig Kronen, und hieß die Rosse in sein Wirthshaus führen; darauf schickte er nach dem Sattler, hieß ihn Sattel und Zeug gar köstlich machen, und befahl dem Wirth, daß er ihm zu zwei reisigen Knechten verhülfe: denen wollte er guten Sold geben. Dieweil er aber so verfuhr, ward der Graf inne, daß Fortunatus die Rosse gekauft hatte: darob hatte er großen Unwillen und griesgramte bei sich selbst, denn die Rosse gefielen ihm wohl; er hätte sie der zwanzig Kronen willen nicht gelaßen, denn er wollte auf die Hochzeit, und sich da auch sehen laßen, und im Zorn schickte er seiner Diener einen zu dem Wirth, und ließ ihn fragen, was Manns der wäre, der ihm die Rosse vor der Hand weg gekauft hätte? Der Wirth sprach: Er kenne ihn nicht, er wäre in seine Herberg gekommen zu Fuß in armen Kleidern, und hätte zu ihm gesagt: Er sollt es ihm wohl erbieten, er werde es ihm wohl bezahlen. Und sprach: Er gefiel mir so wohl, wenn er einmal bei mir gegeßen hätte, ich hätte ihm zum zweitenmal nichts gegeben, ich wäre denn zuvor für die erste Malzeit bezahlt gewesen. Der Knecht ward zornig auf den Wirth, und sprach: Warum er mit ihm gegangen wäre, die Rosse zu kaufen? Er sprach: Ich habe gethan, wie ein jeder frommer Wirth seinem

Gast thun soll, wie er auch mit Ehren wohl thun darf: er bat mich, mit ihm zu gehen; ich hätte aber nicht gemeint, daß er einen Esel hätte mögen bezahlen.

Der Knecht kam zum Grafen, und sagte ihm, was er vernommen hatte. Als der Graf hörte, daß er kein geborner Edelmann war, sprach er zu den Dienern in großem Zorn: Gehet hin und fahet den Mann, er hat das Geld gestohlen, oder einen andern drum ermordet. Also fiengen sie ihn, führten ihn in ein übel Gefängniß und fragten, von wannen er wäre? Er sprach: Er wäre von Cypern, aus einer Stadt Famagusta. Sie fragten ihn, wer sein Vater wäre? Er sprach: Ein armer Edelmann. Das hörte der Graf gern, daß er also von fernen Landen war, und ließ ihn weiter fragen, von wannen ihm das baare Geld käme, daß er also reich wäre? Er sagte: Es wäre sein, er verhoffte, daß er nicht schuldig wär zu sagen, von wannen ihm sein Geld käme: wär aber Jemand, der ihn beschuldigte, daß er ihm Gewalt oder Unrecht gethan, dem wollt er Antwort geben vor seinen Gnaden. Der Graf sprach: Dir hilft keine Ausrede, du mußt sagen, von wannen dir das Geld kömmt, und ließ ihn an die Stätte führen, wo man die Uebelthäter marterte. Als Fortunatus sah, wie man mit ihm umgehen wollte, erschrak er sehr; doch dachte er in seinem Gemüth, er wollte lieber sterben, denn die Tugend des Seckels sagen. Und als er also hieng mit schwerem Gewicht beladen, sagte er, daß man ihn ablösen sollte, so wollte er sagen was man ihn fragte. Und als er herab kam, sprach der Graf: Nun sage, von wannen kommen dir so viel guter Kronen? Er fieng an und sagte: Wie er im Wald verirrt gewesen bis an den dritten Tag ohne Speis und Trank, und da

mir Gott die Gnade gab, daß ich aus dem Wald kam, fand ich einen Seckel, darin waren sechshundert und zehn Kronen. Der Graf sprach: Wo ist der Seckel? Fortunatus sprach zu dem Grafen: Da ich das Geld gezählt, that ichs in meinen Seckel, und warf den leeren Seckel in das Waßer, so vor dem Wald fleußt. Der Graf sprach: O du Schalk, wolltest du mir das Meine entfremden? Du sollst wißen, daß mir dein Leib und Gut verfallen ist, denn was in dem Wald ist, das gehört mir zu, und ist mein eigen Gut. Fortunatus sprach: Gnädiger Herr, ich habe um solche eure Gerechtigkeit nicht gewust, sondern lobte Gott, und hielt es für Gottes Gabe. Der Graf sagte: Mir liegt nichts daran, daß du es nicht gewust hast: hast du nicht gehört, wer nicht weiß, der soll fragen? Und kurz um, richt dich darnach, heut nehm ich dir all dein Gut, und morgen das Leben. Fortunatus gedachte bei sich selbst: O ich Armer, ich hatte die Wahl unter den sechs Gaben, warum erwählte ich nicht Weisheit für Reichthum? so wäre ich jetzt nicht in großer Angst und Noth. Da fieng er an Gnade zu begehren: O gnädiger Herr, habt mit mir Armen Barmherzigkeit: wozu ist euch mein Sterben nutz? nehmt euer gefundenes Gut, und laßt mir das Leben, so will ich Gott treulich für euch bitten, die Zeit meines Lebens. Dem Grafen kam es hart an, ihn leben zu laßen, denn er sorgte, wo er hinkäme und Solches von ihm klagte, würde es ihm zur Schande gereichen bei frommen Fürsten und Herrn. Doch erbarmte er sich und schenkte ihm das Leben; aber Morgens früh vor Tag ließ er ihn aus der Stadt führen und schwören, sein Lebtag nicht mehr in des Grafen Land zu kommen, was er auch that. Fortunatus war heimlich froh, daß er noch so davon kam,

denn hätte der Graf die rechte Beschaffenheit gewust, er wäre also nicht davon gekommen.

Wie Fortunatus gen Nantes in Britannien kam, Hofzucht zu sehen.

Da Fortunatus also ledig war, durfte er nicht über seinen Seckel gehen, daß er Geld nähme und zehrte, gieng also zwei Tagreisen betteln, denn er sorgte, fände man, daß er Geld hätte, möchte man ihn wieder fangen. Indem kam er gen Nantes, einer Hauptstadt von Britannien, die liegt am Meer und ist ein Seehafen. Da lag viel Volks, von Fürsten und Herrn, die alle auf die Königin warteten. Da that man nichts als Stechen, Tanzen, und alle Freud und Wollust treiben: das sah er gerne, gedachte aber, sollt ich auch mit machen, wie ichs denn wohl vermag, so möcht es mir hier gehen wie mit dem Waldgrafen. Doch kaufte er zwei schöne Rosse und dingte einen Knecht, bekleidete sich und seinen Knecht gar schön, ließ die Pferde wohl zurichten und ritt in die beste Herberge, so zu Nantes war, wollte also die Hochzeit sehen, und das Ende der Festlichkeiten erwarten. Die Königin kam übers Meer her, da schickte man ihr viel stattliche Schiffe entgegen, sie herrlich zu empfangen. Aber noch köstlicher ward sie empfangen, da sie an das Land kam, von ihrem Herrn und Gemahl und von andern Fürsten und Herren. Also hatte der Herzog eine prächtige Hochzeit, die währte sechs Wochen und drei Tage.

Fortunatus sah das alles, und hatte ein Wohlgefallen daran, thät auch nichts anders, denn daß er gen Hof gieng und ritt. Wenn er aber ausritt, ließ er nichts in der Herberge: das gefiel dem Wirth nicht, denn er kannte ihn nicht und be-

sorgte, er ritte ohne Zahlung hinweg, wie ihm vormals mehr geschehen war, und noch auf solchen Hochzeiten geschieht. Darum sprach er zu Fortunatus: Mein lieber Freund, ich kenne euch nicht, thut so wohl, und bezahlt mich alle Tage. Fortunatus lachte, und sprach zu ihm: Lieber Wirth, ich will nicht unbezahlt wegreiten, und zog aus seinem Seckel hundert gute Kronen, gab sie dem Wirth und sprach: Das Geld nehmt, und wenn euch bedünkt, daß ich und Die mit mir kommen mehr verzehrt haben, will ich euch mehr geben: ihr braucht mir keine Rechnung zu legen. Der Wirth nahm das Geld, und fieng an, Fortunatus in Ehren zu halten: wo er an ihm vorbeigieng, griff er an seine Kappe, setzte ihn zu den Vornehmsten oben an die Tafel, gab ihm auch eine schönere Kammer ein, als er zuvor gehabt hatte.

Wie Fortunatus einen Diener annahm, der die Welt gesehen hatte.

Als Fortunatus bei andern Herrn am Tische saß, kamen mancherlei Sprecher und Spielleute vor der Herren Tisch, den Leuten Kurzweil zu machen, auch daß sie Geld verdieneten. Nun kam ein alter Edelmann und klagte den Herren seine Armut und sagte: Er wär ein Edelmann, aus Hibernia geboren, und wär sieben Jahre umhergezogen, hätte zwei Kaiserthümer und zwanzig christliche Königreiche durchfahren; mehr wären ihrer nicht in der Christenheit. Er hätte sich verzehrt und begehrte, daß sie ihm beisteuerten, damit er wieder heim käme. Da war ein Graf an der Tafel, der sprach: Wie heißen die Reiche alle? Der Edelmann fieng an, sie nacheinander aufzuzählen und sprach: Es ist kein Königreich, das nicht drei oder vier Herzogen unter sich hat, ohne die Fürsten

und Herren, weltliche und geistliche, die Land und Leute haben. Die hab ich alle besucht, und von jedem Land, das eine besondere Sprache hat, so viel begriffen, daß ich zur Nothdurft mit den Leuten reden kann. Ich habe mir auch aufgeschrieben, wie jeder König und Herzog heißt, da ich an seinem Hof war, und wie weit ein Königreich von dem andern ist. Der Graf sprach: Ich wollte wohl, daß ich an allen Orten mit gewesen wäre, jedoch müßt ich jetzt wieder hier sein. Ich glaube wohl, daß es viel Zeit und Geld braucht, die Länder alle zu besehen. Der Edelmann sprach: Ja Herr, es wird Einer Gutes und Böses innen, man muß manche elende Herberge sich gefallen laßen, und große Verschmähung leiden. Der Graf schenkte ihm vier Kronen und sagte zu ihm: Wenn es ihm gefiele, so möchte er da bleiben: so lange die Feste währten, wollte er für ihn zahlen. Jener dankte ihm und sprach: Ihn verlange heim zu den Seinen nachdem er so lange ausgewesen, und dankte ihm der gethanen Schenkung. Nun hatte Fortunatus wohl gemerkt auf die Reden des alten Edelmanns; da gedachte er bei sich: Möchte er mir werden, daß er mich durch die Länder führte, ich wollte ihn reichlich begaben. Sobald nun die Malzeit aus war, schickte er nach ihm und fragte, wie er mit Namen hieße? Er sprach: Leopoldus. Fortunatus sprach: Ich habe verstanden, wie du so weit gereist, und an viel königlichen Höfen gewesen bist. Ich bin jung, und wollte gern in meinen jungen Tagen reisen, weil ichs vermag: möchtest du mich also führen, so wollte ich dir ein Pferd geben, und einen Knecht dingen, dich halten als meinen Bruder, dazu dir guten Sold geben. Leopoldus sprach: Ich möchte leiden, daß man mich ehrlich hielte, und dazu genug

gäbe. Ich bin aber alt, und hab Weib und Kind: die wißen von mir nichts, und die natürliche Liebe zwingt mich, wieder zu ihnen zu kommen.

Er sprach: Leopoldus, entschließ dich meinen Willen zu vollbringen, so will ich mit dir gen Hibernia, und will dein Weib und Kind, so sie noch am Leben, anständig begaben, und wenn wir unsere Reise vollbracht haben, und wir gen Famagusta (in Cypern gelegen) kommen, will ich dich mit Knechten und Mägden, wenn es dir gefällt, dein Lebenlang versehen. Leopoldus gedachte, der junge Mann verheißt mir viel: wär ich der Sache gewiss, so wär es ein Glück in meinem Alter. Und sprach zu ihm: Ich will euch zu Willen werden, sofern ihr euerm Verheißen genug thut, und es auch ausführen könnt. Und fangt es nicht an, so ihr nicht viel baar Geld habt, oder aufzubringen wißt, denn ohne Geld kann es nicht geschehen. Fortunatus sprach zu Leopold: Sorget nicht, ich weiß in jedem Land genug Geld aufzubringen, darum verheiß du mir bei mir zu bleiben, und die Reise auszuführen. Er sprach: So verheißet mir auch das, was ihr mir versprochen habt. Also gelobten sie beide je einer dem andern bei guten Treuen, einander nicht zu verlaßen, in keiner Noth. Als sie nun einig geworden, zog Fortunatus gleich zweihundert Kronen heraus, gab sie Leopoldus und sagte: Gehe hin und kaufe zwei hübsche Pferde, spare kein Geld, und dinge dir einen eigenen Knecht, und wenn er dir nicht gefällt, so dinge dir einen andern, und wenn du kein Geld mehr hast, so will ich dir mehr geben, und dich nicht ohne Geld laßen. Das gefiel Leopolden wohl, und gedachte, es wäre ein guter Anfang: da rüstete er sich nach ganzer Lust; desgleichen that auch For-

tunatus: er nahm nicht mehr denn zwei Knechte, und einen Knaben, also daß ihrer sechs waren, und wurden eins, wie sie die Länder und Königreiche durchfahren, und zuerst das römische Reich besehen wollten: ritten also zunächst nach Nürnberg, auf Donauwerth und Augsburg, Nördlingen, Ulm, Constanz, Basel, Straßburg, Mainz, Köln. Nachdem aber zogen sie von Köln gen Brügg in Flandern, und von Brügg gen London, in die Hauptstadt des Königs von England, sind vier Tagreisen, darnach von London gen Edinburg, ist eine Hauptstadt in Schottland, und ist neun Tagreisen von einander.

Wie Fortunatus mit seinem Diener in dessen Heimat fuhr und wie sie in Patricii Fegfeuer giengen.

Und als sie dahin gekommen waren, hatten sie noch sechs Tagreisen nach Hibernia, d. i. Irland, in die Stadt, darin Leopoldus daheim war. Da bat Leopoldus seinen Herrn Fortunatum, mit ihm dahin zu reiten, welches er ihm gern verwilligte. Sie fuhren also gen Hibernia, und kamen in die Stadt Waldrik, wo Leopoldus daheim war. Der fand Weib und Kind, wie er sie gelaßen hatte, doch sein Sohn hatte ein Weib genommen und seine Tochter einen Mann; sie waren alle seiner Ankunft froh. Weil aber Fortunatus wuste, daß nicht viel übriges da war, gab er dem Leopold hundert Nobel, daß er alle Sachen reichlich zurichtete, so wollt er zu ihm kommen und fröhlich mit ihm sein. Also ließ Leopold alle Sachen gar köstlich zurichten, und lud dazu seine Kinder sammt Mann und Weib, und andere gute Freunde, und hielt also köstlich Hof, daß es jedermann freute in der ganzen Stadt. Fortuna-

tus war fröhlich mit ihm, und als er gegeßen hatte, rief er Leopold und sagte zu ihm: Du sollst Urlaub nehmen von Weib und Kindern: nimm hier drei Seckel, in jedem sind fünfhundert Nobel (einer beßer denn dritthalb Gulden rheinisch); einen sollst du deinem Weib, den andern deinem Sohn, und den dritten deiner Tochter zur Letze laßen, daß sie Zehrung haben. Des ward er froh, dankte ihm der großen Gabe, und erfreute damit Weib und Kinder. Nun hatte Fortunatus gehört, daß noch zwei Tagreisen bis in die Stadt wären, da St. Patricii Fegfeuer ist, liegt in Hibernia, das wollt er auch beschauen. Sie ritten mit Freuden in die Stadt Wernichs, darin ist große Abtei, und in derselben Kirche hinter dem Frohnaltar ist die Thür, da man geht in die finstere Höhle, die genannt ist St. Patricii Fegfeuer. Nun läßt man niemand darein ohne des Abts Erlaubniss. Leopold gieng zum Abt und bekam Urlaub, daß sie hinein durften; doch fragte er von wannen der Herr wäre? Er sagte ihm: Er wäre von Cypern. Darauf lud der Abt Fortunatus und die Seinen zu Gaste, welches Fortunatus sich zu großer Ehre aufnahm, und als er zu der Malzeit gehen wollte, kaufte er ein Faß des besten Weins so er fand, und schenkte es dem Abt, weil der Wein sehr theuer da ist. Der Abt nahm es zu großem Dank an, indem sonst wenig Wein im Kloster gebraucht ward, als zu dem Gottesdienst.

Als sie nun die Malzeit vollbracht hatten, fieng Fortunatus an und sprach: Gnädiger Herr, ist es nicht wider eure Würde, so begehre ich zu wißen, woher es kommt, daß gesagt wird, daß hie St. Patricii Fegfeuer sei? Der Abt sprach: Das will ich euch sagen: Es ist vor vielen Jahren hier, wo jetzt

die Stadt und das Gotteshaus liegt, eine wilde Wüste gewesen, und nicht fern von hinnen war ein Abt Patricius genannt, gar ein andächtiger Mann, der gieng oft her in diese Wüste um Buße zu thun, und einmal fand er diese Höhle, die sehr lang und tief ist: darein gieng er so weit, daß er nicht herauszukommen wuste. Da fiel er auf seine Kniee und bat Gott, wäre es nicht wider seinen göttlichen Willen, daß er ihm aus der Höhle hülfe. Dieweil er Gott mit großer Andacht bat, hörte er noch weiter ein jämmerlich Geschrei als ob da eine Menge Leute gepeinigt würden. Darob erschrak er sehr; doch verlieh ihm Gott, daß er wieder aus der Höhle kam. Dafür dankte er treulich Gott, kam in sein Kloster, und war frömmer denn vorher. Dahin ist nun durch andächtige Leute dieses Kloster gebaut worden. Fortunatus sagte: Was sagen die Pilger, so sie heraus kommen? Der Abt sprach: Ich frage keinen, doch sagen etliche, sie haben gehört elendiglich rufen; so haben andere nichts gehört noch gesehen, als daß ihnen sehr gegraust hat. Fortunatus sprach: Ich bin von fern hieher gekommen, und sollte ich nicht in die Höhle gehen, wo man das von mir sagte, wär es mir ein Schimpf. Ich will also nicht von hinnen, ohne in das Fegfeuer gegangen zu sein.

Der Abt sagte ihm: So ihr denn hinein wollt, so gehet nicht zu weit, denn es sind viel Abwege darin, daß man sich leichtlich verirren mag, wie Etlichen bei meinem Gedenken geschehen ist, die man erst am vierten Tage gefunden hat. Fortunatus fragte Leopold, ob er mit ihm darein wollte? Er sagte: Ja, ich gehe mit euch, und will bei euch bleiben, so lang mir Gott das Leben verleiht. Das gefiel Fortunatus.

Morgens früh schickten sie sich, und empfiengen das heilige Sacrament, darnach schloß man ihnen die Thür der Höhle auf, die hinter dem Frohnaltar in dem Kloster ist, da traten sie hinein, die Priester gesegneten sie, und schloßen die Thür hinter ihnen, welche nicht eher aufgethan ward, als den andern Morgen um die Zeit, wo sie hineingegangen waren: so geschah es alle Tage. Da giengen sie in der Finsterniß die Höhle tief hinab, wie in einen Keller, bis sie auf ebenen Boden kamen: da nahmen sie sich bei den Händen, damit sie nicht von einander kämen, und giengen vorwärts um bis an das Ende der Höhle zu gelangen und dann umzukehren. Sie fanden aber kein Ende, und wurden einig wieder an den Eingang der Höhle zu gehen, konnten aber nicht dazu kommen, und giengen so lange bis sie müde wurden. Sie setzten sich zur Ruh und hofften, wenn man ihnen an der Thür riefe, würden sie es hören und dem Ton nachgehen können um hinaus zu kommen. Als man aber des Morgens die Thür aufschloß und ihnen rief, waren sie so weit entfernt, daß sie es nicht hören konnten: da schloß man die Thüre wieder zu. Nun war den beiden ein Grausen angekommen, daß sie nicht mehr wusten wie lange sie in der Höhle seien. Sie giengen hin und her und wusten nicht aus noch ein; der Hunger fiel sie an, sie huben an zu verzagen und ihr Leben verloren zu geben. Fortunatus fieng an und sprach: O allmächtiger Gott, nun komm uns zu Hülfe, denn hier hilft weder Gold noch Silber! Sie setzten sich wieder nieder wie verzweifelte Leute, und hörten und sahen nichts. Am dritten Morgen kamen die Priester, schloßen die Pforte der Höhle abermals auf und riefen. Als aber Niemand Antwort gab, giengen sie zu dem Abt

und sagten ihm das Leid, besonders um Fortunatus, der ihnen so guten Wein geschenkt hätte. Auch liefen ihre Knechte, und gehuben sich gar übel um die Herren.

Der Abt wuste einen alten Mann, der vor vielen Jahren die Höhle mit Schnüren abgemeßen. Zu dem schickte er und sprach, er sollte sehen, ob er die Männer herausbringen könne. Die Knechte verhießen ihm hundert Nobel. Er sprach: Sind sie noch am Leben, so bringe ich sie heraus. Er rüstete sich mit seinem Gezeuge und gieng hin, schlug sein Instrument ein und durchsuchte eine Höhle nach der andern, bis er sie fand. Des waren sie froh, indem sie ganz ohnmächtig und schwach geworden. Also hieß er sie, daß sie sich an ihm hielten wie ein Blinder an einem Sehenden; er aber gieng der Schnur nach, die er an sein Instrument befestigt hatte, und mit der Hülfe Gottes und des alten Mannes kamen sie wieder zu den Leuten. Des war der Abt froh, und hätte gar ungern gewollt, daß die Pilger wären verloren worden, denn er besorgte, es würden keine Pilger mehr dahin kommen, wodurch ihm und seinem Kloster großer Gewinn abgehen würde. Wohl möchte Einer sprechen: Warum geht man nicht mit Lichtern oder Laternen in die Höhle? Es ist zu wißen, daß die Höhle keinerlei Licht leidet. Nun sagten die Knechte Fortunatus, wie sie diesem alten Mann hundert Nobel verheißen, daß er sie gesucht hätte: die gab er ihm baar und mehr, mit großem Dank, und ließ in der Herberg ein köstlich Mal zurichten, lud den Abt und alle seine Brüder dazu, und lobte Gott, daß er ihm abermals aus einer großen Angst geholfen, und ließ dem Abt und Convent hundert Gulden zum Abschied, daß sie Gott für ihn bitten sollten. Also nahmen sie Urlaub von dem

Abt, und traten ihre Reise an, ritten zurück den nächsten Weg gen Calais, denn hinter Hibernia ist es so wild, daß man nicht weiter kommen mag, und ritten gen St. Jobst in der Picardie, darnach gen Paris, durch Frankreich, durch Hispanien, durch Neapolis, durch Rom bis gen Venedig.

Wie Fortunatus gen Venedig kam, von dannen gen Constantinopel fuhr, den jungen Kaiser krönen zu sehen.

Da sie nun zu Venedig waren, hörten sie, wie der Kaiser von Constantinopel einen Sohn hätte, den wollte er zum Kaiser krönen laßen, damit er das Regiment schon bei seinem Leben anträte, denn er war alt. Das hatten die Venediger vernommen: da richteten sie eine Galeere zu, und schickten eine stattliche Gesandtschaft mit vielen köstlichen Kleinodien, die sie dem neuen Kaiser schenkten. Da gieng Fortunatus und dingte sich und seine Leute auch auf die Galeere, und fuhr mit den Venedigern gen Constantinopel, welches eine große Stadt ist. Dahin kam auch so viel Volk, daß man keine Herberge finden konnte. Den Venedigern ward ein eigenes Haus angewiesen, sie wollten aber Niemand Fremdes bei sich haben. Nun suchte Fortunatus lange nach einem Hause für sich und sein Volk, zuletzt fand er einen Wirth, der ein Dieb war. Bei dem waren sie zur Herberge und giengen alle Tage und sahen dem Fest und den prächtigen Aufzügen zu, davon viel zu schreiben wäre. Ich will aber nur erzählen, wie es Fortunatus ergangen ist.

Als Fortunatus alle Tage zu dem Fest ausgieng, hatten sie eine eigne Kammer, die verschloßen sie, und meinten, damit wär ihre Sache versorgt. Aber der Wirth hatte einen

heimlichen Eingang in Fortunatus Kammer mittels einer hölzernen Wand, daraus er ein Brett nehmen, und wieder zuthun konnte, daß es Niemand merkte: dadurch gieng er aus und ein. Während sie bei dem Fest waren, hatte er ihre Bündel und Mantelsäcke durchsucht, darin er kein baar Geld fand, welches ihm fremd vorkam, und gedachte, sie trügen das Geld bei sich eingenäht in den Wämsern. Als sie nun etliche Tage bei ihm gezehrt hatten, rechneten sie mit dem Wirth: da gab er Acht woraus er das Geld gäbe und sah, daß Fortunatus Geld unter dem Tisch hervor brachte, und es Leopold gab, welcher den Wirth bezahlte. Nun hatte Fortunatus Leopold befohlen, daß er keinem Wirth etwas abbrechen sollte: was einer begehrte, das sollte er ihm geben. Das that er mit diesem Wirth auch: das gefiel ihm wohl, doch genügte es ihm nicht, er hätte gern Alles und den Seckel zum Geld gehabt. Nun war der Tag nahe, wo Fortunatus verheißen hatte, einer armen Tochter einen Mann zu geben, und sie zu begaben mit vierhundert Stück Goldes, des Landes Währung. Er hub also an und sprach zu dem Wirth: Ob er nicht einen Mann wüßte, der eine fromme Tochter hätte, die mannbar wäre, ihr aber von Armut wegen keinen Mann geben könnte? Er sollte den Vater zu ihm schicken, so wollt er ihm die Tochter anständig aussteuern. Der Wirth sprach: Ja, ich weiß ihrer mehr denn eine, und morgen will ich euch einen frommen und ehrbaren Mann zuführen; er soll auch seine Tochter mit hieher zu euch bringen. Das gefiel Fortunatus gar wohl. Was dachte sich aber der Wirth? Ich will ihnen noch diese Nacht das Geld stehlen, dieweil sie noch haben, denn warte ich länger so geben sie es aus; und in der Nacht stieg

er durch das Loch als sie hart schliefen, durchsuchte ihre Kleider und vermeinte große Flicken mit Goldstücken unter ihren Wämsern zu finden; er fand aber nichts. Da schnitt er Leopold den Seckel ab, darin waren zehn Ducaten; desgleichen that er Fortunatus; als er aber den Seckel hervorbrachte, und ihn von außen befühlte und nichts darin war, da warf er den Seckel unter die Bettstatt. Darauf gieng er zu den drei Knechten, schnitt ihnen alle die Seckel ab, darinnen er Geld fand, und öffnete Thür und Fenster, als wären Diebe von der Gaße hinein gestiegen. Und als Leopold erwachte und Thür und Fenster offen sah, fieng er an seine Knechte zu schelten, und sprach: Warum sie heimlich ausgiengen, und ihren Herrn also in Unruh setzten? Die Knechte schliefen, und fuhren auf aus dem Schlaf. Ein Jeder sprach: Er hätte nichts gethan. Da erschrak Leopold, und sah bald nach seinem Seckel: der war abgeschnitten und die Stümpf hiengen an dem Gürtel. Er rief Fortunatus und sprach: Herr, unsre Kammer steht an allen Orten offen, und ist mir euer Geld, so ich noch hatte, gestohlen. Das hörten die Knechte, denen war es auch so ergangen. Fortunatus sah bald nach seinem Wams, daran er den Glücks-Seckel trug, und fand daß er ihm auch abgeschnitten war. Man mag denken, ob er erschrak? Ja er erschrak so sehr, daß er ohnmächtig niedersank und lag gleich einem Todten. Leopold und die Knechte erschraken und hatten ein Leid um ihren Herrn; sie wusten aber nicht wie groß sein Verlust war. Sie salbten und rieben ihn, bis sie ihn wieder zu seiner Vernunft brachten.

Da sie also in der grösten Angst waren, kam der Wirth, stellte sich gar verwundert und sprach: Was Wesens sie mach-

ten? Sie sagten ihm, ihnen wär all ihr Geld gestohlen. Der Wirth sprach: Was seid ihr aber für Leute? habt ihr nicht eine wohl versperrte Kammer? warum habt ihr euch nicht vorgesehen? Sie sagten: Wir hatten Fenster und Thüren versperrt, nun aber alles offen gefunden. Der Wirth sprach: Seht zu, ob ihr es euch nicht selbst untereinander gestohlen habt. Es ist zwar viel fremdes Volk allhie, ich weiß nicht was Jeder kann. Als sie sich aber so übel gehuben, gieng er auch zu Fortunatus und sah, wie er seine Gestalt so gar verwandelt hatte, und sprach: Ist es des Geldes viel, so ihr verloren habt? Sie sagten, es wär nicht viel. Da sprach der Wirth: Wie mögt ihr euch denn so übel gehaben um ein gering Geld? Ihr wolltet gestern einer armen Tochter einen Mann geben: erspart das Geld, und verzehrt es. Fortunatus antwortete dem Wirth gar traurig: Mir ist mehr leid um den Seckel als um das Geld, das ich verloren habe: es war ein kleines Wechselbriefchen darin, das Niemand eines Pfennigs Werth nutz ist. Da der Wirth sah, daß Fortunatus so betrübt war, ward er, wiewohl er ein Schalk war, zur Barmherzigkeit bewegt, und sprach: Laßt uns suchen ob man den Seckel nicht findet, denn keiner hat Freude an einem leeren Seckel. Er hieß die Knechte suchen, da kroch Einer unter das Bett und fand den Seckel, und sprach: Hie liegt ein leerer Seckel, und brachte ihn dem Herrn und fragte, ob das der rechte Seckel wäre? Er sprach: Laß mich sehen ob er der rechte sei, der mir abgeschnitten ist. Da war er der rechte.

Nun fürchtete Fortunatus, weil der Seckel abgeschnitten wäre, daß er die Tugend verloren hätte; durfte aber nicht darein greifen vor den Leuten, denn ihm wäre leid gewesen,

wenn ein Mensch um die Tugend des Seckels gewust hätte: er sorgte, er würde um das Leben wegen des Seckels kommen. Fortunatus legte sich wieder nieder, denn man sah wohl, daß er schwach war, und unter der Decke that er seinen Seckel auf, griff hinein und fand, daß der Seckel noch alle Kräfte hatte wie vorher, dessen er sehr erfreut war. Doch war der Schrecken so groß gewesen, daß er nicht sobald zu seiner Farbe und Stärke kommen konnte, blieb also den Tag still liegen. Leopold wollte ihn trösten und sprach: O Herr, gehabt euch nicht so übel, wir haben noch schöne Rosse, silberne Ketten, goldene Ringe, und andere Kleinodien, und so wir nicht Geld haben, wollen wir euch mit der Hülfe Gottes auch wohl heimhelfen, ich bin durch manches Königreich gezogen ohne Geld. Leopold meinte, er wäre so reich in seiner Heimat, wenn er heimkäme, daß ihm kein Verlust schaden möchte. Fortunatus redete gar ohnmächtig, und sprach: Wer das Gut verliert, verliert die Vernunft. Weisheit wäre zu erwählen vor Reichthum, Stärke, Gesundheit, Schöne und langes Leben: das mag man keinem stehlen, und damit schwieg er. Leopold verstand die Worte nicht, wuste nicht wie er die Wahl gehabt hatte unter diesen Stücken allen, doch fragte er nicht weiter und meinte, er wüste nicht was er sagte in der Ohnmacht. Mit Mühe brachten sie ihn dazu, daß er aß und wieder zu sich selbst kam und seine rechte Farbe gewann. Da hub er wieder an fröhlich zu werden; doch als es Nacht ward, befahl er den Knechten, daß sie Lichter kauften, solche die ganze Nacht brennen ließen, und Jeder sein bloßes Schwert zu sich legte, damit sie nicht mehr also beraubt würden: das geschah. Fortunatus hatte die Trümmer, so von dem Seckel abgekommen waren,

gar stark wieder angemacht, und ließ den Seckel, so lang er lebte, nicht mehr an dem Wams hängen, sondern bewahrte ihn allweg so wohl, daß ihm den Niemand mehr stehlen konnte. Des Morgens stand er auf mit seinem Volk, und gieng in die Sophienkirche, darin gar eine schöne Capelle ist, die genannt wird zu unserer lieben Frauen: da gab er den Priestern zwei Goldstücke, daß sie ein Hochamt sängen, unsrer lieben Frauen zu Lob und Ehren, dazu den Lobgesang **Te Deum laudamus.** Da das Amt und der Lobgesang vollbracht waren, gieng er wiederum mit seinem Volk an den Platz wo die Wechsler standen, und als er da war, hieß er die Knechte heimgehen die Malzeit zuzurüsten und die Rosse zu besorgen, und gab Leopold Geld und sagte: Gehe, kaufe fünf neue Seckel, so will ich zu einem Wechsler gehen und will Geld holen: ich habe keine Freude, wenn wir alle ohne Geld sind. Leopold that was ihm befohlen war, und brachte fünf leere Seckel. Fortunatus that bald in einen Seckel hundert Ducaten und gab sie dem Leopold, daß er ausgäbe und sich versähe, auch Niemand Mangel leiden ließe: wenn er nichts mehr hätte, so wollte er ihm mehr geben. Er gab jedem Knecht einen neuen Seckel, und jedem zehn Ducaten darein, und sagte zu ihnen: sie sollten fröhlich sein und nur Sorge tragen, daß ihm kein Schade mehr widerführe, wie ihm zuvor geschehen wäre. Sie dankten ihm höflich, und sagten, sie wollten seinem Befehl nachleben.

Fortunatus that fünfhundert Ducaten in den fünften Seckel, und schickte nach dem Wirth und sprach: Wie ich euch schon gesagt habe, wo ein frommer Mann eine mannbare Tochter hätte, dem wollt ich sie aussteuern. Er sprach: Ich weiß

ihrer mehr als Einen; doch will ich euch einen daher bringen, und die Tochter mit ihm, daß ihr sie seht, ob sie euch recht sind. Das gefiel ihm wohl.

Der Wirth gieng zu einem frommen Mann und sagte, es wär ein reicher Gast bei ihm; er sollt seine Tochter zu sich nehmen und mit ihm gehen: er hoffe, seine Sache sollte gut werden.

Wie Fortunatus eines armen Mannes Tochter aussteuerte, und ihr vierhundert Ducaten zum Heiratsgut gab.

Der Tochter Vater war ein Schreiner, ein frommer einfältiger Mann; der sagte: Ich will meine Tochter nicht hinführen, er will sie vielleicht zu Unehren brauchen und ihr dann einen Rock kaufen: damit wäre weder mir noch ihr gedient. Will er ihr etwas Gutes thun, so komme er zu mir. Das verdroß den Wirth sehr, und sagte es Fortunatus und meinte, er sollte auch einen Verdruß daran haben. Er hatte aber ein Wohlgefallen daran und sprach: Führt mich zu dem Mann, und nahm Leopold auch mit sich. Als sie in des Mannes Haus kamen, sprach er zu ihm: Ich habe vernommen, wie du eine Tochter habest, die erwachsen ist: laß sie doch herkommen, und die Mutter mit ihr. Er sprach: Was soll sie? Fortunatus sprach: Heiß sie kommen, es ist ihr Glück. Er rief der Mutter und der Tochter: sie kamen beide und schämten sich sehr, denn sie hatten böse Kleider an; die Tochter stellte sich hinter die Mutter, daß man desto weniger ihre bösen Kleider sehen sollte. Fortunatus sagte: Jungfrau geht hervor. Sie war schön und gerade. Er fragte den Vater, wie alt die Tochter wäre? Sie sagten, zwanzig Jahr. Er sprach: Wie habt

ihr sie so alt werden laßen, und ihr nicht einen Mann gegeben? Die Mutter mechte nicht warten bis der Vater Antwort gab, und sprach: Sie wäre vor sechs Jahren groß genug gewesen; wir haben aber nichts gehabt, sie auszusteuern. Fortunatus sprach: Wenn ich ihr eine gute Aussteuer gebe, wißt ihr einen Mann für sie? Die Mutter sprach: Ich weiß ihrer genug: unser Nachbar hat einen Sohn, der ist ihr hold: hätte sie etwas, er nähme sie gern. Er fragte die Jungfrau und sprach: Wie gefiel euch denn euers Nachbars Sohn? Sie sprach: Ich will nicht wählen: den welchen mir Vater und Mutter geben, den will ich haben: sollte ich ohne einen Mann sterben, so will ich keinen selber nehmen. Die Mutter mochte nicht schweigen, und sprach: Herr, sie lügt, ich weiß daß sie ihm gar hold ist, und daß sie ihn von ganzem Herzen gerne hätte. Fortunatus schickte den Wirth nach dem Jüngling, und als er kam, gefiel er ihm wohl. Er nahm den Seckel, darein er die vierhundert Ducaten gethan hatte, und schüttete die vor sie auf den Tisch, und sagte zum Jüngling (der bei zwanzig Jahren alt war): Willst du die Jungfrau zur Ehe? und Jungfrau, willst du den Jüngling zur Ehe? so will ich euch dieß wenige Geld zu einer Aussteuer geben. Der Jüngling sprach: Ist euch die Sache Ernst, so ist mir die Sache recht. Die Mutter antwortete schnell: So ist es meiner Tochter auch recht. Also schickte er nach dem Priester, und ließ sie zusammen geben vor Vater und Mutter der Braut und des Bräutigams, damit er wüßte, daß es eine Ehe wäre. Darauf gab er ihnen das baare Geld, wie er es gebracht hatte, und der Braut Vater zehn Ducaten, daß er sich und sein Weib kleidete, und noch zehn Ducaten, daß sie Hochzeit hielten. Dessen

waren sie Alle von Herzen froh, dankten Fortunatus, und lobten Gott eifrig und sagten: Gott hat den Mann vom Himmel gesandt.

Als nun die Ehe geschloßen war, giengen sie wieder in die Herberge. Leopold nahm Wunder, daß sein Herr so mild war, so viel Geld ausgab und sich so übel gehub um das wenige Geld, das ihm war gestohlen worden. Nun schmerzte es den Wirth sehr, daß er den Seckel mit den vierhundert Ducaten nicht gefunden, da er doch alle ihre Bündel durchsucht hatte, ergrimmte bei sich selbst und gedachte: hat er so viel auszugeben, so muß ich mich noch mehr unterstehen ihnen die Taschen zu leeren.

Wie der untreue Wirth Nachts in die Kammer stieg und Leopoldus ihn erschlug.

Der Wirth wuste, daß sie zu Nachts große Lichtkerzen brennen ließen, die sie besonders hatten machen laßen; und als sie wieder zu des Kaisers Fest giengen, machte sich der Wirth wieder in ihre Kammer, bohrte Löcher in die Kerzen, that Waßer darein und verklebte das, also daß die Kerzen, wenn sie zwei Stunden gebrannt hatten, von selber erloschen. Nun war es um die Zeit, daß des Kaisers Fest schier ein Ende hatte: da gedachte der Wirth, Fortunatus würde nicht länger bleiben, er dürfte sich nicht säumen, und unterfieng sich, des Nacht seinen Gästen abermals einen Schaden zuzufügen. Darauf gab er ihnen zu Nacht den besten Wein, den er bekommen mochte, zu trinken, und war selbst auch fröhlich mit ihnen, in der Meinung, sie sollten wohl darauf schlafen. Als sie nun zu Bette giengen und ihr Nachtlicht zugerichtet, auch

ihre bloßen Schwerter bei sich hatten, vermeinten sie ohne alle Sorge zu schlafen, wie sie auch thaten.

Der Wirth aber schlief diese Nacht nicht, sondern gedachte sein Vorhaben zu vollbringen, und da er sah, daß das Licht erloschen war, kroch er wieder durch das Loch, kam zu Leopold und fieng an ihm unter dem Kopf zu knistern. Leopold schlief nicht, und hatte gar ein wohlschneidend Schwert bei sich auf der Decke liegen, eilends erwischte er das, und hieb gegen ihn; der Dieb bückte sich, aber nicht genug: da verwundete er ihn so hart in den Hals, daß er weder Ach noch Weh sprach, und also todt lag. Leopold rief den Knechten gar zornig, und sprach: Warum habt ihr das Licht ausgelöscht? Sie sagten alle: Sie hätten es nicht ausgelöscht.

Leopold sprach: Gehe einer gleich und zünde ein Licht an, und ihr andern stellt euch mit bloßen Schwertern unter die Thüre und laßt Niemand hinaus, denn es ist ein Dieb in der Kammer. Der eine Knecht lief bald und brachte ein Licht und sprach: Thut die Thür wohl zu, daß uns der Dieb nicht entrinne. Sie fiengen an zu suchen: da fanden sie den Wirth mit der Wunde im Hals todt liegen bei Leopoldi Bettstatt. Da das Fortunatus hörte, erschrak er mehr denn all sein Lebtag, und sprach: O Gott, wäre ich nie nach Constantinopel gekommen! Es wäre zu ertragen gewesen, wenn wir um unser Gut gekommen wären: jetzo kommen wir um Gut und Leben. O allmächtiger Gott! komm uns Armen zu Hülfe, denn sonst kann uns Niemand helfen! Wir sind fremd und wenn wir schon die Wahrheit sagen, so wird uns nicht geglaubt. Bieten wir dann viel Geld um unsere Freiheit, so denken sie, wir haben das Leben verwirkt, das Geld würde ihnen

doch zu Theil und noch viel mehr dazu. Da sprach Fortunatus zu Leopold: O wehe, wie hast du so übel gethan, daß du den Wirth hast zu Tod geschlagen: hättest du ihn verwundet bis auf den Tod, und nur nicht gar zu Tod geschlagen, so wollten wir mit der Hülfe Gottes und mit baarem Geld unser Leben in Sicherheit setzen. Leopold sagte: Es ist finster gewesen, ich wuste nicht was ich traf; ich schlug nach einem Dieb, der mir unter dem Kopf knisterte, der vorhin das Unsere gestohlen hatte: den habe ich getroffen, und wollte Gott! daß alle Welt wüßte, auf welche Art er wäre zu Tod geschlagen worden, so dürften wir nicht sorgen weder für Leben noch Gut. Fortunatus sagte: O wir mögen dazu nicht kommen, daß wir den Wirth zu einem Dieb machen, seine Freunde laßens nicht geschehen: uns hilft weder Rede noch Geld. Fortunatus gedachte in seiner Angst: Hätt ich einen guten Freund, dem ich meinen Seckel vertrauen, und ihm des Seckels Kraft kund thun dürfte: wenn wir dann gefangen würden und sagten, wie es zugegangen wäre, vielleicht nähme der Richter eine Summe Geldes von dem guten Freund für uns. Jedoch gedachte er wieder: Wem ich den Seckel gäbe, dem wird er so lieb sein, daß er ihn mir nicht mehr giebt, und wird dann dem Richter großes Gut schenken, daß er uns eiligst radbreche, damit der große Mord nicht ungerochen bleibe, und wird sagen, es wäre ja Sünd und Schande, wenn man sagte, daß die Fremden den Wirth ermordet hätten, und die nicht sollten geradbrecht werden. Also befand er bei sich selbst, daß es unthunlich wäre den Seckel aus der Hand zu geben, und fieng wieder an Gott inniglich anzurufen, aus ganzem Grund seines Herzens.

Da nun Leopold sah, daß sein Herr und die Knechte so gar erschrocken und betrübt waren, sagte er: Wie seid ihr so verzagt: hie hilft kein Trauern, die Sache ist geschehen, wir können den Dieb nicht wieder lebendig machen; laßt uns Vernunft brauchen, wie wir aus der Sache kommen. Fortunatus sprach: Er wüßte nicht zu rathen, denn daß er abermals gedächte, warum er nicht Weisheit für Reichthum erwählt hätte, da er es wohl thun mögen, und sprach zu Leopold: Wüßte er etwas Gutes zu rathen, so sollte ers thun, denn es wäre jetzt vonnöthen. Leopold sprach: So folget mir, und thut was ich euch heiße, so will ich uns mit der Hülfe Gottes, mit Leib und Gut und ohne alles Hinderniß von hinnen bringen. Dieser Worte wurden sie von dem alten Leopold froh.

Wie Leopoldus den todten Wirth bei dem Stall in einen Brunnen warf.

Leopold sprach: Nun seit still, rede Niemand, verbergt auch das Licht. Da nahm er den todten Wirth auf seinen Rücken, trug ihn hinten in der Herberge zu dem Stall: da war ein tiefer Brunnen: darein warf er den Wirth mit dem Kopf voran; das Waßer war so tief, daß ihn Niemand sehen mochte. Solches geschah um Mitternacht, daß es Niemand hörte noch sah. Leopold kam wieder zu Fortunatus und sprach: Ich habe uns des Diebs abgeholfen, daß man in langer Zeit nicht wißen wird wo er hingekommen ist. Ihr bildet euch wohl nicht ein, daß ers den Leuten gesagt haben wird, daß er hieherkommen wolle, uns zu bestehlen. Also weiß Niemand, daß ihm von uns Leid geschehen sei: darum seit fröhlich. Er sprach zu den Knechten: Geht zu den Rossen, rüstet sie zu und fan=

get an zu singen, und zu sagen von schönen Frauen, und sorgt daß keiner traurige Gebärden habe. Also wollen wir auch thun, und sobald es Tag will werden, wollen wir hinwegreiten, und hätten wir den alten und den jungen Kaiser von Constantinopel erschlagen, so wollten wir davonkommen. Die Worte hörte Fortunatus gern, fieng an sich fröhlich zu gehaben, mehr denn ihm zu Muthe war. Da die Knechte fröhlich waren, und die Rosse zugerüstet hatten, riefen sie den Knechten und Mägden des Wirths, schickten nach Malvasier, den man da gut fand: da muste Jedermann voll sein. Den Knechten gaben sie einen Ducaten Trinkgeld, und den Mägden auch einen; und waren guter Dinge. Leopold sprach: Ich hoffe, wir kommen in einem Monat wieder: so wollen wir erst ein lustig Leben führen. Fortunatus sprach zu den Knechten und Mägden: Grüßt den Wirth und die Wirthin: sagt ihnen, ich wollt ihnen den Malvasier an das Bett gebracht haben; ich gedachte aber, Ruhe thät ihnen beßer. Mit solchen lustigen Reden saßen sie auf und ritten eilends hinweg der Türkei zu, und kamen also in des türkischen Kaisers Land, in eine Stadt, die heißt Karofa, in welcher der türkische Kaiser einen Amtmann hatte, dem befohlen war den Pilgern oder christlichen Kaufleuten, so durch sein Land reisten, Geleit zu geben. Das wuste Leopold wohl, und sobald er dahin kam, gieng er zu dem Amtmann und sagte: ihrer wären sechs Wallbrüder, die begehrten Geleit und einen Dollmetscher, der mit ihnen ritte. Er sagte: Ich gebe euch Geleite genug, doch will ich vier Ducaten von einem Jeden haben, und dem Knecht alle Tage einen Ducaten und freie Zehrung. Leopold wehrte sich ein wenig, doch machte er nicht viel Worte und gab ihm das Geld. Er gab

ihm einen geschriebenen Geleitsbrief, und wies ihnen einen landeskundigen Mann zu; damit meinte er, wären sie versorgt. Also ritten sie durch die Türkei. Da nun Fortunatus sah, daß er keine Sorge mehr haben dürfte, und ihm der Schrecken, der ihn zu Constantinopel befallen hatte, vergangen war, fieng er erst an wieder fröhlich zu werden und Scherzreden zu treiben. Sie ritten an des türkischen Kaisers Hof, sahen den großen Reichthum und die Menge des Volks, so er aufbot, wenn er zu Felde zog, und verwunderten sich, wie ein Mann so viel Volks möchte zusammen bringen, und auch daß so viel abgefallene Christen unter dem Volk waren, welches ihnen sehr übel gefiel. Fortunatus blieb nicht lange an dem Hof, und zog durch die kleine und große Wallachei, darinnen herrschte Dracula Waida, und kam in das Königreich Bosnien, von da zog er in das Königreich Croatien, von Croatien in das Königreich Dalmatien, von Dalmatien gen Ofen, der Hauptstadt von Ungarn, von Ofen gen Cracau in Polen, von Cracau gen Coppenhagen, der Hauptstadt von Dänemark, von Coppenhagen gen Stockholm, der Hauptstadt von Schweden, von Stockholm gen Bergen in Norwegen, von Norwegen durch Dänemark nach Prag, der Hauptstadt von Böhmen, von Prag den nächsten Weg durch das Herzogthum Sachsen, und durch Frankenland, darnach auf Augsburg, von dannen er mit etlichen Kaufleuten, denen er große Freundschaft erwies und sie aller Kosten frei hielt, in wenig Tagen nach Venedig kam. Dieser Länder Sitten und Glauben hat Fortunatus alle selbst in ein Büchlein zusammen geschrieben, und alle fürstlichen Geschenke aufgehoben, und mit sich heim nach Cypern geführt.

Wie Fortunatus wieder nach Cypern kam und sich ein gar prächtiges Haus bauen ließ.

Als er nun zu Venedig war freute er sich, und gedachte: Hier sind viel reiche Leute, da darfst du auch merken laßen, daß du Geld hast, und fragte nach köstlichen Kleinodien, deren man auch genug vor ihn brachte. Darunter waren viele, die ihm gefielen, und zu welchem Preise man sie ihm auch bot, so gieng er selten ohne Kauf davon, wodurch die Venediger eine merkliche Summe baares Geld lösten, und Fortunatus hoch in Ehren hielten. Nun wuste er wohl, wie er seinen Vater Theodorus und seine Mutter Gratiana, als er von Famagusta gefahren, in großer Armut gelaßen, und fieng an und ließ köstliche Leinwand machen, schönes Hausgeräth kaufen, und kaufte alles zwiefach was man in einem Hause braucht, dingte sich und sein Gut auf eine Galeere und fuhr also gen Cypern, und kam glücklich gen Famagusta, nachdem er wohl fünfzehn Jahre ausgewesen. Und als er in die Stadt kam, ward ihm gleich gesagt, wie sein Vater und seine Mutter gestorben wären, welches ihm gar leid war. Jedoch miethete er alsbald ein großes Haus und ließ sein Hab und Gut hineinführen, dingte noch mehr Knechte und Mägde und fieng an herrlich zu hausen, ward auch von Jedermann gar ehrenvoll empfangen und gehalten, wiewohl Etliche Wunder nahm, von wannen ihm so großer Reichthum käme, indem der meiste Theil wohl wuste, daß er in großer Armut von dannen gezogen war.

Und als er in Famagusta war, kaufte er seines Vaters Haus und noch mehr Häuser dazu, ließ sie alle abbrechen, und baute sich einen köstlichen Pallast, den ließ er auf das al-

lerzierlichste machen, denn er hatte gar viel köstlicher Gebäude gesehen. Und bei dem Pallast ließ er eine gar schöne Kirche bauen, und um die Kirche dreizehn Häuser, stiftete eine Probstei zu zwölf Caplänen, die sollten allezeit singen und lesen. Dazu kaufte er Zinsen, Gülten und Renten. Der Probst bekam dreihundert Ducaten, und ein Caplan alle Jahr hundert. Auch ließ er in der Kirche zwei Gräber machen, seinen Vater und Mutter ausgraben, und in das eine Grab legen, und das andere sollte auf ihn und seine Erben warten. Als nun der Pallast und die Kirche ganz fertig war, und er großes Wohlgefallen daran hatte, gedachte er bei sich: einem solchen Pallast geziemt wohl ein ehrsames Wesen, und setzte sich vor ein Gemahl zu nehmen. Und da man inne ward, daß er willens war, ein Weib zu nehmen, war Jedermann froh, und Reich und Arm, Edel und Unedel richtete seine Töchter mit Kleidern und Kleinodien zu, so gut er mochte, und gedachte, vielleicht giebt Gott meiner Tochter das Glück so gut als einer andern, und hätte Jeder gern seine Tochter dahin gebracht. Also wurden viele Töchter schön gekleidet, die sonst noch lange ohne so schöne Kleider geblieben wären. Nun war ein Graf nicht weit von Famagusta, der hatte drei Töchter, die vor andern schön waren: dem rieth der König, er solle dem Fortunatus seine Töchter antragen laßen, und wenn es ihm recht wäre, so wollte er selbst das Beste dazu reden. Der Graf war nicht reich, doch sagte er: Herr König, wenn er meiner Töchter eine begehrte, wolltet ihr mirs rathen? er hat ja weder Land noch Leute: hat er viel baar Geld gehabt oder noch, so seht ihr wohl, er hat viel Geld verbaut, das keinen Nutzen trägt, so mag er das übrige auch noch los werden und wie sein Vater

in Armut kommen, denn es ist geschwind geschehen, daß große Baarschaft verthan wird. Der König sprach zu dem Grafen: Ich habe von Leuten, die es gesehen haben, vernommen, daß er viel köstliche Kleinodien hat, man kaufte eine Grafschaft dafür; doch ist ihm noch keines feil. Ich höre so viel von ihm sagen, wie er so manches Land und Königreich durchfahren habe, halte also dafür, wüßte er nicht seine Sache zu einem guten Ende zu bringen, er hätte nicht so einen köstlichen Palast gebaut, noch eine so köstliche Kirche machen laßen, die er so herrlich begabt hat mit guten und gewissen Zinsen auf ewige Zeit. Es wäre noch mein Rath (wenn es ihm gefiele), du gäbest ihm deiner Töchter eine, und ist es dir gefällig, so will ich meinen Fleiß anwenden in Hoffnung, daß Solches geschehe. Denn Fortunatus gefällt mir wohl, ich sehe lieber, er habe ein edles Gemahl, denn eine Bäuerin, und es würde mich verdrießen, wenn ein unadeliches Weib den Pallast besitzen und darin Wohnung haben sollte. Da nun der Graf hörte, daß dem König Fortunatus Wesen wohlgefiel, fieng er an und sprach: Gnädiger Herr König, ich vernehme an eurer Rede wohl, daß ihr ein Gefallen daran hättet, wenn ich Fortunatus meiner Töchter eine gäbe: dessen laß ich euch volle Gewalt, zu thun wie euch beliebt. Da der König das vernahm, sprach er zu dem Grafen Nimian: Sende deine Töchter meiner Gemahlin, der Königin: so will ich sie zieren laßen, in Hoffnung, ihm werde eine gefallen; doch will ich ihm die Wahl geben, daß er nehme welche er wolle. Auch will ich dir zu Liebe die Heirat so machen, daß du kein Heiratsgut zu geben brauchst; müßte man aber etwas geben, so will ichs selbst ausrichten, weil du mir freie Gewalt befohlen hast. Graf Ni-

man dankte seinen königlichen Gnaden, und sagte: Was seine königliche Gnade befehle, das wolle er thun, und nahm Urlaub von dem König, ritt heim zu seinem Gemahl, und sagte ihr Alles, was sich zwischen ihm und dem König verlaufen hätte. Das gefiel der Gräfin alles wohl, nur daß sie Fortunatus nicht edel genug deuchte, und daß er die Wahl haben sollte unter ihren dreien Töchtern, denn eine unter den dreien wär ihr die Liebste. Der Graf fragte, welche es wäre? Das wollte sie ihm mit nichten sagen. Doch folgte sie seinem Willen, und richtete die Töchter zu, gab ihnen eine Hofmeisterin, Knechte und Mägde, wie solchem Adel geziemt, und kamen also an des Königs von Cypern Hof. Da wurden alle drei, und alle die mit ihnen gekommen waren, von dem König und der Königin freundlich empfangen. Da wurden sie unterwiesen in Hofzucht und was sonst zum adeligen Wesen gehört. Sie waren schön und wurden von Tag zu Tag noch schöner, und da es den König Zeit deuchte, sandte er eine stattliche Botschaft zu Fortunatus, daß er zu ihm käme; doch ward ihm nicht gesagt warum er nach ihm geschickt hätte; er wußte daß er einen gnädigen Herrn an dem König hatte. Er rüstete sich eilends, ritt fröhlich zu seinem Herrn dem König, und ward sehr wohl empfangen.

Wie der König Fortunato drei edle Gräfinnen vorstellte, aus welchen er die Jüngste, Cassandra, zum Gemahl nahm.

Da sprach der König zu ihm: Fortunatus, du bist mein Hintersaß, und vermeine ich, was ich dir rathe, dem solltest du folgen, denn ich gönne dir alles Gute. Ich habe wohl vernommen, wie du so einen köstlichen Pallast und eine herrliche

Kirche hast bauen laßen, und nun willens bist dir ein Gemahl zu nehmen; ich habe aber Sorge, du möchtest eine nehmen, die mir nicht gefällig wäre, und habe gedacht dir ein Gemahl von allen Ehren zu geben, dadurch du und deine Erben geehrt werden sollen.

Fortunatus sprach: Gnädiger König, es ist wahr, ich bin willens mir ein Gemahl zu nehmen; ich vernehme aber, daß eure königliche Gnade so herablaßend ist, und mir so gnädig und günstig sein will, mich zu versehen: so will ich weiter keine Frage noch Sorge nach Einer haben, sondern all mein Vertrauen in eure königliche Gnade festiglich setzen. Da der König die Antwort von Fortunatus hatte und vom Graf Nimian, und die Töchter in seiner Gewalt, gedachte er: Hie hab ich gut eine Ehe zu machen, und sprach zu Fortunatus: Ich weiß drei schöne Töchter, alle drei Gräfinnen von Vater und Mutter; die älteste ist achtzehn Jahre alt und heißt Gemiana, die andre siebzehn Jahr, und heißt Marsepia, die dritte dreizehn, und heißt Cassandra. Unter diesen dreien will ich dir die Wahl laßen, ich will dir auch zulaßen, daß du eine nach der andern sehen magst; oder willst du sie alle drei auf einmal sehen? Fortunatus bedachte sich nicht lange und sprach: Großmächtigster König! da Ihr mir eine solche Wahl gelaßen habt, so begehre ich, daß ich sie alle drei neben einander sehen möge und reden höre. Der König sprach zu Fortunatus: Was du begehrst soll dir geschehen, und entbot der Königin, sie solle das Frauenzimmer und ihre Jungfrauen wohl auszieren: er wollte selber darein kommen und einen Gast mit sich bringen. Das that die Königin mit Fleiß, denn sie versah sich wohl, warum es geschähe.

Und da es den König Zeit deuchte, nahm er Fortunatus allein, und wollte mit ihm gehen. Fortunatus sprach: Gnädiger Herr König, ist es nicht wider euch, so laßt diesen meinen alten Diener mit mir gehen. Der König ließ es geschehen: sie nahmen also Leopold, den alten Mann, auch mit, und kamen in das Frauenzimmer. Da stund die Königin auf, und alle ihre Jungfrauen, und empfiengen den König gar herrlich, und die Gäste auch. Also setzte sich der König nieder, und Fortunatus stand neben dem König.

Also sprach der König: Laßt mir kommen die drei Jungfrauen Gemiana, Marsepia und Cassandra. Alsbald standen sie auf, giengen durch den Saal, und ehe sie zum König kamen, thaten sie demselben dreimal Reverenz, knieten nieder, wie sie das wohl konnten, und wie es ihnen auch anstand. Der König hieß sie aufstehen und fieng an und sprach zu der ältesten: Gemiana, sage mir an, bist du lieber bei der Königin oder bei Graf Nimian, deinem Vater und der Gräfin, deiner Mutter? Sie sprach: Gnädiger Herr und König, mir geziemt nicht, diese Frage zu beantworten, und wenn mir auch eins lieber wäre als das andere, so dürfte ich doch mein Wohlgefallen nicht ansehen, sondern was euer Gnaden und mein Herr Vater gebieten, solchem Gebot soll ich gehorsam sein.

Also sprach er zu der andern: Marsepia, sage mir die Wahrheit: wen liebst du am meisten, den Grafen, deinen Herrn Vater, oder die Gräfin, deine Frau Mutter? Sie antwortete und sprach: O gnädiger Herr König, diese Frage ziemt mir nicht zu beantworten, ich habe sie beide von ganzem Herzen lieb; wenn ich aber einen lieber hätte als den andern, so wäre mir doch leid, wenn es mein eigen Herz wißen sollte,

und soll das mein Mund verkündigen, des müßte ich mich gar sehr schämen, da ich alle Treu und Liebe bei ihnen beiden finde.

Der König sprach zur dritten und jüngsten: Cassandra, sage mir, wenn jetzt ein schöner Tanz wäre auf unserm Platz, von Fürsten und Herren und von viel edeln Frauen und Jungfrauen, und es wäre hie der Graf und die Gräfin, euer Vater und Mutter: das Eine spräche: Tochter, gehe zum Tanz, und das Andere spräche: gehe nicht, welchem Gebot wolltest du folgen? Allergnädigster Herr König, sprach sie, Ihr wißt daß ich noch jung bin, und Vernunft nicht vor den

Jahren kommt, so mag eure königliche hohe Vernunft den Leichtsinn der Jugend wohl ermeßen, und darum wenn ich eins vor dem andern erwählte, so würd ich immer eins von beiden erzürnen, welches ich gar ungern thun wollte.

Der König sprach: Wenn aber eins oder das andere sein müßte? Cassandra sprach: So begehre ich Jahr und Tag mich darauf zu bedenken, und weiser Leute Rath zu folgen, ehe ich Antwort auf diese Frage gebe. Dabei ließ der König Cassandra bleiben, und fragte sie nicht ferner.

Als nun der König Urlaub nahm von der Königin und den andern im Frauenzimmer, gieng er in seinen Pallast; da folgte ihm Fortunatus und Leopold nach, und als sie in des Königs Zimmer kamen, sprach der König zu Fortunatus: Du hast begehrt die drei Töchter zu sehen und reden zu hören; nun habe ich dir mehr gethan, denn du begehrt hast, denn du hast sie gesehen stehen, gehen, lange und genugsam reden. Nun erwäge in dir selbst, welche dir zu einem ehelichen Gemahl gefällt. Fortunatus sprach: Gnädiger Herr, sie gefallen mir alle drei so wohl, daß ich nicht weiß welche ich erkiesen soll, und bitte von euer königlichen Gnade, mir eine kleine Zeit zu vergönnen, daß ich mich mit meinem alten Diener Leopold berede. Der König sprach: Des habe Urlaub. Also giengen sie miteinander an einen besondern und heimlichen Ort.

Fortunatus sprach zu Leopold: Du hast die drei Töchter gesehen und gehört sowohl als ich: nun weist du wohl, daß Niemand so weise ist in seinen Sachen, daß er nicht allweg um Rath fragen sollte. Also frage ich dich, und begehre deines Raths in der Sache, daß du mir hierin treulich rathen wol-

lest, als ob es deine eigene Seele beträfe. Leopold erschrak sehr, da er so hoch ermahnt ward, und sprach: Herr, in dieser Sache ist nicht wohl zu rathen, denn einem gefällt gar oft ein Ding wohl, und seinem eignen Bruder misfällt es; so ißt einer gern Fleisch, der andere gern Fische: darum so kann euch Niemand in dieser Sache beßer rathen, denn ihr selbst, denn ihr seid es auch, der die Bürden tragen muß.

Fortunatus sprach: Das alles weiß ich wohl, und daß ich mir ein Gemahl nehme, und sonst Niemanden; ich wollte aber, daß du mir die Heimlichkeit deines Herzens eröffnetest, da du doch so viel Menschen kennen gelernt und an ihrer Gestalt und Bildung bemerkt hast, was Treu oder Untreu vorbedeute. Leopold rieth ungern in dieser Sache, denn er fürchtete, wenn er nicht zu der riethe, die seinem Herrn am besten gefiele, daß er dadurch seine Huld verlieren möchte. Da fieng er an und sprach: Herr, sie gefallen mir alle drei wohl; ich habe sie auch mit allem Fleiß eine nach der andern betrachtet, und nach ihrem Aussehen bedünkt mich, sie seien Schwestern oder Geschwisterkinder, kann auch an ihrer Gestalt und Bildung keine Untreu merken.

Fortunatus sprach: Zu welcher riethest du mir aber? Leopold sprach: Ich will nicht zuerst rathen, und ihr sollt auch nicht zuerst rathen, denn was euch wohlgefiele, davon dürft ich nicht sagen, daß es mir weniger gefiele. Er sprach: Darum nehmt diese Kreide und schreibt auf den Tisch in euerm Winkel; so will ich mit dieser im andern Winkel schreiben. Das gefiel Fortunatus wohl, und schrieb also jeder seine Meinung, und da sie geschrieben hatten, und ein jedes des andern Meinung las, hatten sie beide Cassandra geschrieben. Des war

Fortunatus froh, daß sie beide einerlei Sinnes waren; noch fröhlicher war Leopold, daß ihm Gott in seinen Sinn gegeben hätte, daß er auch zu der gerathen, die seinem Herrn am allerbesten gefallen. Und da sie mit der Sache eins wurden, gieng Fortunatus wieder zu dem König und sagte: Gnädiger Herr König, eure königliche Gnade hat mir eine Wahl verliehen, die ich billig mit unvergeßenem Dank und stäter Dienstbarkeit gegen eure königliche Gnaden verdienen soll, denn obgleich ich mich solcher Wahl unwürdig bedünke und es gegen eure königliche Majestät noch nicht verdient habe, so steht mir doch zu, daß ich es künftig verdiene. Demnach ist nun mein Begehren, daß ihr mir Cassandra gebet. Dir geschehe nach deinem Begehren, sprach der König, und schickte alsbald nach der Königin, daß sie zu ihm käme, und Cassandra mit sich brächte, welches auch sogleich geschah.

Wie Cassandra Fortunato vermählt ward.

Also kam die Königin und brachte Cassandra mit sich. Der König schickte alsbald nach seinem Caplan, und ließ sie zusammen geben. Cassandra war unmuthig, daß sie also sollte vermählt werden ohne Wißen und in Abwesenheit ihres Vaters und ihrer Mutter; allein der König wollte es doch also haben, sie wurden also zusammen gegeben. Und als sie zusammen gegeben waren, da kamen die andern Frauen und Jungfrauen, und der Braut Schwestern, und wünschten der Braut Glück; die zwei Schwestern weinten gar sehr. Fortunatus fragte, warum sie also weinten? da ward ihm gesagt, daß sie der Braut rechte Schwestern wären von Vater und Mutter, und also gieng er zu ihnen, tröstete sie, und sprach: Trauert

nicht, ihr sollt eurer Betrübniß getröstet werden. Und sandte alsbald gen Famagusta nach den Kleinodien, die er mit sich von Venedig gebracht hatte, und schenkte dem König und der Königin die zwei besten, darnach der Braut und ihren zwei Schwestern, begabte auch alle Frauen und Jungfrauen, welches der Königin Frauenzimmer waren, gar köstlich, welches sie auch zu großem Dank aufnahmen. Und also schickte der König nach Graf Nimian und nach der Gräfin. Da das Fortunatus hörte, schickte er Leopold aus, und gab ihm baar tausend Ducaten, daß er die sollte der Gräfin in ihren Schoß schütten, und ihr sagen, ihr Tochtermann schicke sie ihr, daß sie fröhlich auf die Hochzeit käme.

Nun war die Gräfin unmuthig, daß Fortunatus die jüngste Tochter genommen hatte, denn sie war ihr die Liebste; da ihr aber Leopold die tausend Ducaten in den Schoß schüttete, ließ sie den Unmuth fahren, und rüstete sich mit dem Grafen alsbald herrlich, mit wohlbekleidetem Hofgesind, mit Wagen, und was zu solchen Ehren gehört, und kam zu dem König: da wurden sie herrlich empfangen, da war ihnen die Herberge gar köstlich zugerichtet mit Gezierden und mit Allem, was man an Kost und Trank bedurfte. Da sprach Graf Nimian zu der Gräfin: Frau, wir sind öfter hie gewesen, aber solche Ehre ist uns noch nie widerfahren. Haben wir einen so gnädigen König bekommen und so einen mächtigen Tochtermann durch unsre Tochter Cassandra, so wollen wir Gott Dank sagen, daß er uns solche Gnade verliehen hat. Und als sie angekommen waren, sprach der König zu Fortunatus: Ich will die Hochzeit zurüsten laßen, und will, daß dieß Fest hier vollbracht werde. Fortunatus sprach: Gnädiger Herr König, laßt mich

die Hochzeit zu Famagusta in meinem neuen Schloß halten: ich hab es noch nicht eingeweiht und noch kein Fest darin begangen. Der König sprach: Ich wollte es darum thun, daß dem Graf Nimian und dir desto weniger Kosten drauf giengen. Fortunatus sprach: Mich sollen keine Kosten dauern noch reuen, und bitte eure königliche Majestät, daß ihr selbst in hoher Person, mit der Königin und allem Volk gen Famagusta kommen wollet: kann ich dann euer Gnaden und denen, so mit euch kommen, nicht Ehr erbieten, wie sie es würdig wären, so sollen sie doch keinen Mangel spüren, so wenig als euer Gnaden hie hat.

Da der König hörte, daß Fortunatus so reichlich redete, gedachte er: Ich möchte doch das Wesen gern sehen, und sagte zu ihm: Dein Wille geschehe, reite hin und rüste dich zu, so will ich mit der Königin kommen, und dir deine Gemahlin bringen, dazu Schwäher und Schwieger, und Volks genug. Des war Fortunatus froh, dankte dem König und sprach: Ihr sollt nicht lange ausbleiben, in drei Tagen wird Alles eingerichtet sein, und ritt eilends gen Famagusta, sah zu was ihm noch mangelte, und ließ das Alles kaufen. Also kam der König mit großem Volk, und ward gar schön empfangen von Fortunatus. Da war sehr große Freude, die da vollbracht wurde mit Tanzen, Singen und köstlichem Saitenspiel; wo eins aufhörte, fieng das andere an, bis man die schöne Jungfrau Cassandra Fortunatus zulegte in dem schönen neuen Pallast, der so nach aller Lust gebaut war, wer hinein kam, den nahm Wunder von der schönen Gezierde, so darin war. Ob nun wohl der Braut Mutter sah, daß alles köstlich zugieng, gefiel es ihr doch nicht, dieweil er nicht eigen Land noch Leute

hatte, und sagte das ihrem Herrn. Der Graf Nimian sprach: Laß dich das nicht kümmern, ich hoffe, er wird unsre Tochter nach Ehren berathen. Des Morgens früh kam der König und Fortnuatus Schwäher und Schwieger, und forderten der Braut die Morgengabe. Fortunatus sagte: Ich habe weder Land noch Leute: ich will ihr geben fünf tausend baare Ducaten, dafür kauft ihr ein Schloß oder eine Stadt, darauf sie versorgt sei. Der König sprach: Diesen Sachen will ich Rath schaffen: hie ist der Graf von Ligorno, der hat große Noth, und muß Geld haben, er hat ein Schloß und eine Stadt, drei Meilen von hier, sie heißt Larconube, das heißt so viel als Regenbogen: die wollen wir ihm abkaufen, Land und Leute mit allen Gerechtigkeiten. Sie schickten also nach dem Grafen, und kauften ihm Stadt und Schloß ab, für sieben tausend Ducaten. Da gab er Leopold den Schlüßel zu einer Kiste, die in seinem Schlafgemach stand; der zahlte sie baar. Also ward der Kauf geschloßen, und gab der Graf von Ligorno seine Gerechtigkeit vor dem König in Cassandras Hand auf, und sprach sie aller seiner Ansprüche an Schloß und Stadt frei und ledig. Da ward viel über den Kauf geredet: der Eine sprach, es wäre zehn tausend Ducaten werth, der Andere sagte: hätte ich so viel Geld, ich wollte es nicht dafür geben. Als dieß vollbracht war, fieng der Braut Mutter erst an fröhlich zu werden, und sich zur Kirche zu rüsten. Die Kirche, die Fortunatus nicht weit von seinem Pallast hatte bauen laßen, war überaus köstlich dazu aufgeschmückt. Und als das Amt vollbracht war, gieng der König, der Bräutigam und die Braut, ein Jeder nach seinem Stand, in den Pallast

zu der Malzeit, die also köstlich bereitet war, daß viel davon zu schreiben wäre.

Wie Fortunatus, dem König und der Königin zu Gefallen, drei Kleinode ausgab, um welche die Herrn, Ritter und Edelleute drei Tage stechen sollten.

Da man nun fröhlich war, gedachte Fortunatus wie er eine Ergötzung anstellte, damit dem König und der Königin die Zeit zu vertreiben, gab also drei Kleinodien aus. Das erste war sechshundert Ducaten werth, darum sollten die Herren, Ritter und Edelleute drei Tage stechen, und wer das Beste thäte und den Preis erwürbe, sollte das Kleinod haben. Ferner gab er ein Kleinod aus, vierhundert Ducaten werth: darum sollten die Bürger und ihre Genoßen auch drei Tage stechen, und wer das Beste thäte, der sollte das andere Kleinod gewonnen haben. Ferner gab er ein Kleinod aus von zweihundert Ducaten an Werth: darum sollten alle reisigen Knechte stechen, sowohl der Herren als der Städte, auch drei Tage, und wer das Beste thäte, der sollte das Kleinod haben. Da mag man wohl denken, wie sich Jeder befliß und gern das Beste gethan hätte, des Ruhms willen vor den schönen Frauen und Jungfrauen, wie auch um die Kleinode zu gewinnen. Also ward täglich zwei oder dreimal gestochen und dazwischen bald getanzt, bald gegeßen.

Dieß Wesen und Freudenspiel trieb man vierzehn Tage: da wollte der König nicht mehr bleiben, und als er hinweg zog, ritt männiglich mit ihm. Fortunatus hätte gern gesehen, daß sie länger da geblieben wären, besonders sein Schwäher und seine Schwieger: das wollten sie aber nicht thun, denn

sie sahen die großen Kosten die darauf giengen, und sorgten, er möchte dadurch in Armut kommen. Als nun der König weg ritt, machte sich Fortunatus auch auf, und gab dem König das Geleit, fern hinaus, wandte sich dann zu dem König und dankte ihm für die hohe Gnade, daß er auf seine Hochzeit gekommen war. Also nahm er unterthänig Abschied von dem König und der Königin, auch von Schwäher und Schwieger, dem Grafen und der Gräfin und von allem Volk, dankte ihnen, daß sie bei seinem Fest gewesen waren, und ritt wiederum zu seiner schönen Cassandra.

Da nun das fremde Volk hinweg war, fieng er eine neue Hochzeit an, und lud nun erst alle Bürger und Bürgerinnen ein, und hatte ein großes Fest mit ihnen. Das trieb er acht Tage, wodurch ihm große Gunst und Wohlwollen von der ganzen Stadt Famagusta zu Theil ward. Da dieses Fest und Wohlleben auch ein Ende nahm, wollte er ein ruhiges Leben anfangen, und sprach zu Leopold: Guter Freund, gieb mir zu verstehen was dein Wille sei: ich will dir zwischen drei Dingen die Wahl laßen, und wie du wählst, so soll dir geschehen. Willst du heim, so will ich dir vier Knechte geben, die dich herrlich heimbegleiten, und dir dazu geben, daß du dein Lebtag ein Auskommen hast. Oder willst du hie zu Famagusta bleiben, so will ich dir ein eigen Haus kaufen, und dazu geben, daß du drei Knechte und zwei Mägde halten kannst, die deiner pflegen und dir keinen Mangel laßen. Oder willst du bei mir in meinem Palast sein, so sollst du in allen Dingen deine Nothdurft haben, so gut als ich selbst: welches du erwählst, das soll dir zugesagt und redlich gehalten werden. Leopoldus dankte ihm der Ehrerbietung und der verstatteten Wahl und sagte, er

hätte es nie um Gott noch um ihn verdient, daß ihm in seinen alten Tagen so viel Ehr und Güte wiederfahren sollte, und sprach: Mir ziemt nicht heimzureiten, ich bin alt und schwach, und möchte unterweges sterben; wenn ich aber auch heimkäme, so ist Hibernia ein hartes rauhes Land, wo weder Wein noch andere edle Früchte wachsen, an die ich mich hier gewöhnt habe, und würde vielleicht bald sterben.

Daß ich meine Wohnung bei euch sollte haben, ist mir auch nicht zuträglich, denn ich bin alt und ungestalt, ihr aber habt ein schön Gemahl und viel hübscher Jungfrauen und Knechte, die euch viel Kurzweil machen können: denen würde ich allen zuwider werden, denn alten Leuten gefällt nicht allezeit das Wesen der Jungen. Also wiewohl ich an eurer mildreichen Güte nicht zweifle, kiese und erwähle ich doch, ihr wollt mir ein eigenes Hauswesen bestellen, darin ich mein Leben vollende; bitte und begehre jedoch, daß ich damit nicht aus euerm Rath verstoßen werde, solang uns Gott das Leben gönnet. Das sagte ihm Fortunatus zu, kaufte ihm ein eigen Haus, gab ihm Knechte und Mägde, darzu alle Monat 100 Ducaten. Des freute sich Leopoldus, daß er nicht mehr auf den Dienst zu warten brauchte. Er setzte sich nieder und stand auf, aß und trank früh oder spät, wie es sich ihm fügte. Nichts destoweniger gieng er alle Morgen in die Kirche, in die auch Fortunatus gieng und bewies sich alle Tage gar fleißig, woran Fortunatus seine Treue spürte. Nachdem Leopoldus in solchen Ehren ein halb Jahr verlebt, ward er siech und mit tödlicher Krankheit umfangen. Da ward nach vielen Aerzten geschickt, ihm mocht aber niemand helfen. Und also starb der gute Leopoldus: das war Fortunatus gar leid, und ließ ihn gar herr-

lich begraben in seiner Kirche, die er gebauet und gestiftet hatte.

Wie Fortunato ein Sohn geboren, und Ampedo genannt ward, darnach wieder ein Sohn Andolosia geheißen.

Als nun Fortunatus und sein Gemahl Cassandra beieinander in großen Freuden lebten, und alles hatten, was man haben soll, und an Nichts Mangel, baten sie Gott, daß er ihnen Erben geben wollte, zumal Fortunatus wohl wuste, daß der Seckel seine Kraft verlieren würde, so er nicht eheliche Leibeserben bekäme; doch sagte er davon Cassandra nichts, als daß er gar gern Kinder von ihr hätte. Wie aber Gott alle ernstlichen Gebete erhört, so erhörte er sie auch, Cassandra ward schwanger und gebar einen Sohn. Dessen war Fortunatus und männiglich mit ihm, erfreut. Das Kind ward getauft und Ampedo geheißen. Hierauf ward Cassandra wieder schwanger, und brachte noch einen Sohn, der auch mit Freuden getauft und Andolosia geheißen ward, also daß Fortunatus zween wohlgeschaffene hübsche Knaben hatte, die er und seine liebe Cassandra mit großem Fleiß und Liebe erzogen; jedoch war Andolosia allezeit kühner, denn Ampedo, wie er sich auch hernach erwies. Wiewohl nun Fortunatus gerne mehr Erben von Cassandra gesehen hätte, so gebar sie doch nicht mehr, welches ihr gar leid war, den sie hätte auch gern eine Tochter oder zwei gehabt.

Und als Fortunatus zwölf Jahr bei Cassandra gewesen, und sich keines Erben mehr versah, fieng es ihn an zu verdrießen, zu Famagusta zu sein, wiewohl er alle Kurzweil hatte mit Spazierenreiten, mit hübschen Pferden, mit Federspielen,

Jagen, Hetzen und Beizen. Er nahm sich vor, dieweil er alle christliche Königreiche durchzogen, auch vor seinem Tod die Heidenschaft, Priester Johannis Land, Indiam, die große, die mittlere, und die kleinste zu durchziehen, und sprach zu Cassandra: Ich habe eine Bitte an euch, daß ihr mir wollet erlauben hinwegzureisen. Sie sprach: wohin ihm doch sein Gemüth stünde? Er sprach zu ihr: Sein Vorhaben wäre, weil er das halbe Theil der Welt gesehen, so wollte er das andere Theil auch durchfahren, und sollte er sein Leben darüber verlieren. Da Cassandra hörte, daß ihm das Vorhaben Ernst war, erschrak sie sehr, fieng an zu bitten, daß er von seinem Vorhaben ließe, es würde ihn gereuen, und was er zuvor umgezogen wäre, das wär alles in der Christen Land, da er noch jung und stark gewesen, und viel hätte erdulden mögen, das nun nicht mehr wäre, denn das Alter vermöge nicht, was der Jugend leicht zu thun sei. Auch seit ihr nun gewöhnt, ein ruhiges Leben zu haben: was wollt ihr euch jetzt unterfangen unter die falschen Heiden zu ziehen? Ihr hört doch alle Tage, daß die Heiden keinem Christen treu noch hold sein mögen, sondern sie sind darauf von Natur bedacht, wie sie die Christen um Leib und Leben bringen, und fiel ihm um den Hals und sprach: O du mein allerliebster und getreuster Gemahl, du meines Herzens Wohlgefallen, in den mein Leib und meine Seele alle ihre Treue gesetzt haben, ich bitte euch um Gottes und der Jungfrau Maria Willen, thut es mir armem Weib und euern lieben Kindern zu Ehren und schlagt eure vorgenommene Reise aus dem Sinne und bleibet hie bei uns; hab ich euch in irgend einem Dinge erzürnet, oder gethan, daran ihr ein Misfallen habt, das sollt ihr nur zu verstehen geben

so soll es hinfort vermieden bleiben, und nicht mehr geschehen. Also weinte sie gar inniglich, und war sehr betrübt. Fortunatus sprach: O allerliebstes Gemahl, gehabt euch nicht so übel, es ist um eine kleine Zeit zu thun, so komme ich mit Freuden wieder, und verheiß euch jetzt, daß ich alsdann nimmermehr von euch scheiden will, so lang uns Gott das Leben verleihet. Cassandra sprach: Wenn ich eures Wiederkommens gewiss wäre, so wollt ich eurer Heimkehr mit Freuden warten. Und wo ihr auch immer hinziehen wolltet, außer zu der ungetreuen Art, unter die ungläubigen Leute, die da allzeit des Christenbluts begehren, so wär es mir doch nicht so schwer. Fortunatus sprach: Diese Reise mag niemand wenden, denn Gott und der Tod, und wenn ich von hinnen scheide, so will ich dir so viel Baarschaft laßen, ob ich nicht wieder käme, daß du und die Kinder, euer Lebenlang in Freuden leben möget.

Da Cassandra sah, daß kein Bitten helfen mochte, da fieng sie an und sprach: O allerliebster Gemahl, so es nicht anders sein mag, so kommt doch desto eher wieder und laßt die Treu und Liebe, so ihr uns bisher erwiesen habt, aus eurem Herzen nicht kommen, so wollen wir Gott Tag und Nacht für euch bitten, daß er euch Gesundheit verleihe und gut Wetter, und Frieden und Wohlwollen von allen denen, durch deren Land und Gewalt ihr kommen werdet.

Fortunatus sagte ihr: Wollte Gott! daß dieß Gebet an mir erfüllt werde; so traue ich Gott, ich komme glücklich wieder, ehe denn ich mirs vorgenommen habe.

Wie Fortunatus wieder von Cypern wegfuhr, mehr Länder und Königreiche zu sehen, und wie er gen Alexandria kam.

Fortunatus hatte sich eine eigene Galeere bauen laßen und sie mit allen Waaren und Kaufmannsgütern beladen, von welchen er wuste, daß sie in der Heidenschaft gebraucht werden. Auch hatte er erwogen, was er dem Sultan zum Geschenk bringen sollte, denn alle Nationen, so nach Alexandrien kamen, pflegten ihm große Spendungen zu bringen, besonders die Venediger und Florentiner, die ihm fast goldene Stücke Sammet und Seide verehren. Da ließ er sich von den besten Meistern und Goldschmieden eine köstliche Credenz machen, mit allen Stücken, die dazu gehören, als Bechern, Schalen, Flaschen, Schüßeln, Tellern, Platten, Bratspießen, Rosten u. s. w. Und als die Galeere fertig und beladen war, nahm er Urlaub von Weib und Kind, bestieg in Gottes Namen die Galeere und als er gen Alexandrien kam, schickte man ihm ein kleines Schifflein entgegen und ließ fragen, von wannen das Schiff käme, wem es gehörte und womit es beladen wäre. Fortunatus gab Alles an und bat daß man ihm vor den Sultan hülfe, er brächte ihm eine Schenkung. Dazu waren des Sultans Diener beflißen, da sie hörten, daß er nicht mit leeren Händen käme, denn wer bringt wird eingelaßen, wie noch an vieler Herren Höfen geschieht; wer aber haben will, muß lange vor der Thüre stehn. Und als er in des Sultans Pallast kam, ließ er gar bald einen großen schönen Credenz-Tisch aufrichten, und die Kleinodien aufsetzen, die gar köstlich und schön anzusehen waren und schickte darauf nach dem Sultan. Da der Sultan die Kleinodien sahe, verwunderte er sich über die Menge und Schönheit der Kleinode und meinte, er hätte sie darum

dahingebracht, daß er sie ihm abkaufen sollte und ließ ihn fragen, wie hoch er die Credenz schätze? Fortunatus ließ den Sultan wieder fragen, ob ihm die Kleinodien wohl gefielen? Er sagte: Gar wohl. Da Fortunatus hörte, daß sie ihm gefielen, war er froh, ließ den Sultan bitten, daß er es nicht verschmähen, und sie zu einer Schenkung von ihm annehmen wollte. Da der König das hörte, nahm es ihn Wunder, daß ein einziger Kaufmann ihm eine so große Schenkung thun sollte, schätzte sie wohl auf fünf tausend Ducaten und vermeinte, es wäre einer großen Gemeinde, als Venedig, Florenz, oder Genua, viel zu viel, doch nahm er es an für eine Schenkung, gedachte jedoch: es wäre zu viel, sollt ichs ihm nicht wieder vergelten, und ließ ihm hundert Karren Pfeffer geben, welche wohl so viel werth waren als die Kleinodien, die er ihm geschenkt hatte. Da die Venediger, Florenzer, Genueser und andere Herren, so dazumal in Alexandria lagen, hörten, daß der König Fortunato eine so köstliche Schenkung gemacht hätte, der nie zuvor da gewesen war, da sie ihm doch alle Jahr einmal oder gar zweimal des Jahrs eine große Schenkung machten, stäts in seinem Lande lagen, ihm und dem ganzen Land großen Nutzen schafften, und noch nie etwas von ihm zu Geschenk bekommen hatten, weder wenig noch viel, hatten sie einen Verdruß an Fortunati Wesen, zumal da er wohlfeiler verkaufte und theurer einkaufte als sie. Sie besorgten er würde ihnen an ihrer Kaufmannschaft großen Schaden thun, und die Christenlande überfüllen, daß sie ihre Waaren desto wohlfeiler geben müßten. Da gedachten sie, könnten wir ihm doch bei dem Sultan einen Verdruß anrichten. Darauf machten sie dem Admiraldo, dem Obersten nach dem König im Land,

große Schenkungen, damit er Fortunato und den Seinen nicht so günstig wäre. Das merkte Fortunatus, und schenkte allemal noch so viel. Das war dem Admiraldo ein gutes Spiel, er nahm von beiden Parteien das Geld, und thät, was ihnen billig war, Fortunato aber was er nur wünschte, denn er hätte gewollt, daß seiner viel und oft gen Alexandria gekommen wären. Als nun Fortunatus einige Zeit zu Alexandria gewesen, und sich gar herrlich hielt, lud ihn der König zu Gast und etliche Kaufleute aus der Galeere mit ihm und erwies ihnen größere Ehre als er andern Patronen je gethan hatte; eben so machte es auch der Admiraldo. Das verdroß erst die drei Nationen, denn nun sahen sie, daß ihre Schenkung übel angelegt war. Und als nun die Zeit kam, daß die Galeere von Alexandria hinweg fahren muste, denn die Schiffe, die mit Kaufmannswaaren gen Alexandria kamen, durften nicht länger als sechs Wochen bleiben, da machte Fortunatus einen andern Patron an seine Statt und befahl ihm, mit der Galeere gen Spanien, Portugal, England und Flandern zu fahren, da zu kaufen und zu verkaufen und den Gewinn zu mehren, was er wohl thun mochte, da er beträchtliche Güter führte. Er befahl auch dem Patron, über zwei Jahre mit der Galeere wieder in Alexandria zu sein, denn alsdann gedächte er seine Reise vollbracht zu haben und wieder in Alexandria zu sein; wenn sie ihn aber alsdann nicht da fänden, sollten sie keine Rechnung auf ihn machen, daß er bei Leben wäre und die Galeere seinem Gemahl Cassandra und seinen Söhnen in Famagusta überantworten.

Wie Fortunatus Indien und sonst viele fremde Länder durchwanderte und zuletzt wieder nach Cairo kam.

Da Fortunatus allein war, gesellte er sich zu dem Admiraldo und bat ihn, daß er ihm bei dem Sultan frei Geleit durch sein Land erwirkte, und einen Förderniſsbrief an die Fürsten der Länder, die er zu sehen begehrte, als das Land des Kaisers von Persien, des großen Chans von Catai, des Priester Johannes und andre benachbarte Länder. Das verschaffte ihm der Admiraldo und gab ihm auch Leute zu, die Wege und Stege und die Sprache der Länder kannten. Da rüstete sich Fortunatus mit seinen Begleitern auf das Köstlichste und ließ alles was man zu der Reise bedurfte gegen baares Geld anschaffen. Darauf zog er aus und kam zuerst in des Kaisers von Persien Land, darauf in des großen Chans von Catai, darauf durch die Wüste gen Indiam in Priester Johannes Land, welches theils aus Inseln, theils aus festem Lande besteht und 72 Königreiche begreift, deren jedes viel Land und Leute, und mächtige Schlößer und Städte unter sich hat. Dem Priester Johannes schenkte Fortunatus schöne Kleinode, die in dem Lande selten waren, gab auch den Kämmerlingen und bat, ihm Förderniſs zu geben mit Leuten und Briefen, daß er käme gen Calecut in das Land, wo der Pfeffer wächst. Da ist ein mächtiger König und von übergroßer Hitze gehet Mann und Weib nakt; da wächst der allerbeste Pfeffer in ganz India, in der Gestalt kleiner grüner Weinträublein. Als nun Fortunatus das alles gesehen, auch nicht weiter kommen mochte, gedachte er an sein liebes Gemahl Cassandra, und seine beide Söhne, und hatte ein herzliches Verlangen nach Hause, wandte sich auch wieder heimwärts und ritt durch fremde

Länder, dadurch er zuvor nicht gekommen war. Zunächst kam er auf dem Meer gefahren gen Lamecho: da kaufte er ein Cameelthier und ritt durch die Wüste gen Jerusalem, die heilige Stadt heimzusuchen. Nun war die bestimmte Zeit, wo er mit seiner Galeere zusammentreffen sollte, bis auf zwei Monate herum, darum eilte er auf Alexandrien zu, dem Sultan Dank zu sagen, für seine Fördernißbriefe, die ihm gute Dienste geleistet hatten. Er kam also wieder zum Herrn Admiraldo: der war froh, und thät ihm große Ehre, da er hörte, daß er sich so ritterlich gewagt, und so ferne Lande durchzogen hatte.

Als aber Fortunatus zu Alexandria wohl acht Tage gelegen und gewartet hatte, siehe, da kommt seine gute Galeere gefahren, und hatte unterwegs so viel gewonnen, und so viel köstliche Güter geladen, daß sie dreimal beßer war, als da sie Fortunatus hinweggesandt. Dessen war er sehr froh, sonderlich, da er alle seine Leute frisch und gesund sah, die ihm auch Briefe von seiner allerliebsten Gemahl Cassandra brachten.

Hierauf sagte Fortunatus zu seiner Kaufleute einem, sie sollten bald verkaufen, damit sie desto eher heim kämen. Das thaten sie und gaben Alles billig, und wer wohlfeil giebt, dem hilft Sanct Nicolaus verkaufen, und wer kauft, wie man ihm ein Ding beut, der ist auch bald fertig. Während nun andre Galeeren sechs Wochen zu Alexandria lagen, so brachten sie Alles in drei Wochen an den Mann. Da sie nun also geeilt hatten und das der Sultan vernahm, wollte er nicht, daß Fortunatus hinwegführe, er müßte denn zuvor mit ihm speisen, und lud ihn am Abend, als er Morgens hinwegfahren wollte. Das konnte ihm Fortunatus nicht versagen, und be-

fahl, daß sich jedermann in die Galeere setzte und die Galeere aus dem Hafen in das Meer führe: sobald die Malzeit geschehen wäre, wollte er zu ihnen kommen. Also kam der Admiraldo, holte Fortunatum ab und führte ihn zu des Königs Pallast. Als sie nun nach Hof kamen, ward Fortunatus von dem König wohl empfangen, denn Fortunatus war dem König bekannt; da fragte der König, wie es ihm in fremden Landen ergangen wäre? Da sagte er ihm alles, und dankte für die Förderungsbriefe, so er ihm gegeben hätte, denn dadurch wäre er bei andern Herrn sehr gefördert worden und hätte er die Briefe nicht gehabt, so hätte er die Reise nicht vollbringen mögen. Das gefiel dem Sultan gar wohl; ich muß aber Eins dazu fügen: Fortunati Seckel war auch gut neben den Briefen. Indem sie also miteinander redeten, setzte man sich zu der köstlichen Tafel, bei der sie von fünfzehnhundert Mameluken bedient wurden.

Wie Fortunatus dem Sultan das Wünschhütlein entführte.

Als sie nun gegeßen hatten und die Mameluken, die abgefallenen Christen, noch bei zwölfhundert in dem Saal standen, und auf den Dienst warteten, begehrte Fortunatus des Sultans Hofgesinde zu begaben: das vergönnte ihm der Sultan. Da öffnete er den Seckel unter dem Tisch, daß ihn niemand sehen möchte und die Kraft des Seckels verborgen bliebe. Und da er allen den Mameluckken und auch dem Koch und dem Kellner gegeben hatte, nahm es den Sultan Wunder, wie er so viel Geld hätte mögen bei sich tragen, und hielt es für eine große Ehre, die er ihm gethan, daß er seine Diener so herrlich begabet, und sprach: Ihr seid ein Ehrenmann, und geziemt sich

wohl, daß man euch Ehre anthue: kommt mit mir, ich will euch etwas sehen laßen, was ich habe. Da führte er ihn in einen Thurm, der ganz steinern, und stark gewölbt war. Und in einem Gewölbe waren sehr viel Kleinodien von Silber, auch lagen da große Haufen von Silbermünzen, wie man Korn aufschüttet. Darnach führte er ihn in ein ander Gewölb, das war voll güldener Kleinodien, darin standen viel große Truhen, die alle voll gemünzter Goldgulden waren. Darnach in ein drittes Gewölbe, das gar wohl verwahrt war, darin standen große Kisten, die alle voll köstlicher Kleinodien waren und großer Gezierde, so zu seinem Leib gehörte, wenn er sich wollt sehen laßen in seiner königlichen Majestät. Da waren Edelsteine ohne Zahl, und besonders hatte er zwei güldene Leuchter, und auf jedem standen zwei große Carfunkel, die so schön und hell waren, daß sie bei der Nacht schienen als ob es Kerzenlichter wären. Fortunatus war darüber sehr verwundert und lobte dem Sultan die Kleinodien gar sehr. Da der Sultan hörte, daß sie ihm wohl gefielen, sprach er: Ich habe noch ein Kleinod in meiner Schlafkammer, das ist mir lieber denn alles, das ihr gesehen habt. Fortunatus sprach: Was mag das sein, das so köstlich ist? Das will ich dich sehen laßen, sprach der Sultan und führte ihn in seine Schlafkammer, die groß, schön und luftig war, und die Fenster sahen alle in das weite Meer. Also gieng der Sultan über einen Kasten, und brachte einen gar unscheinbaren haarlosen Filzhut hervor und sprach zu Fortunato: Dieser Hut ist mir lieber denn alle Kleinodien, die du gesehen hast, aus der Ursache: hätte ich keine Kleinodien, so wüßte ich sie doch zu bekommen; aber einen solchen Hut wüßte ich nicht zuwege zu bringen. Fortunatus sprach:

Gnädiger Herr, wäre es nicht wieder E. Majestät, so wollt ich gern wißen, was doch das Hütlein könnte, das ihr so hoch achtet. Der Sultan sprach: Das will ich dir sagen: es hat die Tugend, wenn ichs aufsetze, oder ein anderer, wo er dann begehrt zu sein, da ist er: damit hab ich viel Kurzweil, mehr denn mit meinem Schatze. Wenn ich meine Diener auf die Jagd sende, und mich verlanget, daß ich gern bei ihnen sein wollte, so setze ich mein Hütlein auf, wünsche mich zu ihnen, so bin ich bei ihnen. Und wo ein Thier im Wald ist, will ich, so bin ich bei ihm und kann es den Jägern in die Hände liefern. Wenn ich dann Feindschaft habe, und meine Soldaten im Feld sind, wenn ich will, so bin ich bei ihnen, und wenn ich will, so bin ich wieder in meinem Pallast, da mich alle meine Kleinode nicht möchten hinbringen. Fortunatus sprach: Lebt der Meister noch, der es gemacht hat? Der Sultan antwortet: Das weiß ich nicht. Fortunatus gedachte: O möchte mir der Hut werden! er schickte sich wohl zu meinem Seckel. Und sprach zu dem Sultan: Ich halte dafür, so der Hut so große Kraft hat, daß er auch ziemlich schwer sein und einen übel drücken werde, wenn man ihn auf hat. Der Sultan antwortete: Er ist nicht schwerer denn ein anderer Hut; hieß ihn sein Baret abthun, und setzte ihm das Hütlein selbst auf, und sprach: Ist es nicht wahr, daß er nicht schwerer ist, denn ein anderer Hut? Fortunatus antwortete: Gewiss, ich hätte nicht gemeint, daß er so leicht wäre, noch ihr so thöricht, daß ihr mir den Hut hättet aufgesetzt. Indem wünschte er sich in seine Galeere, und sogleich war er darinnen, und sobald er in die Galeere kam, hieß er die Segel aufziehen, denn sie hatten gar einen starken Nachwind, daß sie gar schnell hinweg

fuhren. Als nun der Sultan sah, daß Fortunatus sein allerbestes Kleinod hinweg hatte, stand er am Fenster, sah die Galeere abfahren, wuste nicht was er thun sollte und gebot allem seinem Volk, Fortunato nachzueilen, und ihn gefangen zu bringen, denn er müste sein Leben verlieren, daß er ihn also beraubt hätte. Also fuhren sie ihm nach; aber ehe sie sich rüsteten, war die Galeere schon so fern, daß sie niemand sehen mochte. Und als sie der Galeere etliche Tage nachgefahren waren, kam ihnen die Furcht, die Catalonischen Meerräuber

möchten an sie kommen; zum Streiten waren sie auch nicht gerüstet und wollten den Fuchs nicht beißen, kehrten also wieder um, und sagten dem Sultan, sie hätten die Galeere nicht ereilen können. Da ward der Sultan traurig.

Da nun die Venediger, Florentiner und Genueser erfuhren, daß Fortunatus mit des Sultans bestem Kleinod davon gefahren, waren sie froh und sagten: er hat ihm den rechten Lohn gegeben, jetzt sind wir doch sicher vor ihm, daß er nicht mehr herkommt, und uns so großen Schaden zufügen mag mit Kaufen und Verkaufen, als er uns gethan hat.

Wie der Sultan Fortunatus eine Botschaft um sein Hütlein schickte, welche unverrichteter Sache wieder abziehen muste.

Da nun der Sultan um das Kleinod kommen war, hätte ers gern wieder gehabt, wuste aber nicht, wie ers angreifen sollte, und gedachte: ob ich schon den Admiraldo oder meiner Fürsten einen zu ihm schickte, so sind sie den Christen nicht angenehm, und möchten unterwegs gefangen werden. Doch entschloß er sich, eine höfliche Botschaft zu Fortunato gen Cypern zu schicken, und bat den Hauptmann der Christen zu Alexandria (denn jede Nation hat ihren Consul da, und diese pflegen unter sich einen Obern zu wählen), daß er ihm eine Reise diente, und sagte ihm die Ursache und warum es ihm zu thun wäre. Dieser erklärte sich bereit, in seinem Dienste zu fahren, wohin er wollte. Also ließ er ihm alsbald ein Schiff ausrüsten, bemannte es mit christlichen Schiffleuten und befahl ihm gen Famagusta zu Fortunato zu fahren und ihm zu sagen, daß er ihm sein Hütlein wieder schickte, denn er hätte es ihn in Treuen sehen laßen, und wollt es zu Dank

wieder von ihm annehmen und dafür seine Galeere voll guten Gewürzes senden. Wenn das aber Fortunatus nicht thun wollte, so sollt es der Hauptmann dem König in Cypern klagen, der sein Oberherr wäre, und ihn bitten, Fortunatum anzuhalten, daß er ihm sein Kleinod, welches er ihm unredlich entführt, wieder schickte. Der Hauptmann, der ein Venediger war und Marcholando hieß, sagte dem Sultan zu, er werde die Botschaft verrichten, und allen Fleiß dabei anwenden. Der Sultan gab ihm groß Gut, rüstete ihn köstlich aus und versprach ihn reichlich zu beschenken, wenn er das Kleinod wiederbrächte. Dem Sultan war so leid um den Hut, daß er keine Ruhe haben mochte; alle seine Mameluken musten auch traurig sein. Sie hatten Fortunatum zuvor gelobt, da sie das Geld von ihm empfangen; als er aber ihren Sultan betrübt hatte, sagten sie, er wäre der gröste Bösewicht, der auf Erden lebe.

Also fuhr Marcholando gen Cypern, und kam gen Famagusta in den Hafen; es war aber Fortunatus wohl zehn Tage vor ihm dahin gekommen. Nun mögt ihr wohl gedenken, wie hoch und schön Fortunatus empfangen ward von seinem allerliebsten Gemahl Cassandra und wie er selbst sich freute, daß er so glücklich heimgekommen war. Die ganze Stadt freute sich mit ihm, denn viel Volks aus der Stadt, das mit Fortunato ausgewesen, war nun mit ihm heimgekommen und hatte unterwegs viel gewonnen. Da nun Marcholando mit seiner Galeere landete, verwunderte er sich sehr, daß man so fröhlich in der Stadt war. Als nun Fortunatus inne ward, wie des Großsultans Botschaft gen Famagusta gekommen, versah er sich wohl, was die Ursache wäre, ließ ihm eine schöne Her-

berg bestellen und sie auf seine Kosten mit Allem Nöthigen versehen. Als nun Marcholando wohl drei Tage zu Famagusta gelegen, da schickte er zu Fortunato und ließ ihm sagen, er hätte eine Botschaft an ihn auszurichten. Das vergönnte ihm Fortunatus; also kam er in seinen schönen Pallast und sprach: Der Sultan von Babylon, Herr zu Alkairo und Alexandria, entbeut dir Fortunato seinen Gruß, durch mich Marcholando, du wollest mich als seinen treuen Boten erkennen und ihm sein Kleinod durch mich zurückschicken.

Fortunatus antwortete und sprach: Mich nimmt Wunder, daß der Sultan nicht klüger war, da er mir sagte, welche Tugend das Hütlein hätte, und mir dasselbe aufs Haupt setzte, wodurch ich in große Angst und Noth kam, die ich mein Lebtag nimmer vergeßen werde; denn meine Galeere stand in dem weiten Meere, da wünschte ich mich hinein, und wenn ich die Galeere verfehlt hätte, wär ich um mein Leben kommen, das ich köstlicher schätze, denn des Sultans Königreich, weshalb ich denn gesonnen bin, das Kleinod nimmer von mir zu laßen, so lang ich lebe. Da Marcholando das hörte, gedachte er ihn mit Verheißung großen Guts zu überreden und fieng an und sprach: Fortunate, laßet euch rathen: was soll euch das Hütlein? ich will euch dafür schaffen was euch und euern Kindern viel beßer und nützer ist denn das abgeschabte Hütlein? und hätte ich solcher Hütlein einen Sack voll, so wollte ich sie alle geben um den dritten Theil deßen, was ich euch dafür verschaffen will. Darum so laßet mein Anbringen stattfinden, so will ich euch versprechen, daß euch der Sultan eure Galeere beladet mit gutem Gewürz, als Pfeffer, Ingwer, Nägelein, Muskatnüß, Zimmetrinden und anderes mehr,

das sich auf hundert Ducaten belaufen würde, und darzu sollt ihr das Hütlein nicht aus der Hand geben bis ihr gewährt und bezahlt seid und euch die Galeere mitsammt dem Gut zu euern sichern Händen überantwortet wird. Ist euch das genehm, so will ich selber auf eurer Galeere gen Alexandrien fahren und sie euch geladen hieher bringen, in dem Vertrauen, wenn ich wiederkomme und bringe, was ich verheißen habe, daß ihr mir meines gnädigen Sultans Kleinod wiedergebt. Auch weiß ich wohl, daß das Kleinod in der ganzen weiten Welt nirgend das dritte Theil so viel gilt als der Sultan dafür giebt, und wäre es nicht zuvor sein gewesen, ihm wäre so weh nicht darnach.

Darauf antwortete Fortunatus kurz: Ich will des Sultans und eure Freundschaft gern haben; doch gedenke niemand das Hütlein aus meiner Gewalt zu bringen. Ich habe noch ein anderes Kleinod, das mir sehr lieb ist: die beiden müßen bei mir bleiben, so lange ich lebe.

Auf diese Rede verfügte sich Marcholando zum König von Cypern, der Fortunati Oberherr war, klagte ihm das von Fortunato und bat, daß er doch dem Sultan das Kleinod, das er ihm entfremdet, wieder zurückschaffte, und so das nicht geschähe, so hätte er Sorge, es würde ein großer Krieg daraus entstehen. Der König antwortete Marcholando: Ich habe Fürsten und Herren unter mir, und so ich gebiete, thun sie was sie sollen. Hat nun der Sultan etwas an Fortunato zu fordern, so ziehe er ihn vor Gericht, so will ich ihm Recht folgen laßen wie billig ist. Da gedachte Marcholando: Hier werden die Heiden nicht viel Rechts gewinnen, rüstete also seine Galeere wieder zu und wollte davon.

Da war Fortunatus so gütig und lud ihn zu Gast, erbot ihm große Ehre, beschenkte ihn mit vielen schönen Kleinodien, ließ ihm seine Galeere mit Speis und Trank wohl versehen und sprach: Ich bin dir nicht feind, daß du dem Sultan diese Botschaft geworben hast; doch hoffe ich, du seist mir auch nicht feind, daß ich ihm sein Hütlein nicht wieder schicke. Wenn der Sultan das Hütlein von mir hätte, er schickte es mir auch nicht wieder; auch würde es ihm Niemand rathen, wie mir auch von Niemanden gerathen wird, daß ich es ihm schicken soll.

Marcholando dankte Fortunato für die Ehre und Schenkung, so er ihm gethan, und sagte: Solches wollte er dem Sultan hinterbringen; fuhr also unverrichteter Sache hinweg.

Wie Fortunatus starb und seinen Söhnen die Tugend des Seckels und des Hütleins sagte.

Als nun Fortunatus die ganze Welt durchreiset und sich ein volles Genügen zuwegen gebracht, fieng er an und hielt einen köstlichen Stand, ließ seine zween Söhne auch hervorziehen, hielt sie herrlich und köstlich und dingte ihnen Leute, die sie alle ritterlichen Spiele lehrten, Stechen, Turnieren und Rennen, wozu der jüngste Sohn gar geneigt war, und sich gar mannlich in die Sache schickte. Darum gab Fortunatus viel Kleinode aus, um welche zu Famagusta gestochen ward, wobei sein jüngster Sohn allezeit das Beste thät und den Preis gewann, daß Jedermann sprach, Andalosia mache dem ganzen Lande Ehre. Darüber hatte Fortunatus große Freude, der also ein verjüngtes Leben führte und viel Kurzweil hatte mit seinem Hütlein, mit Hunden und Falken, mit seinem

Sohn Andolosia und mit seinem allerliebsten Gemahl Cassandra. Als sie nun viele Jahre in allen Freuden gelebt, da da ward die schöne Cassandra krank, einer schweren tödtlichen Krankheit, daran sie sterben muste trotz aller ärztlichen Hülfe. Des bekümmerte sich Fortunatus so sehr, daß er auch in eine böse Krankheit fiel, die Schwindsucht, und nahm von Tag zu Tag an seinem Leibe ab, duldete großes Siechthum, und wurde je länger je schlechter mit ihm. Er schickte zu den allerbesten Aerzten, die man nur bekommen konnte, und gab und verhieß ihnen großes Gut. Sie wollten ihm aber gar keinen Trost geben, daß sie ihn gesund machen würden; doch wollten sie das Beste thun, sein Leben zu fristen, so lange sie könnten, und wandten darauf ihren Fleiß, nahmen auch Geld dafür genug. Fortunatus aber empfand keine Beßerung, er konnte gar wohl merken, daß er dem Tod nicht entrinne.

Als er nun auf dem Todbette lag, sandte er nach seinen zweien Söhnen, Ampedo und Andolosia, und sprach: Sehet, lieben Söhne, eure Mutter, die euch mit großem Fleiße erzogen hat, ist nun mit Tod abgegangen. So ist nun die Zeit gekommen, daß ich auch aus dieser Welt scheiden muß, und also will ich euch sagen, wie ihr euch verhalten sollt nach meinem Tode, damit ihr bei Ehren bleibet, wie ich bis an mein Ende geblieben bin, und sagte ihnen, wie er zwei Kleinodien hätte, den Seckel, und was Tugend er hätte, nicht länger denn so lange sie lebten; auch was Tugend das Hütlein hätte, wie groß Gut ihm der Sultan dafür wollte gegeben haben, und befahl ihnen, sie sollten die Kleinodien nicht von einander scheiden, sollten auch Niemand sagen von dem Seckel, denn also habe ich den Seckel sechzig Jahre gehabt, und habe es

keinem Menschen gesagt, und ihr seid jetzt die ersten, die es aus meinem Munde hören. Und noch eins will ich euch befehlen, lieben Söhne, daß ihr zu Ehren der Jungfrau, von der ich bin begabt worden mit diesem Glücksseckel, hinfort alle Jahr den ersten des Brachmonats feiern wollet, auf den Tag kein ehelich Werk vollbringen, weder in der Ehe noch außer der Ehe, und eine arme Tochter, welcher Vater und Mutter zum ehelichen Stande nicht verhelfen können, daß ihr die mit hundert Goldstücken, nach des Landes Währung, wo ihr euch mit dem Seckel befindet, versehen wollt; das hab ich gethan, so lang ich den Seckel gehabt. Damit endete er sein Leben, und seine zween Söhne ließen ihn herrlich begraben in die schöne Kirche, die Fortunatus selbst hatte bauen laßen.

Als nun ihr Vater gestorben, da trugen sie Leid um ihn und hielten ihm die Jahrs=Zeit wie es billig war. Dieweil nun Andolosia das Jahr stille gelegen und nicht stechen durfte, noch andere Hofweise treiben, da war er über seines Vaters Büchern geseßen und hatte gelesen, wie er so viele christliche Königreiche durchzogen, durch so viele Länder der Heiden gefahren war, welches ihm wohl gefiel und ihm solche Lust machte, daß er sich ernstlich vornahm auch zu wandern. Er sprach zu seinem Bruder Ampedo: Mein liebster Bruder, was wollen wir anfahen? Laßt uns wandern und nach Ehren streben wie unser Herr Vater gethan hat. Hast du nicht gelesen wie er so weite Lande durchfahren ist, so lies es noch. Ampedo antwortete seinem Bruder gar gütlich, und sprach: Wer wandern will, der wandere, es gelüstet mir gar nicht, ich könnte leicht hinkommen, wo es mir nicht so wohl wäre wie hier: ich will allhie zu Famagusta bleiben, und mein

Leben in dem schönen Pallast verschleißen. Andolosia aber sprach: So du des Sinnes bist, so laß uns die Kleinode theilen. Ampedo antwortete: Willst du denn das Gebot deines Vaters übertreten? Weist du nicht, daß es sein letzter Wille gewesen ist, daß wir die Kleinode nicht von einander scheiden sollten? Andolosia sprach: Ich kehre mich nicht an die Rede, er ist todt, ich aber lebe noch, und will theilen. Ampedo sprach: So nimm das Hütlein und ziehe wohin du willst. Andolosia sprach: Nimm du es selbst, und bleibe hier. Sie konnten nicht einig werden, denn jeder wollte den Seckel haben. Andolosia sprach: Lieber Bruder, ich weiß wie wir es halten: wir wollen nach unsers Vaters Rath niemand zu unserer Theilung nehmen. So laß uns aus dem Seckel zwo Truhen mit Goldstücke füllen, die behalte du hier und lebe wohl, du magst sie dein Lebtag nicht verzehren, und behalte auch das Hütlein hier bei dir, damit du Kurzweil haben magst: und laß mir den Seckel, so will ich wandern und nach Ehren streben. Ich will sechs Jahr aus sein, und wenn ich wieder komme, so will ich dir den Seckel auch sechs Jahre laßen, und also wollen wir ihn gemeinsam haben und nutzen. Ampedo war ein gütiger Mensch, ließ es also geschehen wie es sein Bruder erdacht hatte.

Wie Andolosia mit seinem Seckel an des Königs Hof von Frankreich kam.

Da nun Andolosia den Seckel hatte, war er von ganzem Herzen froh und wohlgemuth, rüstete sich mit guten Knechten und Pferden, nahm Urlaub von seinem Bruder, und fuhr mit vierzig wohlgerüsteten Reisigen auf seiner eigenen Galeere von Famagusta bis an den Hafen Agiuesmortes. Da stieg er an

das Land, und ritt zuerst an den Hof des Königs von Frankreich, gesellte sich zu den Edeln, Grafen und Freien, denn er machte großen Aufwand und ließ gar wohl mit sich umgehen: darum ward er von Jedermann hoch gehalten. Er diente auch dem König als ob er sein verflichteter Diener wäre. Wenn es sich begab, daß man stechen sollte, scharf rennen, ringen und springen, so thät er es allen andern zuvor. Und nach dem Stechen hielt man gewöhnlich großen Tanz mit edeln Frauen, wozu er auch berufen und hervorgezogen ward. Die Frauen fragten wer er wäre? Da ward ihnen gesagt, er heiße Andolosia von Famagusta in Cypern und wär aus edelm Geschlecht. Der König lud ihn zu Gast, und den Edeln war seine Gesellschaft angenehm. Darauf lud er die Edeln und ihre Frauen zu Gast, und gab ihnen gar ein köstlich Mal. Darum ward er den edeln Frauen wohlgefällig, die nun um so lieber glaubten, daß er von edelm Stamm geboren sei.

Wie Andolosia um eine edle Frau buhlt, der er tausend Kronen schenkte, und wie sie ihn betrog, und ihm eine andere zulegte.

Als sie nun in Frieden lebten, da war ein Edelmann an des Königs Hof, dessen Weib war ein Ausbund von Schönheit, und übertraf weit alle andern Frauen. Der Edelmann war oft bei Ritterspielen Andolosias Gesell und diese beiden hielten sich gern zusammen. Andolosia ward aber der Frau ohne Maßen hold und begann ernstlich um sie zu werben und bot ihr tausend Gulden, wenn sie ihm eine Nacht vergönnte. Die Frau gedachte tausend Gulden wären bald verdient, jedoch war sie zu ehrbar ihm zu willfahren und sagte es ihrem Mann. Der Mann sprach: Frau, tausend Gulden könnten wir wohl

brauchen; es ist aber nicht zu thun, denn Ehre geht über Reichthum. Nun haben wir eine schöne Nachbarin, die ein mitleidiges Töchterchen ist und für Geld und gute Worte Niemand was versagt: wie gefiel' es dir, wenn du sie beredetest, dem Ritter an deiner Statt gefällig zu werden? Mich dünkt, sie thät es um ein geringeres Geld. Die Frau that nach Anweisung ihres Mannes und sprach zu der Nachbarin, sie sollt in ihrem Haus bei dem Ritter liegen, als ob sie es wäre: dafür wolle sie ihr hundert Kronen schenken. Die mitleidige Tochter sprach: Mir liegt nicht viel daran, wenn ich auch umsonst bei einem solchen Manne läge. Wenn ich aber thäte wie ihr verlangt, so fürchte ich, ihr gäbt mir die hundert Kronen nicht, und wolltet mich vielleicht mit einer oder zwei Kronen abspeisen, weil ich ein solches Töchterchen bin. Da sprach die Frau: Ich will dir die hundert Kronen voraus geben eh du sie verdient hast. Als sie das hörte war sie zu Allem bereit. Als nun Andolosia wieder zu der Frauen kam, und seine Bewerbung anbrachte, sprach sie zu ihm: Ist euch die Sache Ernst, so kommt morgen Nacht, denn mein Mann wird dann in des Königs Dienst weggeritten sein. Das war Andolosia wohl zufrieden und des andern Tages kam er zu Nacht geschlichen und brachte die tausend Kronen mit. Die Frau empfieng ihn freundlich, nahm die tausend Gulden ungezählt hin, führte ihn in die Kammer und sagte, er solle sich niederlegen und fein still sein, sie werde gleich kommen. Da schickte sie eilends zu der Nachbarin, gab ihr hundert Kronen baar und schickte sie in die Kammer zu dem Ritter. Die gute Tochter hatte sich gar hübsch geziert und mit wohlriechenden Oelen gesalbt, da sie wohl wuste was zu solchen Dingen gehört.

Als sie nun mit Freuden beieinander waren und Andolosia nicht anders wuste, als daß er bei der Frau seines Turniergesellen läge, da merkte die gute Tochter, daß sie dem Ritter wohlgefiele und gedachte bei sich, es wär ein ungleicher Handel, daß die Edelfrau neunhundert Kronen bekäme und sie nur hundert, und fieng an und sagte Andolosia, wie seines Gesellen Frau ihn betrogen und sie an ihrer Statt bestellt hätte bei ihm zu liegen, wofür sie ihr hundert Kronen gegeben hätte. Als Andolosia hörte wie er betrogen sei, war es ihm nicht um das Geld, das er ausgegeben hatte, sondern um das Gespött, dessen er sich versah, wenn es in der Stadt auskäme, daß ihn zwei Weiber so betrogen hätten. Er stand auf, gab der Tochter noch hundert Kronen, gieng in seine Herberge und weckte all sein Volk und befahl ihm aufzustehen, indem er hinwegreiten wolle. Er gedachte, künftig wolle er sich hüten vor der untreuen Weiber List und ritt also ungesegnet und ohne Urlaub in einem Unmuth hinweg. Als er aber einen Tag von Paris geritten war, lag ihm die Sache noch im Sinn und schickte einen seiner Diener zu der, bei welcher er gelegen, übermachte ihr noch zweihundert Kronen, und ließ ihr sagen, sie sollte des Edelmanns Frau vor dem König oder seinem Parlament verklagen, weil sie neunhundert Kronen eingenommen, die ihr nicht zukämen, denn sie wär es, die das Geld verdient hätte, es wär ihr Liedlohn. Die mitleidige Tochter sagte dem Knecht zu, sie wolle das nicht unterlaßen, und sein Herr werde sehen, daß sie allen Fleiß anwende. Also hetzte Andolosia die beiden Weiber aneinander, daß sie vor Gericht kamen, und so viel und mehr verrechteten als sie eingenommen hatten, nicht zu gedenken, daß des Edelmanns Frau zu großen Schanden kam.

Wie Andolosia aus Frankreich zu dem König von England kam, der ihn ehrenvoll empfieng.

Als nun Andolosia den Hof des Königs von Frankreich verlaßen hatte, gedachte er: Es ist nur gut, daß mich die falschen Weiber nicht um den Seckel betrogen haben, schlug sich die Sache aus dem Sinn und setzte sich vor wie er nun erst anheben wollte, fröhlich zu sein und guten Muth zu haben, und ritt Eines Ritts an den Hof des Königs von Arragonien. Darnach zu dem König von Navarra, zu dem König von Castilien, zu dem König von Portugal, zuletzt zu dem König von Hispanien. Da gefiel ihm das Volk und ihre Sitten so sehr, daß er sich und all sein Volk nach ihrem Landsgebrauch kleidete. Der König gewann ihn gar lieb, und da er in allen Streiten an der Spitze war und viel mannliche Thaten verrichtete, schlug ihn der König zum Ritter. Nun war ein alter Graf an des Königs Hof, der eine einzige Tochter hatte: da wollte der König, Andolosia sollte sie zur Ehe nehmen, so werde er ihn zum Grafen machen an des Grafen Statt. Aber Andolosia gefiel des Grafen Tochter nicht, auch achtete er der reichsten Grafschaft nicht, denn er hatte genug in seinem Seckel. Darum nahm er Urlaub von dem König, dingte sich mit all seinem Volk auf ein Schiff und fuhr gen England.

Als er nun gen London kam, wo der König dazumal Hof hielt, bestellte er ein großes schönes Haus, ließ Alles darin Nöthige überflüßiglich kaufen und fieng an, Hof zu halten, als ob er ein Herzog wäre. Als das der König ersah, ließ er ihn fragen, ob er an seinen Hof kommen wollte. Andolosia antwortete: Ja, er wollte ihm gern dienen, mit Leib und

Gut. Indem begab es sich, daß der König von England einen Krieg führte wider den König von Schottland. Da zog Andolosia mit großem Volk auf eigne Kosten mit ihm und that so manche ritterliche That, daß er vor allen andern gelobt ward, wiewohl er kein Engländer war. Als aber der Krieg aus war und Jedermann heimzog, kam Andolosia auch wieder gen London und ward wohl empfangen von dem König, von den Frauen und von allem Volk.

Als sich nun das Kriegsvolk verlaufen hatte, lud der König Andolosiam zu Gaste, und führte ihn an die Tafel zu der Königin und seiner einzigen Tochter Agrippina: die war das allerschönste Frauenbild, so man in der Welt finden mochte, so weiß und zart, daß sie der schönen Amalei (die auch einst Königin von England gewesen) verglichen ward. Diese schöne Jungfrau ward Andolosia gegenüber zu Tisch gesetzt, und als sie Andolosia ansah, ward er von inbrünstiger Liebe entzündet und sein Herz von solcher Wollust umfangen, daß er weder eßen noch trinken mochte. Als nun die Malzeit vollbracht war und Andolosia wieder heim kam, gedachte er: O wollte Gott! daß ich von königlichem Stamm geboren wäre, so wollte ich dem König getreulich dienen mit festem Vertrauen, er müßte mir die schöne Agrippina vermählen: was wollt ich mehr als ein so schönes Gemahl? Da ich aber nicht hochgeboren bin, so kann ich doch nicht laßen, ihr hold zu sein und um ihre Liebe zu werben, was mir auch geschehe. Da fieng er an zu stechen, der Königin und ihrer Tochter zu Lieb und Ehren. Darnach lud er auf einmal die Königin, ihre Tochter und das Frauenzimmer, so an dem Hof waren und gab ihnen ein köstlich Mal, daß sich Jedermann darüber verwunderte,

darzu schenkte er der Königin ein köstliches Kleinod, desgleichen der jungen Königin Agrippina und machte auch der Kammermeisterin und den Mägden der Königin große Geschenke, damit er desto angenehmer wäre, wenn er zum Frauenzimmer käme. Das erfuhr der König und als Andolosia einsmals gen Hof kam, sprach der König zu ihm: mir sagen die Königin und meine Tochter, wie du ihnen so ein herrlich Mal gegeben: warum ludest du mich nicht auch dazu? Andolosia sagte: Allergnädigster Herr und König, wenn Euer königliche Majestät mich euern Diener nicht verschmähen wollte, wie eine große Freude sollte mir das sein! Der König sprach: Ich will morgen kommen, und zehn mit mir bringen. Dessen war Andolosia gar froh, gieng eilends heim, und richtete alle Dinge gar köstlich zu. Und als alles bereit war, kam der König mit Grafen und Herren, und ward die Malzeit so herrlich vollbracht, daß der König Wunder darob hatte, wie auch alle andern, so mit dem König gekommen waren. Der König dachte: ich muß dem Andolosia ein wenig die Pracht legen und zu Schanden machen, ließ heimlich gebieten, man sollte den Seinen kein Holz verkaufen, damit er nicht kochen könnte, wenn er mit Andolosia zu Mittag eßen sollte. Darauf sagte er Andolosia, er werde morgen sein Gast sein. Wiewohl Andolosia dessen froh war und gleich seine Diener aussandte, alles zu kaufen was sich Gutes fand, doch erschrak er des Mangels am Holze, wuste erst nicht was das für eine Bewandtniss habe noch wobei er kochen sollte; als er aber merkte, daß es auf des Königs Gebot geschehe, schickte er eilends zu den Venedigern in London und ließ ihnen abkaufen Nägelein, Muscaten, Sandelholz und Zimmetrinden: das schüttete man an die Erde,

zündete es an, kochte und bereitete die Speise dabei als ob es Holz wäre.

Da es nun Zeit zur Malzeit war, gedachte der König, sie würde nicht bereit sein, nichts desto weniger saß er auf mit seinem Gefolge und ritt gen Andolosiä Herberge.

Und als sie schier zum Hause kamen, da gieng ihnen ein edler köstlicher Geruch entgegen, daß sie Wunder darob hatten, und je näher sie dem kamen, je stärker der Geruch ward. Der König ließ fragen, ob das Eßen bereit wäre? Man sagte ihm: Ja und bei eitel Spezerei gekocht: das verwunderte den König sehr. Als nun die Malzeit vollbracht war, kamen des Königs Diener wohl mit fünfhundert Pferden den König zu holen. Da sprach Andolosia zu dem König: Gnädiger Herr, ist es nicht wider euch, so wollt ich eurer Diener Jeglichem zehn Kronen geben. Der König sprach: Ich laß es geschehen. Da wurden sie Alle in einen Saal gerufen. Andolosia stand unter der Thüre und gab einem nach dem andern zehn Kronen. Des wurden die Diener sehr froh und fiengen allerlei an zu sagen von Andolosia.

Wie die junge Königin Agrippina Andolosia mit falscher Liebe um seinen Seckel brachte.

Als nun der König in seinen Pallast kam, sagte er seiner Gemahlin, wie ihm Andolosia so eine herrliche Malzeit gegeben hätte, die mit eitel Gewürz statt des Holzes gekocht worden, und daß er seiner Diener Jeglichem zehn Kronen gegeben. Das nahm ihn Wunder, von wannen ihm so viel Gelds käme, denn da war kein Sparen, sondern je länger je herrlicher.

Die Königin sprach: Ich wüſte niemand, der das eher und beßer erfahren könnte, denn Agrippina, unsere Tochter, er ist ihr hold und sagt ihr gewiss Alles, was sie ihn fragt. Der König sprach: Ich möcht es gern erfahren. Es ist als schöpfte er aus einem Brunnen, und wüſte ich einen Brunnen, daraus Geld zu schöpfen wäre, so wollt ich selber auch schöpfen. Die Königin sprach: Ich will sehen, ob ich es erfahre. Als nun die Königin zu ihrem Frauenzimmer kam, rief sie Agrippina zu sich allein und fieng an mit ihr von dem köstlichen Leben zu sprechen, das Andolosia führte, und sprach: Das verwundert den König und auch mich, da er doch weder Land noch Leute hat, von wannen ihm so groß Gut kommen sollte. Nun ist er dir gar hold, das kann ich an allen seinen Gebärden spüren und wenn er wieder zu dir kommt, so will ich dir desto mehr Zeit laßen mit ihm zu reden: siehe zu, ob du von ihm erfahren magst woher ihm der Reichthum kommt. Agrippina sprach: Ich will es versuchen.

Und als Andolosia nach Hof kam, ward er gar schön empfangen und bald in das Frauenzimmer gelaßen, worüber er große Freude hatte. Nun war Alles so bestellt, daß er allein zu reden kam mit der schönen Agrippina. Da fieng Agrippina an und sprach: Andolosia, man sagt große Ehr von euch, wie ihr dem König eine so köstliche Malzeit gegeben, und darzu alle seine Diener wohl begabt habt: nun sagt mir, habt ihr nicht Sorge, daß euch das Geld gebrechen möge? Er sprach: Gnädige Frau, mir kann kein Geld zerrinnen dieweil ich lebe. Agrippina sprach: So betet ihr billig für euern Vater, der euch so viel hinterlaßen hat. Andolosia sprach: Ich bin so reich als mein Vater, und er war nie reicher, denn ich jetzt

bin; doch war er einer andern Complexion: ihn freute nur die fremden Länder zu sehen; mich erfreuet nichts denn schöne Frauen und Jungfrauen, und wie ich deren Liebe und Gunst erwerben möchte. Agrippina sprach: Nun hab ich doch vernommen, daß ihr an vieler Könige Höfen gewesen, da schöne Frauen und Jungfrauen sind: habt ihr nichts gefunden, das euch gefallen hat? Andolosia sprach: Ich hab an sechs königlichen Höfen gedient und viel schöne Frauen und Jungfrauen gesehen, aber ihr übertrefft sie alle bei Weitem durch Schönheit, Anstand und edles Wesen, womit ihr mein Herz also in Lieb entzündet, daß ich es nicht laßen kann, euch die große, unsägliche Liebe zu eröffnen, die ich zu euch trage. Ich weiß zwar wohl, daß ich von Adel nicht hoch genug geboren bin, aber die Liebe, die Alles überwindet, zwingt mich so hart, daß ichs nicht laßen kann, euch um eure Liebe zu bitten. Die wollet mir nicht versagen, so will ich euch auch Alles gewähren warum ihr mich bittet. Agrippina sprach: Andolosia, sage mir die rechte Wahrheit, daß ich erkennen möge, von wannen dir so viel baar Geld und Reichthum kommt, so will ich auch nach deinem Willen leben. Des war Andolosia froh, und aus unbedachtem Muth und freudenreichem Herzen sprach er zu ihr: Allerliebste Agrippina, was ihr zu wißen begehrt will ich euch in ganzer Treue und Wahrheit sagen; aber gelobt mir auch eure Liebe bei guter Treue. Sie sprach: O du allerliebster Andolosia, du sollst nicht zweifeln an meiner Liebe, noch an meinem Verheißen: was ich dir mit dem Mund verheiße, das soll dir alles in der That gehalten werden. Auf diese gute Worte sprach Andolosia zu der schönen Jungfrau: Nun hebt euern Schooß auf. Er zog seinen Glücksseckel heraus,

zeigte ihn Agrippina und sprach: Dieweil ich diesen Seckel habe, so gebricht mir keines Geldes, zählte ihr tausend Kronen in ihren Schooß und sprach: Die seien euch geschenkt, und wollt ihr mehr haben, ich zähle euch mehr. Glaubet ihr nun, daß ich euch die rechte Wahrheit gesagt habe? Sie antwortete: Ich sehe und erkenne die Wahrheit, und nimmt mich nicht mehr Wunder eures Aufwandes. Er sprach: So gewährt mir nun, wie ich euch gewährt habe. Da sprach sie: Das will ich thun, mein lieber Andolosia. Die Königin wird diese Nacht bei dem König liegen: so will ichs mit meiner Kämmrerin einrichten, daß ihr bei mir lieget. Ohne die kann ichs nicht zuwege bringen; ihr müßt ihr gute Schenkung thun, damit es verschwiegen bleibe. Das sagte er ihr zu. Sobald Andolosia hinweg gieng, lief Agrippina mit den tausend Kronen im Schooß zu der Königin und sagte ihr mit großen Freuden, wie sie erfahren hätte von wannen Andolosia das Geld käme und wie sie ihm verheißen hätte die Nacht bei ihm zu liegen. Das gefiel der Königin wohl und sprach zu Agrippina: Weißt du wohl welche Gestalt der Seckel hat und welche Farbe und Größe? Sie sprach: Ja, und schickte bald nach einem Seckler und ließ sich einen Seckel machen nach der Form von Andolosias Seckel; den machten sie lind, als ob er alt wär, und schickten zu ihrem Arzt, und ließen ihn ein stark Getränk machen, davon man bald und so hart entschlief, daß man für todt da lag. Als der Trunk gemacht war, trugen sie ihn in Agrippinas Schlafkammer, und unterwiesen die oberste Kammermeisterin, wenn zu Nacht Andolosia käm, daß sie ihn schön empfienge und in Agrippinas Schlafkammer führte: dann wollte die Königin Agrippina zu ihr senden und wenn sie also

zusammen kämen, sollte sie allerlei Confect und Zuckerwerk vortragen, und ihnen zu trinken reichen, und wohl aufmerken, daß sie dem Andolosia den Trunk in den Becher schüttete. Und wie Alles geordnet war, also geschah es. Andolosia kam gar heimlich und ward in Agrippinas Kammer geführt; sie kam und setzte sich zu ihm. Sie redeten gar zärtlich miteinander; die alte Kammermeisterin brachte Confect und bot ihnen zu trinken. Agrippina credenzte ihm und sprach: Andolosia, ich bring euch einen freundlichen Trunk. Er hub auf und trank, darum, daß er ihr zu Willen würde. Also brachte sie ihm der freundlichen Trünke einen nach dem andern, bis er den ganzen Trunk genommen hatte. Und alsbald sank er hin und entschlief so hart, daß er keine Empfindung mehr hatte, wie man auch mit ihm umgienge. Da das Agrippina sah, war sie bald über ihn, riß ihm sein Wammes auf, trennte seinen Glücksseckel ab, und nähte ihm einen andern an dessen Statt. O Andolosia, wie war das ein ungleicher Tausch!

Agrippina brachte des Morgens der Königin den Seckel; sie versuchten ihn, ob er gut wäre und zählten viel Gulden daraus: da war kein Aufhören! Die Königin brachte dem König den Schooß voller Gulden, und erzählte ihm, wie sie mit Andolosia umgegangen wären. Der König bat die Königin, sie sollte mit Agrippina reden, daß sie ihm den Seckel gebe, sie möchte sonst darum kommen: das that die Königin. Agrippina wollte es aber nicht thun. Da bat sie, daß sie ihr ihn gäbe: das wollte sie auch nicht thun, und sagte, sie hätte ihr Leben daran gewagt, denn wenn er erwacht wäre, dieweil sie so mit ihm umgegangen wäre, so hätte er sie erschlagen, und das mit Recht.

Da Andolosia ausgeschlafen hatte und erwachte, blickte er um sich, und sah niemand als die alte Kammermeisterin: diese fragte er, wo Agrippina hingekommen wäre? Sie sprach: Sie ist eben aufgestanden, die gnädige Frau Königin hat nach ihr geschickt. Mein Herr, wie habt ihr so hart geschlafen? ich hab lang an euch geweckt, konnte euch aber nicht erwecken, daß ihr Freude und Kurzweil mit Agrippina gehabt hättet. Ihr habt hart geschlafen, hätte ich nicht empfunden, daß euch der Athem gienge, ich hätte gemeint, ihr wärt todt gewesen. Da Andolosia hörte, daß er die Liebe der schönen Agrippina verschlafen, fieng er an zu fluchen und sich selbst zu verwünschen. Die alte Kammermeisterin wollte ihn stillen und sprach zu ihm: Herr, gehabt euch nicht so übel, was nicht geschehen ist, das kann noch geschehen. Andolosia sprach: Daß dich Gott schände, du alte Kupplerin, warum hast du mich nicht geweckt? ich hab all mein Lebtag nicht so hart geschlafen, wer mich nur ein wenig angerührt hätte, ich wäre erwacht. Sie schwur hoch und theuer, sie hätte ihn gerüttelt und gab ihm gute Worte, denn er hatte ihr am Abend zwei hundert Kronen geschenkt, und mit den guten Worten führte sie ihn aus Agrippinas Schlafkammer und aus des Königs Pallast. Andolosia kam heim zu seinen Leuten und war nicht fröhlich wie er sonst zu sein pflegte. Es lag ihm an, daß er die Metten verschlafen und wuste nicht, daß er Glück und Heil verschlafen hatte.

Wie Andolosia heim gen Cypern kam und seinem Bruder klagte, daß er den Seckel eingebüßt hätte.

Nun hätte der König solcher Seckel auch gern einen ge-

habt, denn er meinte, Andolosia hätte deren mehr, er wär ja sonst ein Narr gewesen, daß er den Einen so liederlich verwahrt hatte. Um nun Solches zu erfahren, wollte er wieder mit Andolosia eßen. Als Andolosia vernahm, daß der König abermals mit ihm eßen wollte, rief er seinem Diener, dem er allemal drei oder vier hundert Kronen gab, daß er das Haus versähe und Alles Nöthige anschaffte: dem sagte er, daß er ein köstlich Mal zubereite, der König wollte abermals mit ihm eßen. Sein Diener sagte: Herr, ich hab nicht Geld genug, denn es kostet viel. Andolosia, der nicht gutes Muths war, riß sein Wammes auf, zog seinen Seckel heraus, und wollte seinem Diener vier hundert Kronen geben. Und da er in den Seckel griff nach seiner alten Gewohnheit, fand er nichts. Er sah auf gen Himmel, von einer Wand zur andern. Er kehrte dem Seckel das Innere nach außen; aber da war kein Geld mehr. Da merkte er erst, daß er von Agrippina betrogen sei und gedachte der Lehre, die sein Vater Fortunatus ihm und seinem Bruder so treulich auf seinem Todbette gegeben hatte, daß sie, so lange sie lebten, niemand von dem Seckel sagen sollten. Aber es war versäumt, und alle seine Hoffart nun aus. Da rief er alle seine Knechte, gab ihnen Urlaub, und sprach: Es ist nun bald zehn Jahr, daß ich euer Herr bin: ich habe euch anständig gehalten, und keinen Mangel gelaßen, ich bin auch keinem was schuldig, ihr seid alle bezahlt. Nun ist die Zeit kommen, daß ich nicht mehr Hof halten kann, wie ichs bisher gethan, ich sag euch also der Gelübde, so ihr mir gethan, ganz quitt, ledig und los, und versehe sich nun ein jeder, wie es ihn am Besten dünkt, denn länger kann ich nicht bleiben, und hab auch nicht mehr Geldes als hundert

und sechzig Kronen, davon schenk ich einem Jeden zwo, auch mag er Roſs und Harnisch zu eigen behalten. Der Rede erschraken die Diener sehr und sah einer den andern an und nahm sie groß Wunder, wo die Pracht über Nacht hin wäre. Da hub Einer an und sprach. Getreuer lieber Herr, hat euch jemand Verdruß gethan, das gebt uns zu verstehen: er muß sterben, und wäre es der König selbst, und sollten wir all unser Leben darum verlieren. Andolosia sprach: Von meinetwegen soll niemand fechten. Sie sprachen: Wir wollen also nicht von euch scheiden, sondern Roſs, Harnisch, und was wir haben, verkaufen, und euch nicht verlaßen. Andolosia sprach: Ich dank euch allen, liebe fromme Diener, der Ehrerbietung: so sich das Glück wieder zu mir kehrt, will ich das alles wieder vergelten. Aber wie ich gesagt habe, also thut, und sattelt mir alsbald mein Pferd; ich will daß keiner mit mir reite oder gehe. Die Knechte waren traurig um ihren frommen Herrn, bei dem sie so gute Tage gehabt hatten; doch brachten sie ihm sein Pferd. Da nahm er Urlaub von ihnen allen, saß auf, und ritt und fuhr zu Waßer und Land den nächsten Weg gen Famagusta zu seinem Bruder Ampedo.

Und als er kam vor den schönen Pallast, klopfte er an, und ward alsbald eingelaßen. Und als Ampedo vernahm, daß sein Bruder Adolosia gekommen war, ward er froh und meinte, er wolle nun auch Freud mit dem Seckel haben, und forthin nicht mehr sparen, wie er zehn Jahre gethan hätte. Er gieng dem Bruder entgegen, empfieng ihn mit großen Freuden und sagte, warum er allein käme, und wo er sein Volk gelaßen hätte? Da sagte er: Ich habe sie alle verlaßen, und danke Gott, daß ich heimgekommen bin. Ampedo sprach:

Lieber Bruder, wie ists doch ergangen? das sage mir, denn es gefällt mir übel, daß du so allein gekommen bist. Er antwortete: Laß uns erst eßen, und da sie die Malzeit vollbracht hatten, giengen sie miteinander in eine Kammer, da begann Andolosia mit trauriger Gebärde und demüthiger Stimme und sprach: O allerliebster Bruder, ich muß dir leider böse Zeitung verkünden, daß ich so übel gefahren und um unsern Glücksseckel gekommen bin. Ach Gott! es ist mir ein herzliches Leid, weiß aber nicht zu helfen.

Ampedo erschrak von Grund seines Herzens, also daß er schier in Ohnmacht gefallen wäre und mit großem Jammer sprach er: Ist er dir mit Gewalt genommen worden, oder hast du ihn verloren? Er antwortete: Ich habe das Gebot, das uns unser getreuer Vater auf dem Todbette gab, übertreten, und einem lieben Menschen von dem Seckel gesagt, und sobald ich es ihm geoffenbart, hat er mich darum gebracht, dessen ich mich nicht zu ihm versehen hätte. Ampedo sprach: Hätten wir das Gebot unsers Vaters gehalten und die Kleinode nicht von einander kommen laßen! Aber du wolltest nur fremde Lande erfahren: nun schau, wie wohl du es geschafft hast. Andolosia sprach: O lieber Bruder, es ist mir ein so großes Herzeleid, daß ich meines Lebens nicht mehr achte.

Wie Andolosia das Wünschhütlein von seinem Bruder entlehnte und Agrippinam mit dem Seckel hinweg führte.

Als Ampedo diese Worte hörte, wollte er ihn trösten, und sprach: Lieber Bruder, laß dir es nicht so schwer zu Herzen gehen, wir haben noch zwo Truhen voller Ducaten, auch bleibt uns das Hütlein: wir wollen dem Sultan schreiben,

der giebt uns groß Gut dafür: so haben wir dennoch genug, und können einen ehrlichen Stand führen unser Lebenlang: laß den Seckel fahren. Andolosia sagte: Gewonnen Gut ist schwer aufzugeben: mein Begehren wäre, du gäbest mir das Hütlein, so bin ich der Hoffnung, den Seckel damit wieder zu bekommen.

Ampedo sprach: Man sagt, wer sein Gut verliert, der verliert auch die Sinne: das spür ich auch an dir wohl. Da du uns um das Geld gebracht hast, so wolltest du uns auch gern um das Hütlein bringen. Aber fürwahr mit meinem Willen sollst du es nicht hinwegführen; ich will dir wohl vergönnen, Kurzweil damit zu haben. Als Andolosia vernahm, daß ihm sein Bruder nicht vergönnen wollte, das Hütlein hinweg zu führen, gedachte er, so will ich ohne seine Gunst davon. Da sprach er zu Ampedo: Nun mein getreuer, lieber Bruder, hab ich übel gethan, so will ich hinfort nach deinem Willen leben. Darauf schickte er die Knechte in den Forst, eine Jagd anzustellen: er wollte nachkommen. Als sie weg waren, sprach Andolosia: Lieber Bruder, leih mir das Hütlein, ich will in den Forst. Der Bruder war willig und brachte das Hütlein, und sobald er das hatte, ließ er die Jäger im Forst ihr Ding schaffen, und kam mit dem Hütlein gen Genua, und fragte nach den besten und köstlichsten Kleinodien, die man hätte, und ließ sich die in seine Herberge bringen. Da man ihm nun viele brachte, marktete er lange darum und legte sie in ein Tüchlein zusammen, als wollte er untersuchen, wie schwer sie wären, und fuhr also damit hinweg unbezahlt, und wie er in Genua gethan hatte, also thät er zu Florenz und Venedig auch, und brachte die köstlichsten Kleinodien, so in den dreien Städten

waren, zusammen ohne Geld. Als er die Kleinode hatte, zog er gen London in England. Nun wußte er wohl, wo die junge Königin Agrippina zur Kirchen gieng, an der Straße bestellte er sich einen Laden und legte seine Kleinode da aus. Nun gieng eines Tages Agrippina zur Kirche und hatte Mägde und Knechte vor und hinter sich, auch die alte Kammermeisterin, die ihm den Tolltrank gegeben hatte. Andolosia kannte sie Alle noch; aber sie ihn nicht, das machte, er hatte eine andere Nase über der seinen, die so abenteuerlich gemacht war, daß ihn niemand erkennen konnte.

Als aber Agrippina vorüber war, nahm er zween schöne Ringe und schenkte sie den zwei alten Kammermeisterinnen, die stäts bei Agrippina waren, und ihr Vertrauen hatten, und bat sie, die Königin zu vermögen, daß sie ihn in ihren Pallast holen ließe: so wollt er so köstliche Kleinode mit sich bringen, daß sie nie dergleichen gesehen hätte. Sie sagten ihm zu, sie wolltens bewirken, und als Agrippina von der Kirchen heim kam, zeigten sie der Königin die zween hübschen Ringe und sagten ihr, der Juwelier, so vor der Kirchen gestanden, hätte sie ihnen geschenkt, darum daß sie schafften, daß nach ihm gesendet würde, denn er hätte gar köstliche Kleinodien. Die Königin sprach: Ich glaube wohl, daß er köstliche Kleinode hat, weil er euch so zwei schöne Ringe geschenkt hat: heißt ihn herkommen, denn mich verlangt die Kleinodien zu sehen. Er kam bald, und ward in den Palast, in einen Saal vor der Agrippina Kammer geführt: da legte er seine Kleinodien aus, die Agrippinen sehr wohl gefielen. Sie feilschte um die, welche ihr am besten gefielen. Nun waren Kleinodien darunter, die tausend Kronen werth waren, und noch viel mehr, dafür bot sie

ihm nicht das halbe Geld. Der Juwelier sprach: Gnädige Königin, ich hab oft gehört, daß ihr die reichste Königin seid, so auf dem ganzen Erdreich ist, darum hab ich die allerschönsten Kleinodien, so man nur finden mag, ausgesucht, um sie Euer königlichen Gnaden zu bringen; aber ihr bietet mir gar zu wenig, sie kosten mich sicher mehr. Begehret meiner übeln Zeit nicht umsonst, ich bin euch so lang nachgereiset mit großen Sorgen, daß ich ermordet werden möchte um die Kleinodien. Gnädige Königin, legt zusammen was euch gefällt; was ich dann erleiden mag, das will ich mir abziehen laßen. Also las sie aus, was ihr am besten gefiel, klein und groß, wohl zehen Stück. Da rechnete der Juwelier eins zu dem andern, daß es sich auf fünf tausend Kronen belief: das wollte sie ihm nicht dafür geben. Andalosia gedachte: Ich will mich nicht mit ihr darum schlagen; brächte sie nur den Seckel. Doch wurden sie des Kaufs eins um vier tausend Kronen. Also nahm die Königin die Kleinodien in ihren Schooß, gieng in die Kammer über ihren Kasten, darin der Glücks-Seckel war, strickte ihn an ihren Gürtel fest und kam heraus, und wollte den Juwelier bezahlen. Da schickte sich der Juwelier, daß sie neben ihn kam und als sie anhub zu zählen, da umfieng er sie, faßte sie gar stark und wünschte sich mit ihr in eine wilde Wüste, da keine Wohnung wäre.

Sobald er das gewünscht, waren sie in einer kurzen Weile durch die Luft kommen auf eine gar elende Insel, die stößt an Hibernia, und saßen mit einander unter einen Baum, darauf waren viel schöner Aepfel. Und als die Königin unter dem Baum saß, und hatte die Kleinodien, so sie kaufen wollte, in ihrem Schooß und den Glücksseckel an ihrem Gürtel, so siehet

sie über sich, und sieht viel schöner Aepfel über ihr hangen: da sprach sie zu dem Juwelier: Ach Gott, sage mir, wo sind wir, und wie sind wir daher gekommen? Ich bin so schwach: gäbst du mir der Aepfel einen, daß ich mich erlaben möchte? und wuste nicht, daß es Andolosia war. Da legte er die Kleinode, so er noch hatte, in ihren Schooß, und setzte das Wünschhütlein, das er trug, ihr auf das Haupt, damit es ihn am Klettern nicht hinderte. Und als er auf den Baum kam, und sehen wollte, wo die besten Aepfel hiengen, saß Agrippina unter dem Baum, und wuste nicht, wo sie war, noch wie ihr geschehen: Da fieng sie an und sprach: Ach wollte Gott, daß ich wieder in meiner Schlafkammer wär, und sobald sie das

Wort sprach, fuhr sie durch die Luft, und kam ohn allen Schaden in ihre Schlafkammer. Der König und die Königin und alles Hof=Gesind waren froh, und fragten, wo sie gewesen, und wo der Juwelier wäre, der sie hinweg geführt hätte? Sie sprach: Ich weiß es nicht, ich hab ihn auf einem Baum gelaßen, fragt mich nicht mehr, ich muß ruhen, denn ich bin ganz blöd und müde worden. Als nun Andolosia auf dem Baum saß, und sah, daß Agrippina hinweg war mit dem Seckel, mit dem Hütlein, darzu mit allen Kleinodien, so er in dreien großen und mächtigen Städten zusammengebracht hatte, erschrak er, stieg herab, sah den Baum an und sprach: Verflucht sei der Baum und die Frucht, und der ihn gepflanzt hat. Er sah hin und her, wuste nicht, wo er war, noch wohin er sich wenden sollte und fieng wieder an zu fluchen und sprach: Verflucht sei die Stunde, darin ich geboren, und jeder Tag, den ich verlebt habe. Grimmer Tod, warum hast du mich nicht erwürgt, ehe ich in diese Angst und Noth kommen bin? Verflucht am meisten der Tag, wo ich Agrippinam zum erstenmal sah. Wollte nur Gott, daß mein Bruder in dieser Wildniß bei mir wäre, so wollt ich ihn erwürgen, und mich selber mit meinem Gürtel an einen Baum hängen: so wir dann todt und gestorben wären, hätte doch der Seckel keine Kraft mehr, und möchte die alte Königin, die Unholdin, und das falsche ungetreue Herz Agrippina keine Freude mehr haben mit dem köstlichen Seckel und theuern Kleinodien.

Und da er also hin und her gieng, ward es finster, daß er nicht mehr sah, da legte er sich nieder unter einen Baum, und ruhte eine kleine Weile; er konnte aber nicht schlafen vor Angst, er versah sich auch nichts anders, denn in der Wildniß zu ster-

ben, lag also da wie ein Verzweifelter, und wär lieber todt gewesen, denn daß er länger sollte gelebt haben.

Als es nun Tag ward, stand er auf, und gieng umher, konnte aber niemand sehen noch hören, kam also zu einem Baum, darauf standen schöne rothe Aepfel, und weil ihn gar sehr hungerte, warf er in den Baum, daß zween große Aepfel herab fielen. Die aß er behend, und als er die Aepfel gegeßen hatte, da wuchsen ihm zwei lange Hörner, wie eine Geiß hat. Alsbald lief er mit den Hörnern wider die Bäume, und meinte sie herab zu stoßen; aber es war alles vergebens.

Da schrie er mit lauter Stimme: O ich armer elender Mensch! O ich armer unglücklicher Mensch! wie kommts, daß so viel Menschen auf der Erden sind, und Niemand hier ist, der mir hülfe, daß ich zu den Leuten kommen möchte? O allmächtiger Gott! komme mir zu Hülf in diesen meinen großen Nöthen.

Wie Andolosien ein alter Waldbruder zu Hülfe kam.

Und da er so jämmerlich schrie, hörte ihn ein Einsiedler, der wohl dreißig Jahr in der Wildniß gewohnt und nie einen Menschen gesehen hatte: der gieng dem Geschrei nach, kam zu Andolosia und sprach: O du armer Mensch, wer hat dich hergebracht, oder was suchest du in dieser Wildniß? Er antwortete: Lieber Bruder, mir ist leid, daß ich hergekommen bin. Der Bruder sprach: Ich hab in dreißig Jahren nie einen Menschen gesehen noch gehört; ich wollte, du wärest auch nicht hieher gekommen. Andolosia ganz ohnmächtig fragte den Bruder, ob er nichts zu eßen hätte? Der Einsiedler führte ihn in seine Klause, darin war weder Brot noch Wein: er hatte gar

nichts denn Obst und Waßer, davon lebte der Bruder; das war keine Speise für Andolosia. Er sprach zu ihm: Ich will dir weisen, wo du Speise und Trunk genug findest. Darauf fragte Andolosia: Lieber Bruder, wie soll ich thun mit den Hörnern, so ich habe? man wird mich für ein Meerwunder ansehen. Der Bruder führte ihn einen kleinen Weg von seiner Klause, brach von einem andern Baum zween Aepfel ab und sprach: Lieber Sohn, nimm hin, und iß die. So bald Andolosia die Aepfel gegeßen, waren ihm die Hörner ganz verschwunden. Da er das sah, fragte er ihn, wie es zugienge, daß er so bald Hörner bekommen, und so bald wieder davon gekommen wäre? Der Bruder sprach: Der Schöpfer, der Himmel und Erden erschaffen hat und alles, so darinnen ist, hat auch diese Bäume erschaffen, und ihnen die Natur gegeben, daß sie solche Frucht bringen, und ist auch ihres gleichen auf allem Erdreich nicht denn allein in dieser Wildniss. Andolosia sprach: O lieber Bruder, erlaubet mir, daß ich von diesen Aepfeln etliche nehmen und mit mir hinweg tragen möge. Der Waldbruder sprach: Lieber Sohn, nimm was dir gefällig ist, frage mich nicht, sie sind nicht mein, ich habe gar nichts eigenes denn eine arme Seele, und kann ich sie dem Schöpfer, der sie mir gegeben hat, wieder überantworten, so hab ich wohl gestritten in dieser Welt. Ich kann an dir wohl merken, daß dein Sinn und Gemüth schwer beladen und umfangen ist wegen zeitlicher und vergänglicher Sachen: schlage sie aus dem Sinn und kehre dich zu Gott, es ist kein großer Verlust um eine kleine Wollust, so einer hat in diesem vergänglichen Leben. Diese Worte giengen Andolosia gar nicht zu Herzen, er gedachte allezeit an seinen großen Schaden und sammelte man-

chen Apfel, davon die Hörner wuchsen, und nahm auch etliche der Aepfel, welche die Hörner vertrieben, und sprach zu dem Bruder: Nun weise mich auf den Weg zu den Leuten. Der Bruder führte ihn auf einen Weg und sprach: Nun gehe den Weg grad für dich, so kommst du an ein breites Waßer, das ist ein Meeresarm, und wenn du daran kommst, ist dann Flut, so warte bis die Ebbe kommt, und sobald es trocken ist, so hebe dich auf und geh auf einen hohen Thurm zu, so kommst du zu einem Dorf: da findest du zu eßen und zu trinken. Er dankte dem Bruder fleißig, nahm von ihm Urlaub, und kam zu Kräften. Als er nun zu sich selber kam, fragte er, wo der nächste Weg gen London in England wäre? Da ward ihm gesagt, er wäre noch in Hibernia, er müße durch das Königreich Schottland, hernach fienge erst England an. Als Andolosia hörte, daß er so fern von London wäre, ward er unmuthig, auch war ihm leid um die Aepfel, so er trug, denn er besorgte, sollte er so lange unterweges sein, die Aepfel würden Schaden nehmen. Und als die Leute merkten, daß er gern gen London wär gewesen, da wiesen sie ihm eine große Stadt, die war ein Seehafen, wo Schiffe von England, Flandern und Schottland lagen: daselbst fand er ein Schiff, das ihn gen London führte. Als er dahin kam, ließ er sich das eine Auge verdecken, und setzte eine Perrücke auf, die ihn unkenntlich machte, und nahm ein Tischlein, setzte sich vor die Kirchenthür, wo er wohl wuste, daß Agrippina, die junge Königin, hineingehen würde, legte die Aepfel auf ein schön weiß Tuch, und rief Aepfel von Damasco, und so man ihn fragte, wie er einen gäbe? so sagte er: für drei Kronen. Da gieng jedermann davon; ihm wär auch leid gewesen, hätte sie jedermann kaufen

wollen. Indem kommt die Königin mit ihren Jungfrauen und Dienern, wie auch ihre Kammermeisterin mit ihr: da rief er abermals: Aepfel von Damasco. Die Königin sprach: Wie giebst du einen? Er sagte: für drei Kronen. Sie sprach: Welche Tugend haben sie, daß du sie so theuer giebst? Er sprach: Sie geben einem Menschen Schöne, darzu scharfe Vernunft. Da das die junge Königin Agrippina hörte, befahl sie ihrer Kammermeisterin, daß sie zween kaufte, wie sie auch that. Andolosia stellte seinen Kram wieder ein, denn ihm wollte niemand mehr abkaufen. Als nun die Königin heim kam, wartete sie nicht lange, und aß die zween Aepfel, und so bald sie die gegeßen hatte, sogleich wuchsen ihr zwei große Hörner unter so großen Kopfschmerzen, daß sie sich auf ihr Bett legte. Da aber die Hörner hervor geschoßen waren, und das Kopfweh nachließ, stand sie auf, gieng vor den Spiegel, und da sie sah, daß sie zwei so ungestalter hoher Hörner hatte, griff sie alsbald mit beiden Händen daran und meinte sie ab zu reißen; als es aber nicht sein konnte, rief sie zwei ihrer edeln Jungfrauen herbei. Als sie die Königin also sahen, erschraken sie sehr, und segneten sich als ob sie der böse Geist wäre. Die Königin war so sehr erschrocken, daß sie nicht reden konnte. Sie sprachen: O gnädige Königin, wie ist das zugegangen, daß eure hohe Person eine solche Ungestalt empfangen hat? Sie antwortete ihnen: Ich weiß selber nicht: es ist vielleicht eine Plage, die mir Gott schickt; oder kommt es mir von den Aepfeln von Damasco, die mir der ungetreue Krämer verkauft hat. Nun rathet, ob ihr mir von den Hörnern helfen mögt? Die Mägde zogen hart daran, das litt sie geduldig; es half aber nichts. Des ward sie je länger je mehr bekümmert, und sprach: O ich elendes

Geschöpf! was hilft mir nun, daß ich eines Königs Tochter bin, und die reichste Princessin, die auf Erden lebt, und den Preis der Schöne vor allen Weibern hatte, da ich jetzt einem unvernünftigen Thier gleich sehe? O daß ich nie geboren wäre! Kann man mir nicht von dieser Ungestalt helfen, so will ich mich selbst in der Themse ertränken. Ihrer obersten Jungfrauen eine fieng an sie zu trösten, und sprach: Gnädige Königin, ihr sollt nicht verzagen, habt ihr die Hörner bekommen können, so mögen sie wohl auch wieder hinweg gehen. Darum schickt nach hochgelehrten Aerzten: vielleicht wißen sie, oder finden geschrieben, woraus solch Gewächs entspringt, und womit es mag vertrieben werden. Die Rede gefiel ihr wohl. Sie sprach: So sagt niemand davon, und wenn jemand nach mir fragt, so sagt, ich sei nicht wohl und laßt Niemand zu mir. Die alte Kammermeisterin schickte nach allen Aerzten und legte ihnen den Fall vor, einer Person, ihrer nahen Verwandten, wären zwei Hörner gewachsen: ob die zu vertreiben wären oder nicht? Da die Aerzte das hörten, nahm es sie groß Wunder, daß einem Menschen sollten zwei Hörner wachsen. Ein jeder begehrte mit großem Eifer die Person zu sehen. Die Magd sprach: Ihr mögt sie nicht sehen, ihr wüßtet ihr denn zu helfen, und wer das könnte, dem würde wohl gelohnt. Doch keiner war so beherzt, der sich unterstand die Hörner zu vertreiben: sie hätten es nie gehört, gelesen noch gesehen. Und da die Aerzte der Magd die Sache also gar abschlugen, ward sie traurig, denn sie hätte gern gute Zeitung heimgebracht; da ihr aber die Aerzte keinen Trost gaben, wollte sie wieder heimgehen.

Wie Andolosia sich als einen Arzt verkleidete, der Königin ein Theil Hörner hinweg trieb, und dadurch sein Hütlein und Seckel wieder eroberte.

Da begegnete ihr Andolosia: der hatte sich durch eine große Nase entstellt und als ein Doctor angethan, mit rothem Schatlachrock und großem rothen Baret. Da sprach er zu ihr: Liebe Schaffnerin, ich sehe, daß ihr in drei Häuser von Aerzten gegangen seid: habt ihr Rath gefunden nach euerm Begehren? Zürnet nicht, daß ich frage, denn ich bin auch ein Doctor der Arznei, und liegt euch etwas an, das mögt ihr mir zu erkennen geben: es muß gar ein fremdes, großes Gebrechen sein, das ich mit der Hülfe Gottes nicht wüßte zu vertreiben. Die Hofmeisterin gedachte, Gott habe ihr den Doctor zugewiesen, und fieng an und sagte ihm, wie einer namhaften Person ein seltsamer Schaden zugestoßen wäre, und zwei Hörner aus dem Kopf geschoßen, Geißhörnern gleich: und wißet ihr der Person zu helfen, so wird euch wohl gelohnt werden, denn sie hat keinen Mangel an Geld noch an Gut. Der Doctor fieng an gar gütlich zu lachen, und sprach: Die Sache weiß ich und kann die Kunst, die Hörner zu vertreiben ohn alles Wehe; doch wird es Geld kosten. Ich weiß auch die Ursache, von wannen solche Hörner entspringen. Sie fragte: Lieber Herr Doctor, wovon kommt dieß wunderbarliche Gewächs? Der Doctor antwortete der alten Kämmrerin: Es kommt davon, wenn ein Mensch dem andern große Untreue thut und darüber viel Schadenfreude empfindet und doch diese Freude nicht öffentlich auslaßen darf, denn sie muß auf irgend einem Wege hervorbrechen. Dem Einen oder dem Andern geräth es wohl, daß er sie nach oben hinausstößt; wo aber das nicht geschieht, da muß

der Mensch sterben, denn die Hörner stoßen ihm das Herz ab. Und noch ist es nicht zwei Jahr, da ich an des Königs Hof von Hispanien war, da hatte ein mächtiger Graf eine schöne Tochter, gar von schöner Complexion, der waren zwei große Hörner hervor geschoßen, die ich ihr ganz vertrieben habe. Da die Hofmeisterin die Rede von dem Doctor vernahm, fragte sie ihn, wo er zu Haus wäre: sie wollte bald zu ihm kommen. Er sprach: Ich habe noch kein Haus gemiethet, ich bin erst vor drei Tagen herkommen, und bin in der Herberge zum Schwanen: da möget ihr nach mir fragen. Man nennt mich den Doctor mit der großen Nasen; wiewohl ich einen andern Namen habe, so kennt man mich doch am allerbesten dabei. Die Hofmeisterin gieng bald mit großen Freuden zu der betrübten Königin und sprach: Gnädige Königin, seit fröhlich und gehabt euch wohl, eure Sache wird bald gut werden, und sagte ihr, wie sie drei Doctores ungetröstet hätten gehen laßen; darnach hätte sie einen gefunden, der sie wohl getröstet. Sie erzählte ihr Alles, wie der Doctor mit ihr geredet hätte, und wie er ihr zu helfen wüßte, und wie er auch einer Gräfin geholfen. Er hat mir auch gesagt (sprach sie) aus welcher Ursache solche Hörner entspringen, so daß ich ihm gerne glauben mag. Die traurige Königin, die auf dem Bette lag, sprach zu der Hofmeisterin: Warum hast du den Doctor nicht mit dir hergebracht? da du weist, daß ich der Hörner so gerne los wäre. Geh gleich und bringe ihn, sag ihm, daß er Alles mitbringe, was zur Sache dienlich sei und nichts spare; bringe ihm auch die hundert Kronen mit, und bedarf er mehr, so gieb ihm so viel er von dir begehrt.

Die Hofmeisterin gieng hin, da sie den Doctor fand, und

gab ihm hundert Kronen und sprach: Nun seit vorsichtig, denn zu der Person, dahin ich euch führen will, dürft ihr nur zur Nachtzeit kommen, und es niemand sagen, denn ihr eigen Vater und Mutter wißens nicht. Der Doctor sprach: Der Sache halber seid ihr sicher, es soll durch mich nicht auskommen, ich will mit euch gehen. Doch muß ich zuvor in die Apotheke, und kaufen, was mir noth sein wird zu brauchen. Also mögt ihr hier harren oder nach zwei Stunden wieder kommen. Sie sagte: sie wollte auf ihn warten, denn sie dürfte ohne ihn nicht heimkommen. Also gieng der Doctor mit der großen ungestalten Nasen in eine Apotheke und kaufte ein wenig Rhabarber, ließ sich einen halben Apfel mit Zucker und Rhabarber überziehen, that darzu sehr wohlschmeckende Dinge, die gar lieblich zu kosten und zu eßen waren, kaufte auch in eine Büchse ein wenig wohlriechender Salben, und nahm guten Bisam zu sich und kam wieder zu der Hofmeisterin. Die führte ihn bei der Nacht zu der Königin. Die lag auf ihrem Bett hinter den Umhängen und empfieng ihn gar ohnmächtig und schwach. Der Doctor sprach: Gnädige Frau, seit gutes Muths, mit der Hülfe Gottes und meiner Kunst soll eure Sache bald gut werden. Nun richtet euch auf, und laßt mich sehen und greifen euer Gebrechen: so kann ich euch desto beßer helfen. Agrippina schämte sich sehr, daß sie die Hörner sollte sehen laßen; doch setzte sie sich auf in dem Bette. Der Doctor griff die Hörner tapfer an, und sprach: Man muß haben an jedes Horn ein Säcklein von Affenhaut, die will ich salben, und man muß sie warm halten. Die Hofmeisterin bestellte alsbald, daß ein alter Aff am Hof getödtet, abgezogen und die Haut gebracht ward. Daraus wurden zwei Säcklein gemacht nach

des Arztes Rath. Darauf fieng der Arzt an und salbte ihr die Hörner mit dem Affenschmalz, zog ihr die Affenpelz-Säcklein darüber, und sprach: Gnädige Frau! was ich jetzt den Hörnern gethan habe, das wird sie bald lind machen; doch müßen sie durch Stuhlgänge vertrieben werden. Darum habe ich Confect mit mir gebracht, das müßet ihr eßen, und darauf ein Schläflein thun: so werdet ihr gewahr werden, daß sich die Sache gar bald zur Beßerung schickt. Agrippina that als eine Kranke, die gerne genesen wäre, und aß den halben Apfel, den ihr der Doctor gab, von denen, welche die Hörner vertrieben, und als sie den gegeßen hatte, fieng die Kraft der Rhabarbara in ihrem Leibe zu wirken an und trieb sie zu Stuhle. Da sie nun wieder an ihr Bett kam, sprach der Doctor: Laßet uns sehen, ob die Arznei vielleicht gut gethan habe, und griff oben an die Pelzsäcklein: da waren die Hörner um den vierten Theil verschwunden. Agrippina war den Hörnern so feind, daß sie gar sie nicht angreifen mochte; als man ihr aber sagte, sie hätten abgenommen, griff sie daran und fühlte wohl, daß sie kleiner geworden. Deßen freute sie sich sehr und bat den Doctor, Fleiß anzuwenden. Er sprach: Heute Nacht komme ich wieder und bringe was noth ist. Er gieng in die Apotheke und ließ sich wieder einen halben Apfel überziehen, und ihm einen andern Geschmack machen. Darauf ward er wieder bei Nacht zu der Königin geführet, salbte ihr die Hörner, und ließ die Säcklein kleiner machen, daß sie den Hörnern fest anlagen, gab ihr auch Confect, daß sie schlief. Und als sie ihre Stuhlgänge gehabt, besahen sie die Hörner: da waren sie wieder geschwunden, und halb hinweg gegangen. Hatte sie sich zuvor gefreut, so freute sie sich jetzt noch mehr, und bat den Doctor, daß er nicht ab-

ließe, und fleißig fortarbeitete, sie wollte ihm seine Mühe wohl belohnen. Er sprach, wie er die zwo Nächte gethan hätte, also würd er auch die dritte thun. Da er aber bei ihr saß, und sie schlief, gedachte er: Zwei oder drei tausend Kronen wären einem andern Arzt ein großer Lohn: und doch ist es gar nichts zu schätzen gegen das, was sie von mir hat. Ehe ich ihr die Hörner vertreibe, will ich anders mit ihr reden und ihr meine Meinung sagen. Will sie es nicht thun; wenn sie dann meinet, ich würde ihr die Hörner vertreiben, will ich ihr ein Confect machen, daß sie ihr wieder so lang werden wie zuvor. Sobald sie jetzt erwacht, will ich zu ihr sprechen, ich sei auch ein Doctor in der schwarzen Kunst und habe einen Geist beschworen, daß er mir riethe, was ich von ihr fordern sollte. Der habe mir gesagt, sie hätte zwei Kleinode, den Seckel und das Hütlein, das letzte müße sie mir geben und dazu alle Jahr so viel, daß ich gleich einem Herren leben möge. Und dieweil er das bei sich gedachte, kam die Hofmeisterin mit einem Licht, und wollte sehen was die Königin machte: da schlief sie.

Wie Andolosia Seckel und Wünschhütlein wieder gewann.

Der Doctor hatte sein Baret abgezogen, das entfiel ihm, und als er sich bückte, es wieder aufzuheben, so siehet er vorn unter der Bettstatt das Wünsch-Hütlein auf der Erden liegen. Niemand hatte darauf Acht gehabt, weil des Hütleins Tugend Allen unbekannt war. Die Königin wuste auch nicht, daß sie durch die Kraft des Hütleins wieder heimgekommen war, denn hätte sie die Kraft des Hütleins gewust, sie würde es an einen andern Nagel gehängt haben. Also sendet der Doctor die Kammermeisterin nach einer Büchsen, darin Arznei

war, und während sie die Büchse holte, hub er das Hütlein eilends auf, und verbarg es unter seinem Rock, und gedachte: könnte mir der Seckel auch werden! Indem erwachte die Königin, und kleidete sich schön an. Der Doctor zog ihr die Säcklein von den Hörnern, da waren sie ganz klein, daß sich die Königin sehr darüber freute. Die Hofmeisterin sprach zu ihr: Es ist noch um eine Nacht zu thun, so seid ihr genesen: dann werden wir auch des ungestalten Doctors los, mit der wüsten Nasen, er möchte einem alle Männer verleiden. Da er das Hütlein hatte, sprach er: Gnädige Frau, ihr sehet wohl, wie es sich mit euch gebeßert hat. Nun kommt es nur noch darauf an, die Hörner aus der Hirnschale zu treiben, dazu gehören köstliche Sachen, und wenn ich sie hier nicht finde, so muß ich selbst reisen, oder einen andern Doctor darnach senden, der sich auf die Sache verstehet, wie ich ihn denn bescheiden werde, wobei viel Gelds aufgeht; auch wollt ich gerne wißen, was ihr mir zu Lohn geben wollt, wenn ihr der Hörner los werdet und euer Kopf so glatt wird als er je gewesen ist. Die Königin sagte: Ich befinde wohl, daß eure Kunst Grund hat: darum bitte ich euch, helft mir und spart kein Geld. Der Doctor sprach: Ihr sagt, ich soll kein Geld sparen, allein ich habe keins. Agrippina war karg, wiewohl sie den Seckel hatte, den man nicht erschöpfen mochte, und gieng gemachsam nach der Truhen, die bei der Bettstatt stand, darin ihre allerliebsten Kleinodien und auch der Seckel war an einen starken Gürtel gebunden: den gürtete sie um, und gieng ans Licht zu dem Tisch, der bei einem schönen Fenster stand, und fieng an zu zählen, und als sie bei drei hundert Kronen gezählt hatte, suchte der Doctor unter seinem Rock, als ob er einen Seckel

suchte, darein er das Geld thun wollte, stellte sich als wollt er das Geld faßen, warf das Baret hinweg, und setzte das Hütlein auf, faßte die Königin, wünschte sich in einen wilden Wald, da keine Leute wären, und wie er gewünscht hatte, so geschah es alsobald durch die Kraft des Hütleins.

Als Agrippina hinweggeführt war, da lief die Kammermeisterin zu der alten Königin, ihrer Mutter, und sagte ihr, wie Agrippina abermals hinweggeführt worden, und wie es ihr vorher ergangen wäre mit den Hörnern und mit dem Arzt. Des erschrack die alte Königin; doch gedachte sie, wie sie das erstemal bald wiedergekommen sei, so werde es vielleicht dießmal auch geschehen: auch hat sie den Seckel bei sich, daß sie Gelds genug hat, und die Leute wohl belohnen mag, welche ihr wieder heim helfen. Als sie aber den Tag und die Nacht gewartet und Agrippina nicht wieder kam, gieng es der Königin, als einer Mutter, doch zu Herzen, daß sie um ihre schöne Tochter also kommen sollte und gieng mit traurigem Herzen zu dem König, sagte ihm Alles, wie es ergangen wäre, und wie sie der Arzt hinweg geführt hätte.

Der König sprach: O das ist ein weiser Doctor, der kann mehr denn andere Aerzte: es ist niemand denn Andolosia, den ihr falscherweise betrogen habt. Ich kann wohl erkennen, daß der, welcher ihm solches Glück verliehen hat, ihm auch Weisheit werde verliehen haben, wenn er um den Seckel käme, daß er ihm wieder zu Theil werden müße. Das Glück will, daß er den Seckel habe, und sonst niemand; wenn das Glück wollte, so hätte ich oder ein anderer auch einen solchen Seckel. Viel Männer sind in England, doch ist nur ein König darunter, das bin ich, wie mir von Gott und dem Glück Solches ver-

liehen ist. Eben auch also ist es Andolosia verliehen, daß er allein den Seckel haben soll, und sonst niemand. Hätten wir nur unsere Tochter wieder.

Die Königin sprach: Herr, thut so wohl, und sendet Boten aus, ob man irgend erforschen möge, wo sie sei, damit sie nicht in Armut und Elend gerathe. Der König sprach: Ich sende keine Boten aus, denn es wär uns eine Schande, daß wir sie nicht beßer versorgt hätten.

Als nun Andolosia in dem wilden wüsten Wald mit Agrippina allein war, warf er den Doctor-Rock ganz offenbarlich von sich nieder, thät auch die große wüste Nasen von sich, und trat freventlich vor die schöne Agrippina. Alsbald erkannte sie, daß er Andolosia war, und erschrak von ganzem Herzen, daß sie nicht reden konnte, denn seine Augen glühten ihm im Kopf vor Zorn, daß sie nicht anders dachte als er würde sie sogleich tödten.

Alsbald nahm er ein Meßer, und schnitt ihr den Gürtel vom Leib, riß sein Wamms auf, und steckte den Seckel wieder an den Ort, wo er ihn immer getragen hatte; den Gürtel aber schleuderte er gar unsanft hinweg. Das sah die arme Agrippina, und vor Angst zitterte ihr schöner Leib wie ein Lindenlaub im Winde. Andolosia fieng an aus großem Zorn zu reden, und sprach: O falsches ungetreues Weib, jetzt bist du mir zu Theil worden, jetzund will ich dir solche Treue halten, wie du mir gehalten hast, da du mir den Seckel abtrenntest, und einen falschen an die Stelle nähtest. Du siehst nun, daß er wieder an seine alte Statt gekommen ist: jetzt laß dir deine Mutter und die alte Kammermeisterin rathen und helfen und laß dir ein Getränk brauen, damit du mich betriegest. Aber für-

wahr, wären die Unholdinnen beide bei dir, alle ihre Kunsthülfe ihnen nicht, daß sie den Seckel wieder von mir brächten. Agrippina, wie mochtest du es über dein Herz bringen, mir so große Untreue zu bezeigen, der ich dir so treu war, und Leib, Seele und Gut mit dir getheilt hätte? Wie mochtest du einen mannlichen Ritter, der alle Tag um deinetwillen stach, scharf rannte und turnierte, so in Armut und Elend stürzen? Und keinerlei Erbarmen hast du mit mir gehabt, und durch die Untreue, die du an mir begiengst, wär ich schier verzweifelt und wollte mich erhängt haben, und wenn ich es gethan hätte, so wärst du Ursache gewesen, daß ich in ewige Verdammniss gerathen wäre. Als du den Seckel in deiner Gewalt hattest und dir gesagt ward, daß ich nichts mehr hätte, alle Knechte entlaßen und allein hinwegreiten müßte, da ist dir nicht in den Sinn gekommen, mir ein Zehrgeld zu schicken, daß ich anständig heim kommen möchte zu meinen Verwandten. Nun urtheile selbst, ist es nicht billig, daß ich mit dir Erbarmen habe wie du es mit mir gehabt hast? Agrippina, die alles Erschreckens voll war, und nicht wuste was sie sagen sollte, sah auf gen Himmel, und mit erschrocknem Herzen fieng sie an zu reden und sprach: O tapferer strenger Ritter Andolosia, ich bekenne, daß ich erbärmlich und schändlich wider euch gethan habe: ich bitte euch, sehet an die Blödigkeit, Unerfahrenheit und Leichtfertigkeit, die von Natur größer in den Weibern ist, jungen und alten, denn im männlichen Geschlecht, und wollet mir die Sache nicht zum Aergsten kehren, und euern Zorn gegen mich armes Mädchen ablegen; vielmehr vergeltet Böses mit Gutem, wie einem edeln Ritter wohl geziemt. Er antwortete ihr und sprach: Der Zorn über die Schmach, die ihr mir zugefügt habt,

ist noch so groß in meinem Herzen, daß ich euch nicht unverletzt laßen kann. Sie sprach: O Andolosia, bedenkt euch beßer: welche Unehre wäre es euch, wenn man sagte, daß ihr ein armes Weib, eure Gefangene, allein in einer Wildnifs, verletzt hättet! Fürwahr, es wär eurer Ritterschaft eine Schande. Andolosia sprach: Wohlan, ich will meinem Zorn widerstehen, und verheiße dir bei meiner ritterlichen Treue, daß ich dich nicht verletzen will, weder an deiner Ehre noch an deinem Leibe. Du hast aber noch ein Zeichen von mir, das must du bis in dein Grab von mir behalten, damit du mein eingedenk seist. Agrippina war in so großer Noth und Lebensangst, daß sie die Hörner, die ihr noch auf dem Haupt standen, ganz vergeßen hatte. Da aber Agrippina des Leibes und der Ehre gesichert war, kam sie noch beßer zu sich selbst und fieng an und sprach: O wollte Gott, daß ich meiner Hörner ledig und in meines Vater Pallast wäre. Da Andolosia hörte, daß sie anfieng zu wünschen, lag das Hütlein nicht fern von ihr, da lief er alsbald und hob es auf, denn hätte sie es aufgehabt, so wäre sie abermals heimgekommen. Er nahm das Hütlein und steckte es fest an seinen Gürtel. Daran konnte Agrippina wohl merken, daß ihm das Hütlein lieb war, und daß sie durch seine Kraft zweimal hinweggeführt worden. Da griesgramte sie in sich selbst und gedachte: Nun hast du die Kleinodien beide in deiner Gewalt gehabt, und hast sie nicht können behalten. Doch durfte sie Andolosia ihren Zorn nicht merken laßen, sondern fieng an und bat ihn freundlich, daß er sie der Hörner ledig machte, und sie ihrem Vater wieder heimführte. Er sprach: Du must die Hörner behalten so lange du lebest. Aber ich will dich gerne zu deines Vaters Pallast führen, so nahe, daß du ihn sehen

magst, aber hinein gehe ich nicht mehr. Sie bat ihn zum andern- und drittenmal, es half aber nichts.

Wie Andolosia die junge Königin Agrippina in ein Frauenkloster that.

Als Agrippina sah und merkte, daß kein Bitten mehr bei ihm half, sprach sie: Muß ich denn die Hörner behalten, und so ungestalt sein, so begehre ich nicht wieder nach England, kein Mensch soll mich mehr sehen noch kennen, auch nicht Vater und Mutter: darum so führet mich an einen fremden Ort, wo mich niemand erkennt. Andolosia sprach: Du wärst nirgend beßer, als bei Vater und Mutter. Das wollte sie nicht, und sprach: Führe mich in ein Kloster, daß ich von der Welt geschieden sei. Er sprach: Begehrst du das im Ernste? Sie sprach: Ja. Also rüstete er sich und führte sie durch die Luft gen Hibernia, nah ans Ende der Welt, nicht weit von St. Patricii Fegefeuer. In der Nähe ist ein großes, schönes Frauenkloster, darin nur Edelfrauen sind. Da ließ er sie auf dem Feld allein, gieng in das Kloster zu der Aebtissin, und sagte ihr, wie er ein ehrsames adliches Fräulein mitgebracht hätte, die schön und gesund sei, nur daß ihr etwas aus ihrem Kopf gewachsen wäre, dessen sie sich schämte und nicht bei ihren Freunden bleiben wollte, sondern an einem Ort zu sein begehrte, wo sie nicht bekannt wäre. Wollt ihr sie aufnehmen, so will ich euch die Pfründe dreifach bezahlen. Die Aebtissin sprach: Wer hier eine Pfründe haben will, der muß zwei hundert Kronen dafür geben, denn ich halte einer jeglichen eine Magd, und geb ihnen was sie bedürfen, und so ihr die Pfründe dreifach bezahlen wollt, so bringt sie nur her. Andolosia gieng hin und brachte Agrippinam

zu der Aebtissin: die bewillkommte sie. Agrippina dankte ihr gar züchtiglich, und neigte sich so schön, daß die Aebtissin wohl sah, daß sie von hohem Stamm geboren sei; auch gefiel sie ihr von Gestalt wohl, nur erbarmte sie, daß die wohlgestalte Person die verfluchten Hörner sollt auf dem Haupt haben, und sprach: Agrippina, begehrest du hier in diesem Kloster deine Wohnung zu haben? Sie antwortete demüthig: Ja, gnädige Frau Aebtissin. Sie sprach: So wirst du mir gehorsam sein und täglich zur Messen und in den Chor gehen, und was du nicht kannst, das wirst du lernen müßen. Dazu ist dieser Orden nicht hart, und welche in einen andern treten, oder einen Ehemann nehmen will, die mag es thun; allein das Geld, das man für die Pfründe giebt, wird Keiner wieder herausgegeben. Agrippina sprach: Was des ehrwürdigen Klosters Gewohnheit und altes Herkommen ist, das soll um meinetwegen nicht verändert werden. Also zahlte Andolosia der Aebtissin sechs hundert Kronen, und bat sie, daß sie sich Agrippinam befohlen sein ließe. Das sagte sie ihm gerne zu, denn sie war froh, daß sie so viel baar Geld empfangen hatte. Also nahm Andolosia Urlaub von der Aebtissin. Da sprach sie zu Agrippina: Gehe, gieb deinem Freund das Geleit. Und also gieng er hinweg, und da sie zu der Pforten kamen, sagte er zu ihr: Nun gesegne dich Gott, und gebe, daß du lange gesund bleibest, und in diesem Kloster die ewigen Freuden erwerbest. Sie sprach: Amen, fieng aber jämmerlich an zu weinen und sprach: O tapferer strenger Ritter, ich hab ein festes Vertrauen zu Gott, daß er euch noch eine glückliche Stunde schickt, darin euer edles Herz zur Milde und Barmherzigkeit bewegt wird; alsdann gedenkt an mich arme Gefangene und erledigt mich,

denn ich mag weder Gott noch der Welt dienen, so gram bin ich den Hörnern. Andolosia giengen die Worte zu Herzen, doch gab er ihr keine Antwort als daß er sagte: Was Gott will, das geschehe. Damit gieng er seiner Straße. Die betrübte Agrippina schloß die Pforte zu, und gieng zu der Aebtissin. Die gab ihr eine Magd zu, die ihr diente, und räumte ihr eine Kammer ein, darin sie stäts allein war und Gott diente, so gut sie mochte, wiewohl ihr Gemüth nicht bei dem Gebet war.

Wie Andolosia Agrippinam wieder gen London brachte.

Als nun Andolosia von Agrippina schied, war er gar ein fröhlicher Mann, setzte sein Hütlein auf, und wünschte sich von einem Land zum andern, bis er kam gen Brügge in Flandern, wo alle Kurzweil ist von schönen Frauen, und von andern Dingen. Da erholte er sich von dem gehabten Unmuth, rüstete sich wieder gar herrlich zu, kaufte vierzig schöner Pferde, dingte sich viel gute Knechte, kleidete sie alle in seine Farben, und fieng wieder an Ritterschaft zu treiben. Er ritt durch Deutschland und besah die schönen Städte des deutschen Reichs, zog dann gen Venedig, Florenz und Genua, schickte nach den Juwelieren, welchen er die Kleinode abgekauft hatte, und bezahlte sie alle baar, setzte sich dann mit Pferden und Knechten in ein Schiff und fuhr mit Freuden heim gen Famagusta zu seinem Bruder. Der empfieng ihn gar schön und freute sich, daß er so herrlich geritten kam. Und als sie gegeßen hatten, nahm Ampedo seinen Bruder Andolosia, führte ihn in seine Kammer, und fragte, wie es ihm ergangen wäre? Da erzählte er ihm, wie er auch um das Hütlein gekommen wär zu dem

Seckel. Ampedo erschrak so sehr, daß er niedersank, denn er hatte ihn nicht ausreden laßen. Andolosia labte seinen Bruder, und als er wieder zu sich kam, sagte er ihm, er sei zwar einmal darum gekommen, hätte sie aber beide durch List wieder in seine Gewalt gebracht, darum solle er nicht traurig sein. Darauf nahm er den Seckel aus dem Wamms, zog das Hütlein aus dem Mantelsack, legte sie ihm beide vor und sprach: Lieber Bruder, nun nimm beide Kleinode und laß dir wohl damit sein nach deines Herzens Lust, das will ich dir von Herzen gönnen, und will dir nichts darein reden. Ampedo sprach: Ich begehre des Seckels nicht, denn wer ihn hat, der muß zu aller Zeit Angst und Noth darum leiden, das hab ich wohl gelesen, wie unserm Vater löblicher Gedächtniss geschehen. Da Andolosia die Worte hörte, war er des Seckels froh und gedachte: Ich will ihm von dem andern Unglück nicht noch sagen, er möchte sonst zu Tod erschrecken. Und fieng an ein frohes Leben zu führen mit Stechen, Reiten, Tanzen und dergleichen. Und als er nun eine Weil zu Famagusta gewesen, ritt er mit seinem Zeug an des Königs Hof, Kurzweil zu haben, und als er dahin kam, ward er von dem König und den Seinen gar wohl empfangen. Der König fragte ihn, wo er so lange gewesen? Andolosia erzählte ihm, wie er so manches Königreich durchfahren hätte. Der König fragte ihn, ob er auch nicht kürzlich in England gewesen wäre? Er sprach: Ja, gnädiger König. Der König sprach: Der König von England hat eine schöne Tochter, sein einziges Kind, mit Namen Agrippina, die wollt ich meinem Sohn zu einem Gemahl genommen haben; doch ist mir zu Ohren gekommen, wie die Tochter verloren sei: hast du nicht gehört, ob sie noch verloren ist oder

wiedergefunden? Gnädiger Herr, sprach Andolosia, davon weiß ich euer Gnaden wohl zu sagen, es ist wahr, er hat eine schöne Tochter, und durch Künste der Negromantie ist sie gen Hibernia in ein Frauenkloster entführt, darin nur Edelfrauen sind: da hab ich noch vor kurzer Zeit mit ihr gesprochen. Der König sprach: Möcht es nicht sein, daß sie ihrem Vater wieder würde? Ich bin alt, und wollte meinen Sohn und das Königreich gern versehen vor meinem Tod. Andolosia antwortete: Gnädiger Herr König, euch und euerm Sohn zu lieb, der aller Ehren wohl werth ist, will ich mich in dieser Sache befleißen und sie mit der Hülfe Gottes in kurzer Zeit in ihres Vaters Pallast schaffen. Der König bat ihn, daß er es thäte und kein Geld dabei sparte: er wollt es ihm und den Seinen vergelten. Andolosia sprach: Gnädiger Herr König, so rüstet eine stattliche Botschaft, und sendet sie vierzehen Tage nach mir aus: so sollen sie die junge Königin zu London in ihres Vaters Pallast finden: und hat er sie euch verheißen, so wird er sie euch auch senden. Der König sprach: Andolosia, lieber Freund, so vollende die Sache, daß kein Fehl daran sei, denn ich will eine herrliche Botschaft dahin schicken: sorge, daß sie nicht vergebens kommt.

Er sprach: Vertrauet mir und laßt den Prinzen abconterfeien, und überschickt das Bild, so werdet ihr hören, daß der König und sein Gemahl Freude daran haben, und desto mehr Begierde haben, ihre schöne Tochter einem so schönen Jüngling zu geben. Und da der junge König vernahm, wie Andolosia verschickt werden sollte, ihm um ein Gemahl, begab er sich zu ihm, und bat ihn freundlich, sich der Sache ernstlich anzunehmen, damit es nicht unterbliebe, denn er hatte viel

gehört von der Schönheit und Vollkommenheit Agrippinens. Andolosia versprach ihm, er wolle allen Fleiß anwenden, nahm von ihm Urlaub, und ritt mit seinem Volk wieder gen Famagusta. Da bat er seinen Bruder, daß er ihm das Hütlein leihen wollte, er werde bald wieder kommen. Ampedo war willig, und ließ ihn das Hütlein wieder nehmen. Andolosia befahl seinem Kämmerer, daß er es seinem Volk wohl erböte und ihnen nichts gebrechen ließe: er wollte bald wieder bei ihnen sein. Darauf nahm er das Hütlein und wünschte sich in die Wildniß, wo die Aepfel standen, davon die Hörner wuchsen und wieder vergiengen. Alsbald war er da, und wie er zu den Bäumen kam, hiengen sie voll schöner Aepfel. Nun wuste er nicht, welches die einen oder die andern wären, und mochte ungern dazu greifen, einen zu eßen, und muste sich doch dazu entschließen, denn er konnte Agrippinam der Hörner nicht entbinden, wenn er nicht der rechten Aepfel einen mitbrachte. Er nahm also nach Gutdünken einen Apfel und aß ihn: da wuchs ihm ein Horn; darnach aß er einen andern: da verschwand es ihm wieder. Also nahm er Etliche von diesen und fuhr damit gen Hibernia vor das Kloster. Er klopfte an, ward eingelaßen und zur Aebtissin geführt und bat die um eine heimliche Unterredung mit Agrippina. Die Aebtissin schickte nach ihr und gewährte das gern, denn sie kannte Andolosiam noch wohl. Und als sie kam, empfieng sie ihn schlecht, denn sie wuste nicht, warum er gekommen war, und erschrak ob seiner Ankunft. Da gieng er mit ihr beiseit und sprach zu ihr: Agrippina, bist du den Hörnern noch so gram als du warst, da ich von dir gieng? Sie sprach: Ja und je länger je mehr. Er sprach: Wenn du sie nun los würdest, wohin stünde dir der Sinn?

Sie antwortete: Wohin sollt ich anders begehren, als gen London zu meinem Vater dem König und meiner Mutter der Königin? Andolosia sprach: Agrippina, Gott hat dein Gebet erhört, und was du begehrst, des wirst du gewährt. Darauf gab er ihr einen Apfel zu eßen, hieß sie ein wenig darauf ruhen, und wieder aufstehen: da war sie der Hörner ganz ledig.

Die Magd, die ihr zugegeben war, die flocht und zierte ihr das Haupt: so gieng sie vor die Aebtissin, und da sie Agrippina so schön geziert sah, rief sie allen Frauen im Kloster, daß sie Agrippinam sehen sollten, wie sie so schön geworden wär in kurzer Zeit, welches alle die Frauen Wunder nahm, sonderlich daß sie der Hörner in so kurzer Zeit war ledig worden. Andolosia sprach: Laßt euch das nicht Wunder nehmen, Gott vermag alle Dinge, ihm ist nichts unmöglich: darum so sehet, wem Gott wohl will, wider den mag niemand sein. Agrippina ist eine Königin, von königlichem Stamm geboren, ich will sie ihrem Vater und Mutter wieder zuführen, und ehe daß ein Monat vergeht, so wird sie vermählt einem jungen König, und einem so schönen Jüngling, als jetzo auf Erden leben mag. Auf die Rede merkte Agrippina gar wohl. Also zahlte Andolosia der Aebtissin hundert Kronen: die ließ er ihr und den andern Frauen zum Abschiedsgeschenk und dankte ihr, daß sie Agrippinam so gütlich gehalten; desgleichen dankte ihr auch Agrippina gar höflich. Darauf nahmen sie Urlaub, und giengen aus dem Kloster. Da er in das Feld kam, rüstete er sich mit seinem Hütlein, und führte die Königin gen London zu des Königs Pallast und fuhr wieder seiner Straßen, denn er scheute den Pallast, darin ihm so große Untreu geschehen war, kehrte gen Famagusta, zu seinem Bruder und seinen Dienern.

Wie die schöne Agrippina auf Andolosias Rath dem jungen König in Cypern vermählt ward.

Als nun Agrippina wieder gekommen, und das der König und die Königin inne wurden, waren sie sehr froh, und alle, die bei ihnen waren. Da hielt man ein großes Fest, daß die verlorne Tochter wieder gefunden war. Sie zierten Agrippinam aufs allerköstlichste. Als sie nun in hohen Freuden lebten, da kam dem König die Zeitung, wie des Königs von Cypern ausgeschickte Boten mit großem Volk kämen, ihn zu bitten, daß er Agrippinam, die junge Königin, ihrem jungen König vermählen wollte. Sie wurden gar schön empfangen, und als sie vier Tage da gewesen, schickte der König nach ihnen: sie kamen herrlich, jeder nach seinem Stand, ein Herzog, zwei Grafen und viel Ritter und Knechte, und fiengen an von der Heirat zu reden. Da die Königin vernahm, daß man Agrippinas wegen tagte, fiel ihr das schwer, ihre schöne liebe Tochter so fern von Land zu geben, zumal Einem, von dem man nicht wußte, ob er krumm oder lahm, taub oder blind wäre. Als das die Boten von Cypern vernahmen, baten sie, daß sie mit der Königin reden dürften, und als sie kam, zogen sie das Bild ihres jungen Königs hervor, und ließen es sehen. Da sie seine schöne Gestalt sahen, fragte der König, ob es auch so wäre? da schwuren sie dem König und der Königin einen Eid, daß er noch viel schöner gestaltet, auch nicht mehr denn vier und zwanzig Jahr alt wäre: das gefiel ihnen gar wohl. Die Königin nahm den jungen conterfeiten König, brachte ihn Agrippina, und sagte ihr, wie man sie einem jungen König geben wollte, der noch viel schöner wäre, denn sie seine Gestalt sähe, wie sie denn auch von Andolosia gehört hatte. Sie gab dem Gemälde Glau-

ben, und ihren Willen darein: was der König und die Königin darin verfügten, dem wollte sie gehorsam sein. Da der König und die Königin Agrippinas Willen vernahmen, redeten sie weiter mit denen von Cypern, und ward die Heirat beschloßen. Darnach ließ der König viel Schiffe zurichten, mit Leuten, Speis und was dazu gehört, und schmückte die junge Königin aus mit köstlichem Gewand und Kleinodien nach allen Ehren, gab ihr auch zu ein herrliches Frauenzimmer. Und als die Schiffe geladen und bereit waren, nahm die junge Königin Urlaub von Vater und Mutter, und sprach: Gnädiger Herr Vater und gnädige Frau Mutter, der allmächtige Gott im Himmel wolle euch in seinem Schutz erhalten, und euch Gesundheit und langes Leben geben. Sie kniete nieder vor ihrem Vater und mit großem Seufzen und weinenden Augen sprach sie: Ich begehre den Segen, da ich mich jetzt von euch scheiden muß, und weiß, daß ich euch und meine Mutter nimmer wieder sehe. Der König sprach: Agrippina, meine liebste Tochter, der Segen Gottes, des Vaters, des Sohns und des h. Geistes, der ewigen Dreifaltigkeit, wolle dich beschirmen vor allem Herzeleid, und verleihe dir und allen denen, die dir Gutes gönnen, Gesundheit, langes Leben, Friede und Genügsamkeit und das Wohlwollen aller Menschen. Der Königin Mutter konnte nicht mehr wünschen, darum sprach sie: Amen. Also stand Agrippina auf und gieng zu Schiff mit all ihrem Volk, so mitfahren sollte, und war jedermann leid, daß die schöne Königin schied, und er sie nicht mehr sehen sollte. Also fuhren sie dahin in Gottes Namen: der verlieh ihnen gut Wetter, daß sie frisch und gesund gen Famagusta in Cypern kamen. Da hatte der König eine Herzogin, vier Gräfinnen und viel edler

Frauen bestellt: die empfiengen die Königin gar herrlich. Da war auch köstlich Speis und Trank vorhanden, und hatte Jedermann genug, die Fremden wie die Einheimischen; Jung und Alt war froh, daß ihrem jungen König ein so schön Gemahl gekommen war. Da standen viel Rosse, Wagen und Karren bereit und ward Jedermann abgefertigt nach seinen Ehren. Also kamen sie gen Medusa, wo der König Hof hielt: der hatte die Vornehmsten seines Königreichs bestellt, von Frauen und Mannen, und wie köstlich sie auch zu Famagusta empfangen worden, so wurden sie noch zehnmal herrlicher empfangen zu Medusa von der alten Königin und ihrem Frauenzimmer, darnach von dem jungen König und seinem Volk. Dafür dankte sie sehr liebreich mit fröhlichem Angesicht und schönen Gebärden, und also ritten sie mit großen Freuden bis in den königlichen Pallast, der mit aller Zierde auf das allerköstlichste zugerichtet war. Da begann ein köstliches Leben, und kamen alle Fürsten und Herren, so unter den König von Cypern gehören, zierlich geritten, und brachten alle herrliche Gaben und Schenkungen, die sie ihrem Herrn dem König verehren wollten, ein jeder nach seinem Vermögen. Hiermit ward die Hochzeit angefangen, die währte sechs Wochen und drei Tage und in der Zeit gab man Jedermann genug. Und Andolosia schenkte unter andern Gaben ein Schiff mit Malvasier und Muscateller: der ward getrunken als ob es Aepfeltrank gewesen wäre, denn sein war genug; auch war sonst kein Mangel so lange die Hochzeit währte.

Wie Andolosia mit Rennen und Stechen allzeit das Beste that und dadurch großen Dank von Frauen, aber auch großen Neid von etlichen Herrn erlangte.

Und dieweil die Hochzeit währte, thaten die Fürsten und Herren nichts anders denn Rennen und Stechen, Turnieren und Kurzweil treiben. Und am Abend beim Tanz gab man den Preis dem, der am Tag das Beste gethan hatte: dem setzte die Königin ein Kränzlein auf. Da wandte jeder Fleiß an, daß er Ehre einlegte vor der schönen Königin Agrippina. Bei diesen Turnieren stach auch Andolosia und thät allweg das Beste in allen ritterlichen Spielen und gewann oft den Preis. Nun begab es sich, daß die Grafen, Ritter und Freien abermals ein Stechen hielten, und hatte Andolosia vorher viel ritterlicher Thaten gethan, so that er jetzt noch viel mehr. Zuletzt, da der Preis ausgegeben werden sollte, der billig Andolosia gebührt hätte, ward er Ehren wegen dem Grafen Theodor von England gegeben, der als Begleiter der Königin mit ihr gekommen war. Des achtete Andolosia wenig und gönnte ihm die Ehre; doch sprach alles Volk, Andolosia hätte den Preis eher verdient als Graf Theodor. Als das Graf Theodor hörte, verdroß es ihn und ward ihm neidig und machte einen Bund mit dem Grafen von Limisso, der auch wie er, ein Seeräuber war und sein Raubschloß auf einer kleinen Insel unweit Famagusta hatte. Sie hielten Rath wie sie dem Andolosia Schand und Spott zufügen oder ihn umbringen möchten, damit er von Hofe käme, und keinen Grafen oder Edelmann mehr ausstäche.

Wie Andolosia von zwei Grafen gefangen wurde.

Als nun die Hochzeit ein Ende hatte, und Andolosia heim

gen Famagusta reiten wollte, da fielen die beiden Grafen Andolosia an, erstachen seine Diener, und führten ihn auf die Insel gen Limisso in das Schloß, wo sie ihn wohl verwahrten, daß er nicht davon kommen könnte. Da versprach er denen, so ihn hüteten, groß Gut zu geben, daß sie ihm davon hülfen; sie wollten aber nicht trauen, vermeinten, wann er davon käme, so gäbe er ihnen nichts. Den Seckel durfte ihnen Andolosia nicht zeigen, weil er fürchtete, er möchte darum kommen; war also in großen Nöthen. Die Zeitung kam vor den König, wie Andolosias Diener alle erstochen wären. Niemand wußte, ob Andolosia todt oder lebendig wäre, auch nicht wer es gethan hätte. Die Grafen aber ritten wieder an des Königs Hof, hielten sich still, als ob sie von nichts wüßten.

Da nun Andolosia verloren, ward es seinem Bruder Ampedo kund gethan: der schickte bald Boten zu dem König und ließ ihn bitten, daß er hülfe, damit ihm sein Bruder wieder würde. Der König entbot ihm, es wäre ihm leid um seinen Bruder Andolosia; doch wollt er Fleiß anwenden, und könnte er erfahren, wo er wäre, so sollt ihn kein Geld dauern, und sollte es sein halb Reich kosten, so müßt er ihn frei machen.

Wie Ampedo das Wünschhütlein in Stücken hieb und verbrannte, daß Niemand keine Freude damit haben sollte.

Nun gedachte Ampedo, er wäre um seinen Bruder gekommen von wegen des Seckels und man würde Andolosia so lange martern, bis er auch von dem Hütlein aussagte, und alsdann würde man auch dessen habhaft werden, welches nimmermehr geschehen solle. Er nahm also im Zorn das Hütlein, zerhackte es zu Stücken, warf die ins Feuer, und blieb dabei

stehen, bis sie zu Pulver verbrannt waren, daß Niemand mehr seine Freude damit haben sollte. Nun hatte er stäts Boten unterwegs zu dem König; aber so viel ihm auch Boten kamen, so brachten sie doch keine Botschaft, daß man erfahren hätte, wo sein Bruder hingekommen wäre. Darüber ward er so betrübt, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel und starb. Als nun etliche Tage vorüber waren, und die Grafen hörten, daß es dem König leid wäre um Andolosia, stellten sie sich auch betrübt. Da ließ der König ausrufen: Wer gewisse Kunde brächte, wo Andolosia hingekommen wäre, der sollte tausend

Ducaten haben. Aber Jedermann schwieg still. Indem nahm der Graf Limisso Urlaub von dem Könige und kam in sein Schloß, wo Andolosia in einem Thurm gefangen lag. Und als er den Grafen sah, freute er sich und vermeinte Hülfe und Gnade zu erlangen, denn er wuste nicht, warum er gefangen läge. Der Graf sprach: Andolosia, du bist mein Gefangener, und must mir sagen, von wannen dir so viel Geld kommt: mache solches kurz, denn ich will dich so martern, daß du froh bist zu bekennen. Da Andolosia das hörte, erschrak er sehr, und sprach: Zu Famagusta in seinem Haus, da wär eine Grube, die hätte ihm sein Vater auf dem Todesbette gezeigt, und wie viel er Geld daraus nähme, so wäre allweg mehr darinnen: er sollte ihn also gefangen gen Famagusta führen, so wollte er ihm die Grube zeigen. Daran wollt der Graf kein Genügen haben und fieng aufs Neue an ihn zu martern und zu peinigen, er blieb aber auf seiner Aussage. Da der Graf merkte, daß er nicht bekennen wollte, ließ er ihn grausam quälen, bis ihm Andolosia den Seckel bekennen muste. Da der Graf das hörte, nahm er den Seckel von ihm, versuchte ihn und fand ihn gerecht. Da ließ er den armen Andolosia wieder in den Stock setzen und übergab ihn seinem vertrauten Kerkermeister. Da bezahlte der Graf alle seine Schulden und kam mit Freuden wieder an des Königs Hof. Als Graf Theodor hörte, wie er den Seckel von ihm bekommen hätte, ward er sehr froh; doch sprach er: Es gefällt mir so nicht; er wäre beßer todt als lebendig. Ich hab an des Königs Hof vernommen, er sei ein Doctor in der Nigromantia, und könne wohl in die Lüfte fahren. Wenn er uns entwischte und der König erführe, wie es ihm ergangen, dürfte es uns das Leben kosten. Graf Limisso

sprach: Er liegt hart gefangen und kann niemand schaden. Nun nahmen sie Geld aus dem Seckel so viel sie wollten, doch hätte jeder gern den Seckel gehabt. Da wurden sie eins, es sollt ihn Jeder ein halb Jahr ums andere haben. Nun war Graf Limisso der ältere, er hatte deswegen den Seckel das erste halbe Jahr.

Als nun die Grafen Gelds genug hatten, durften sie es nicht kecklich gebrauchen, damit kein Argwohn auf sie fiele, und ob sie gleich in Freuden lebten, sagte doch Graf Theodor immer, Andolosia wäre beßer todt denn lebendig, und besorgte, sie kämen um den Seckel. Er gedachte auch, wenn die Reihe an ihn käme, wollt er sich mit dem Seckel entfernen, damit er vor dem König und dem Grafen Limisso sicher wäre.

Eines Tages sprach er zu dem Grafen, er sollt ihm einen Brief geben, daß man ihn im Schloß Limisso zu dem Gefangenen ließe: das thät der Graf. Da fuhr Graf Theodor gen Limisso in das Gefängniß, wo Andolosia lag. Als der ihn sah, vermeinte er, Graf Limisso hätte ihn gesandt, damit er ihn frei ließe. Aber der Graf hub an und sprach: Sage mir Andolosia, hast du keinen Seckel mehr als den du meinem Gesellen gegeben hast? Gieb mir auch einen. Er sprach: Gnädiger Herr Graf, ich hab keinen mehr; hätte ich aber einen, er wäre euch unversagt. Der Graf sprach: Man sagt, du seiest ein Doctor in der Nigromatia, und könnest in die Lüfte fahren, und die Teufel beschwören: warum läßest du dir nicht von dannen helfen? Er sprach: Gn. Graf, ich kanns nicht, nur mit dem Seckel hab ich meine Kurzweil gehabt: den will ich nun euch und euerm Gesellen vor Gott und der Welt überlaßen und keinen Anspruch mehr daran haben, und bitte euch

um die Ehre Gottes, daß ihr mich armen Mann erledigt, daß ich nicht so elendiglich ohne Beicht und Sacrament sterbe. Der Graf sprach: Willst du jetzt deiner Seelen Heil betrachten, warum hast du es nicht gethan, da du deinen Hochmuth triebest vor dem König, und uns alle Unehre bewiesest? Wo sind die schönen Frauen, denen du gedient hast und die dir den Preis gaben? Die heiß dir jetzt helfen. Ich höre wohl, du wärest gerne los: laß dir die Zeit nicht lang werden, ich will dir bald davon helfen. Da führte er den Hüter auf die Seite und bot ihm funfzig Ducaten, daß er Andolosia erwürgte: das wollt er nicht thun, und sprach: Er ist ein schwacher Mann und stirbt bald von selbst. Der Graf sprach: Gieb mir einen Strick, ich will ihn erwürgen; ich gehe nicht von dannen, er sei denn todt. Der Knecht wollt es auch nicht thun. Also nahm er seinen Gürtel, so er um hatte und legte ihn dem Andolosia um den Hals, und mit seinem Dolch wirbelte er den Gürtel zu und erwürgte also Andolosia, gab dem Knecht Geld, daß er ihn hinweg thäte; säumete sich hierauf nicht lang und nahm den Weg nach Cypern an des Königs Hof zu seinem Gesellen, dem Grafen Limisso. Der fragte ihn heimlich, wie es stünde um Andolosia? Er sprach: Es steht so um ihn, daß wir keinen Schaden mehr von ihm haben: ich hab ihn erwürgt, denn ich konnte keine Ruhe haben, bis ich wuste, daß er todt wäre. Er meinte, er hätte es wohl gemacht und wuste nicht, wie übel er gethan hatte. Als nun drei Tage vergangen waren, da war das halbe Jahr aus, daß Graf Theodorus den Seckel auch ein halb Jahr haben sollte, und gieng mit Freuden zu dem Grafen Limisso, und sprach: Nimm so viel Geldes, daß du genug hast, denn mir gehört jetzt der Seckel. Dessen weigerte sich der Graf

nicht und sprach: Ich wills gern thun, aber wenn ich den Seckel ansehe, so erbarmt mich Andolosia: ich wollt, du hättest ihn nicht getödtet, er wär von selbst gestorben. Graf Theodorus sprach: Todter Mann macht keinen Krieg. Also giengen sie in die Kammer, wo der Seckel war. Graf Theodorus nahm ihn in die Hand, und wollt anfangen zu zählen, wie er sonst gethan hatte: da war nichts mehr im Seckel. Sie wusten beide nicht, daß der Seckel die Kraft verloren hatte, weil Ampedo und Andolosia gestorben waren. Da sie aber kein Geld fanden, sah einer den andern an. Graf Theodorus sprach aus grimmigem Zorn: O falscher Graf, willst du mich also betriegen, und mir einen andern Seckel anstatt des guten geben, das leid ich nicht: mache es nicht lang, und bring den rechten Seckel. Er antwortete und sprach: dieß wäre der Seckel, so er Andolosia genommen; er habe keinen andern: wie es zugienge, wüste er nicht. Daran wollte Theodorus nicht genug haben, ward je länger je zorniger, und sprach: Er wollte ein Bösewicht an ihm werden, das würde nicht gut thun; und zog damit vom Leder. Da das der Graf Limisso sah, war er auch nicht faul, und machten ein Gepolter, daß die Knechte die Kammer aufstießen: da sahen sie ihre Herren mit einander fechten, liefen dazwischen, und schieden sie von einander. Doch war der Graf Limisso verwundet bis auf den Tod: das sahen seine Diener und fiengen Theodorum. Nun kam die Post vor den König nach Hof, wie die zween Grafen, die immer so gute Freunde gewesen, sich mit einander geschlagen hätten. Der König befahl, man sollte sie beide gefangen bringen, damit er die Ursache ihrer Uneinigkeit erführe. Und als man des Königs Gebot gehorsam sein, und ihm die zwei Grafen bringen

wollte, da konnte man den verwundeten Limisso nicht bringen, brachten also allein den Grafen Theodorum.

Wie der an Andolosia begangene Mord offenbar, und die beiden Grafen deswegen gerädert wurden.

Nun ward der Graf Theodorus gefragt, warum sie beide, die sonst immer eins gewesen, sich jetzt mit einander geschlagen hätten? Wiewohl der Graf nicht gestehen wollte, doch muste er zuletzt auf peinliche Frage damit heraus, und sagte den Handel, wie sie mit Andolosia umgegangen. Da der König hörte, wie sie mit dem frommen Andolosia so übel verfahren wären, ward er von Herzen betrübt und zürnte über die Mörder, und sonder länger Bedenken gab er Urtheil, man sollte sie aufs Rad legen, und wenn der Graf Limisso krank wäre, so sollte man ihn an die Richtstatt tragen, und wäre er todt, so sollte man seinen Leichnam auf das Rad legen. Und wie das Urtheil ergangen war, also ward es an den zwei Grafen und Mördern vollbracht: sie wurden beide gerädert. Das war ihr rechter Lohn, sie hattens wohl an dem frommen Andolosia verdient. Als nun die zwei Mörder um des Seckels wegen, mit dem sie doch nur eine kurze Zeit ihre Wollust gehabt hatten, auf die Räder gelegt und getödtet worden, schickte der König von Stund an sein Volk in die Insel und ließ die einnehmen, Schlößer, Städte und Dörfer, und besonders das Schloß, darin der gute und fromme Andolosia gefangen gelegen, und ließ darin fahen Mann und Weib; und alle die um den Mord wusten und es verschwiegen hatten, ließ er ohne Barmherzigkeit vor dem Schloß erhenken. Er erfuhr auch, daß sie den Leichnam Andolosias in eine Waßergrube nicht fern

vom Schloß geworfen hatten. Da befahl er ihn herauszuziehen, und gen Famagusta zu führen und ließ ihn mit großer Ehrerbietung daselbst begraben, in die schöne Domkirche, die sein Vater gestiftet und gebaut hatte. Es war dem alten und jungen König und der jungen Königin Agrippina sehr leid um den getreuen Andolosia. Und weil sie alle beide, Ampedo und Andolosia, keine Erben hinterlaßen hatten, nahm der König den herrlichen Pallast selbst ein, und fand darin große Schätze von Hauszier, Kleinodien und Baarschaften. Und in den Pallast zog der junge König und hielt darin lange Zeit Hof, bis sein Vater, der alte König, mit Tod abgieng, und er das Königreich gar einnahm.

König Apollonius

von Tyrus.

Apollonius von Tyrus.

In der Stadt Antiochia regierte Antiochus Seleucus der jüngere, der mit einer Tochter des Antipater vermählt war. Sie gebar ihm eine schöne Tochter, die bis ins mannbare Alter nach königlichen Ehren erzogen ward. Da erkrankte die Mutter, sterbend empfahl sie dem Vater ihr liebes Kind und verschied. Die Tochter wuchs in Schönheit und Tugenden, daß man ihres Gleichen nirgend finden konnte, und ihr Lob sich in allen Landen verbreitete, daher mancher Mann von königlichem Stamm sie mit Anerbietung unschätzbarer Morgengabe zur Ehe begehrte. Während aber der Vater mit sich zu Rathe gieng, welchem er seine Tochter am liebsten zum Weibe geben wolle, weiß ich nicht von welchen unnatürlichen Gelüsten und scharfen Flammen er entzündet ward, seine Tochter mehr zu lieben, als einem Vater geziemt; jedoch loderte diese sträfliche Begierde so mächtig in ihm auf, daß sie mit der Scham in einen harten Kampf gerieth, in welchem die Begierde den Sieg davon trug.

Eines Tages trat er in die Kammer seiner Tochter und befahl ihrer Dienerschaft, sich zu entfernen, indem er eine ge-

heime Unterredung mit ihr zu haben wünsche. Als er sich hierauf mit ihr allein befand, reizte ihn die Wuth seiner Begierde, der Tochter so kräftig Gewalt anzuthun, daß sie dem bösen Willen des Vater nicht widerstehen konnte, sondern gezwungen ward, ihn zu vollbringen.

Als sie wieder allein war und ihrer That nachdachte, trat ihre Meisterin ein und fand sie mit weinenden Augen, zerrauftem Haar und trauerndem Angesicht. Warum, meine Theure, frug sie, trauerst du so? O Allerliebste, versetzte die junge Königin, in dieser Stunde sind zwei edle Namen von mir entwichen. Welche meinst du? frug die Meisterin. Keuschheit, versetzte die Königin, und kindliche Liebe, die ich beide verloren habe ehe ich einem Gemahl getraut bin. Da gerieth die Meisterin außer sich vor Schrecken und frug zitternd: Und welcher Teufel war so verwegen, die Heimlichkeit einer königlichen Jungfrau mit Gewalt zu öffnen? Die Gottlosigkeit, entgegnete die Königstochter. Und warum entdeckst du es nicht deinem Vater? frug die Meisterin wieder. Wo ist mein Vater? versetzte die Tochter. Wenn du mich recht verstehen kannst, so ist der väterliche Name an mir zu Schanden geworden; mir bleibt keine andere Hülfe als der Tod. Da die Meisterin dieß hörte und sah, wie ihr Pflegling im Bewußtsein der begangenen Sünde sich selbst zu tödten begehre, bestrebte sie sich, ihr Trost zuzusprechen, um sie vor dem Selbstmorde zu bewahren.

Der gottlose König bemühte sich indeß, vor seinem Hofgesinde den zärtlichen Vater gegen die Tochter zu spielen, damit sein öfteres Aus- und Eingehen zu ihr keinen Argwohn errege. Während er ihr aber zwischen seinen vier Pfählen heimlich einen Gemahl verschafft hatte, sann er auf eine neue Bos-

heit, womit er die Freier seiner Tochter vertreiben möchte, um selbst ihres ungestörten Besitzes genießen zu können. Er ließ daher bekannt machen, wer seine Tochter zum Gemahl begehre, der müße zum Beweise, daß er Weisheit und Einsicht genug besitze, um dereinst nach seinem Tode sein Nachfolger im Reiche zu werden, ein Räthsel lösen, das er ihm vorlegen werde; wer sich aber dessen unterfange und die Lösung nicht finde, des Haupt sei dem Schwerte verfallen. Dieß ließ er mit großen Buchstaben ans Thor schreiben.

Die unwiderspechliche Schönheit der Königstochter verleitete viel stolze Könige und Fürstensöhne, um sie zu werben; wenn sie aber auch durch ihre Weisheit die Lösung des Räthsels fanden, ließ ihnen der König nichtsdestominder, als hätten sie den rechten Sinn verfehlt, das Haupt abschlagen und auf die Zinnen der Thore stecken, damit die ankommenden Freier das Bild des Todes erblickten und von Furcht ergriffen, von der Werbung abständen.

Während er diese Grausamkeiten verübte, erhub sich ein Jüngling, Apollonius geheißen, ein gewaltiger König von Tyrus und Sidon, dem viel Kunst und Wißenschaft von seinen weisen Meistern überliefert worden. Ohne Ahnung von der Bosheit und Treulosigkeit des Antiochus, fuhr er über Meer nach Antiochia, trat hinein zu dem Könige, grüßte ihn und warb um seine Tochter. Als der König hörte was er nicht zu hören wünschte, sah er den Jüngling an und frug: Kennst du nicht die Bedingungen der Werbung? Ich kenne sie und las sie an der Pforte, gab Apollonius zur Antwort. Wohlan denn, sprach der König zornig, so vernimm das Räthsel und löf es, wenn dir dein Leben lieb ist:

Vom Fleisch der Mutter speis ich mich,
Mir selber Mutter sicherlich;
Mein Vater ist zugleich mein Sohn
Und buhlt um meinen Minnelohn.
Ich bin ihm Mutter, Tochter, Weib;
Doch wie er kose meinen Leib,
Noch stellt sich nicht der Bruder ein,
Der Sohn mir würd und Enkel sein.

Der Jüngling vernahm die Frage des Königs und gieng eine Weile bei Seite, sich zu bedenken: sein Scharfsinn und die Gnade Gottes standen ihm bei, daß er die wahre Auslegung fand; darauf trat er zu dem Könige und sprach: Großer König, du gabst mir das Räthsel; vernimm nun die Lösung: Vater, Mann und Sohn in einer Gestalt und Mutter, Tochter und Weib in der andern, deutet auf eine Todsünde, deren Urheber ich aus Schonung zu nennen vermeide; willst du aber, daß ich deutlicher sprechen soll, so bin ich auch dazu bereit.

Als der König die Lösung des Räthsels vernahm, und fürchtete, der Jüngling werde seine Schande kund machen, sah er ihn mit zornglühenden Blicken an und sprach: O wie weit ist deine Auslegung von der Wahrheit! Du bist auf ganz falscher Spur und hast das Leben verwirkt: doch will ich dir noch drei Tage Bedenkzeit geben. Oder kehre in deine Heimat zurück und wenn du dann die rechte Auslegung gefunden hast, so komm wieder hieher und ich gebe dir meine Tochter zur Ehe; wo nicht, so fällt dein Haupt unterm Schwerte.

Ueber diese Worte bestürzt gieng Apollonius mit seinem Gefolge zurück nach dem Schiffe und segelte heim nach Tyrus. Aber kaum war er abgefahren, so berief Antiochus seinen Hofmeister Taliarchus und sprach zu ihm: O getreuer Taliarchus,

einziger Vertrauter meines Herzens und meiner geheimsten Gedanken, wiße, daß Apollonius von Tyrus die Lösung meines Räthsels gefunden hat. Besteige also schleunigst ein Schiff, verfolge ihn so lange, bis du ihn findest, und richte ihn mit Schwert oder Gift vom Leben zum Tode. Wenn du zurückkehrst, sollst du reichlichen Lohn empfangen. Taliarchus gehorchte, bemannte ein Schiff, versah sich mit Gold und großem Gut und fuhr nach der Heimat des Jünglings.

Apollonius kam aber früher an, gieng in sein Haus, erschloß einen Schrein und schlug alle seine Bücher nach, konnte aber keine andere Auslegung finden als die er dem Könige gesagt hatte. Da sprach er zu sich selbst: Der König brennt in unkeuscher Liebe zu seiner Tochter, ich habe sein Räthsel gelöst und doch den Lohn nicht erhalten: er wird mir vielmehr nach dem Leben stehen, weil ich seine Schande durchschaute. Darum beßer von ihm geflohen als gestorben. Er ließ also seine Schiffe bereiten und mit hunderttausend Malter Korns beladen, auch nahm er große Schätze an Gold, Silber und kostbaren Gewändern mit und fuhr ohne Wißen aller seiner Bürger mit Wenigen seiner getreusten Diener in der dritten Stunde der Nacht aus Tyrus der offenen See entgegen.

Am andern Morgen ward er von seinen Bürgern gesucht und nirgend gefunden; allgemeine Klage erscholl über das Land, weil der geliebte Fürst und Gebieter verschwunden war. Die ganze Stadt ergriff Unmuth und Verzweiflung, denn die Tyrier hatten ihn so sehr geliebt, daß sie ein Verbot ausgehen ließen, daß Niemand sich den Bart scheeren solle; die öffentlichen Schauspiele wurden eingestellt, die Bäder geschloßen, Niemand betrat die Tempel und Tabernen.

Während dieser Landestrauer kam Taliarchus, den Antiochus gesandt hatte, den jungen Fürsten zu tödten, in Tyrus an, und da er Alles geschloßen fand, fragte er einen Jüngling, der ihm begegnete: Warum ist die Stadt in solches Leid versetzt und alle Freude von dem Volke gewichen? Der Jüngling antwortete: Weist du das nicht, was Jedermann kund ist? Unser König Apollonius, der von Antiochien zurückgekommen war, ist plötzlich verschwunden und Niemand kann sagen, ob er todt oder lebendig sei. Als Taliarchus dieß hörte, ward er wohlgemuth, bestieg sein Schiff, fuhr nach Antiochia heim und trat fröhlich vor den König: Freue dich, sprach er, o Herr, denn Apollonius ist aus Furcht vor dir aus seinem Lande geflohen und Niemand weiß wo er sei. Da sprach der König: Er mag wohl fliehen, aber nicht entrinnen. Darum ließ er öffentlich ausrufen: Wer den Apollonius von Tyrus, der den König beleidigt und das Leben verwirkt habe, ihm gefänglich ausliefere, der solle funfzig Pfund Gold haben; wer ihm aber sein Haupt bringe, dem verheiße er das Doppelte. Da wurden nicht nur seine Feinde sondern auch die Freunde, die er vormals gehabt hatte, durch Goldgier gereizt, ihm nach dem Leben zu trachten. König Antiochus ließ ganze Flotten ausrüsten, den Jüngling zu verfolgen, so weit das Meer Schiffe tragen möchte. Da ward nach ihm gesucht auf dem Meer, auf dem Land, in Wäldern und Bergen, und in allen heimlichen Höhlen und Schlüften, doch nirgend fand man ihn.

Ehe aber noch die Flotte des Antiochus ins Meer lief, landete Apollonius bei der Stadt Tharsus und als er im Hafen auf und ab gieng, begegnete ihm einer seiner Bürger aus Tyrus, mit Namen Elinatus, der in derselben Stunde in den

Hafen von Tharsus gesegelt war. Dieser trat zu ihm und sprach: Sei gegrüßt, König Apollonius. Apollonius aber that wie die Mächtigen gewöhnlich gegen die Geringen und verschmähte seinen Gruß. Das erzürnte den alten Elinatus, er grüßte ihn abermals und sprach: Sei gegrüßt, König Apollonius und grüße mich wieder, verachte mein Alter und meine Armut nicht, denn Rechtschaffenheit zieren sie. Wüßtest du, was ich weiß, du würdest mehr auf deiner Hut sein. Da sprach Apollonius: So sage mir, was du weist. Du bist in der Acht, antwortete Elinatus. Wer hat Gewalt, antwortete Apollonius, einen König in die Acht zu thun? König Antiochus, fuhr Elinatus fort, hat einen Preis auf dein Haupt gesetzt, weil du sein Tochtermann werden wolltest. Und wie hoch ist der Preis? frug Apollonius. Wer dich ihm lebendig ausliefert, sprach jener, dem verheißt er funfzig Pfund Goldes zum Lohne, und das Doppelte ist auf dein Haupt gesetzt: deshalb warne ich dich, auf deine Sicherheit bedacht zu sein. Mit diesen Worten wollte er von ihm scheiden, aber Apollonius rief ihn zurück und gebot ihm zu folgen, er wolle ihm die hundert Pfund Goldes geben, die er durch seine Warnung an ihm verdient habe. Wo nicht, so solle er ihm das Haupt abschlagen und den König damit erfreuen, dann habe er wieder hundert Pfund Goldes und keine Schuld, da er selbst ihn bitte, dem König Antiochus diese große Frende zu machen. Da antwortete der Greis: Das wende Gott, daß ich jemals um solcher Ursache willen Gold nehmen sollte: unter guten Menschen läßt sich rechte Liebe und Freundschaft mit Gold und Silber nicht erkaufen. Ich habe dich gewarnt aus Treue und Zuneigung und nicht um Gaben; damit scheide ich von dir.

Mit traurigem Herzen gieng Apollonius noch immer am Ufer hin und her, als er einen Menschen in großem Unmuth auf sich zukommen sah, den er wohl erkannte; sein Name war Stranguilio. Als er in seine Nähe gelangte, grüßte ihn Apollonius. Stranguilio antwortete: Sei gegrüßt, König Apollonius: welcher Kummer hält dich hier in dieser traurigen Oede? Ich bin geächtet, gab er zur Antwort, und landflüchtig vor König Antiochus und möchte in euerer Stadt eine Zuflucht suchen, wenn ihr sie gewähren könnt. O mein Herr Apollonius, antwortete Stranguilio, diese Stadt ist die allerärmste von der Welt und mag dich nicht nach königlichen Ehren erhalten, denn wir leiden große Hungersnoth, Miswachs und Theurung; die Bürger selbst verzweifeln an Rath und Hoffnung und haben den grausamsten Tod vor Augen.

Da sprach Apollonius: So danket Gott, der mich Landflüchtigen an eure Küste führte: denn wollt ihr mich hier verborgen halten, so geb ich euern Bürgern hunderttausend Malter Korns zur Steuer ihres Hungers. Als Stranguilio dies hörte, warf er sich zur Erde vor ihm und sprach: Mein König Apollonius, wenn du der Hungersnoth dieser Stadt zu Hülfe kommst, so wollen wir nicht allein deine Flucht verborgen halten, sondern im Nothfall für dich streiten bis in den Tod. Darauf bestieg Apollonius die Bühne auf offenem Markt und sprach zu der versammelten Volksmenge: Ihr Bürger von Tharsus, die der Miswachs drückt und aufreibt, vernehmt meinen Rath: ich bin Apollonius, der Beherrscher von Tyrus, der bei euch Zuflucht und Sicherheit sucht, denn die Bosheit des Königs Antiochus vertreibt und verfolgt mich: wollt ihr meine Flucht verhehlen und mein Leben schützen, so geb ich

euch hunderttausend Malter Korns für den Preis, den sie in meinem Lande kosteten, das Malter zu acht Schilling.

Als die Bürger hörten, daß sie das Korn so wohlfeil kaufen sollten, wurden sie wohlgemuth, verhießen ihm Schutz und Sicherheit und sagten ihm tausend Dank. Sofort ließ er Jedermänniglich das Korn nach seiner Nothdurft zumeßen, und die Bürger zahlten ihm williglich und mit Freuden ein Jeder nach dem Maße, das ihm gemeßen worden.

Als aber das Korn ausgegeben war, gedachte Apollonius,

daß Kaufmannschaft und königliche Würde nicht zusammen stimmten und wollte lieber milder Geber als Verkäufer heißen. Er berief also von Neuem das Volk, und schenkte ihm das Geld, das er für das Korn empfangen hatte. Durch so viel Wohlthaten wurden ihm die Bürger zu Lieb und Dank entzündet und ließen ihm eine Säule auf offenem Markt errichten, und darauf stand sein Bild, wie er mit der rechten Hand das Korn austheilte und mit dem linken Fuß das Geld von sich stieß. Und an dem Fuß der Säule las man die Inschrift: Die Stadt Tharsus dem Apollonius von Tyrus zum ewigen Gedächtniß seiner Milde, die sie vom grimmen Tode erlöste.

Nicht lange darauf gieng Stranguilio mit seinem Weibe Dionysiades insgeheim zu Apollonius und sprach also: Herr, wir fürchten, du liegst zu lang an einem Ort und könntest leicht ausgekundschaftet werden: wir rathen dir, dich eine Zeitlang hinwegzubegeben um den Späher zu täuschen, und dann wieder zu kommen, wenn sie dich anderswo suchen. Apollonius folgte ihrem Rath, ließ seine Schiffe bereiten, segnete das Volk, das ihn mit großen Ehrenbezeigungen trauernd zum Gestade geleitete und fuhr von dannen nach Pentapolis, wo er unerkannt und friedlich zu leben hoffte. Günstige Winde förderten seine Fahrt drei Tage und drei Nächte, aber fern von dem Gestade der Stadt Tharsus erhob sich plötzlich ein ungestümes Wetter, daß sich die Bläue des Himmels verbarg und die Nacht dicht über dem Meere lag. Darauf heulten alle Winde im Sturme durcheinander: Aquilo von Mitternacht, Eurus von Mittag brachten Nebel, Regen und Hagel; die Wolken ergoßen sich in Strömen, das Meer schwoll auf und die Schiffe tanzten von Welle zu Welle, bald in den Grund

des Meeres, bald hoch empor in die Lüfte geschleudert. Africus und Zephirus kämpften wider einander, zerrißen die Segel und zerbrachen die Schiffe, daß sie aus einander barsten und alle Mannschaft in die Tiefen des Meeres versenkten. Da ward viel königliche Zierde, Gold, Silber und Edelgestein und reiches Gewand ein Raub der Wellen, des Königs Diener verdarben, er selbst rang nakt mit den Fluten, aber das Glück und seine Jugendkraft standen ihm bei, daß er ein Bret ergriff und sich darauf fristete bis ihn der Sturm an das Gestade warf.

Nun stand er am Ufer und sah auf das Meer, das sich allmählich beruhigte und sprach bei sich selbst: O ungetreues, verrätherisches Meer, noch boshafter als jener grausame König, wie hast du mich aller meiner Ehren und Güter beraubt, daß ich nackend und zitternd hier stehen muß? Wie soll ich die Heimat wieder finden? wer wird dem Unbekannten Nahrung und Hülfe reichen? Während er so sprach, sah er einen jungen Fischer auf ihn zukommen, dessen rüstige Glieder halbzerrißene Leinwand bedeckte. Von der Noth gezwungen warf er sich weinend zu seinen Füßen. Wer du auch seist, sprach er, erbarme dich des nakten Schiffbrüchigen, den nicht niedre Geburt, sondern Ingrimm des Geschicks so entblößte. Und daß du wißest wessen du dich annimmst: es ist Apollonius von Tyrus, der Fürst seines Landes, der zu dir fleht, daß du sein Leben erhaltest. Als der Fischer die gute Gestalt des Bittenden betrachtet und seine Worte vernommen hatte, führte er ihn mitleidig in seine elende Hütte, theilte sein Bischen Armut williglich mit dem Hungernden und setzte ihm vor was er nur aufbieten mochte. Ja, um ihm völlig seinen guten Willen kund zu geben,

zog er seinen schlechten Rock aus, theilte ihn in zwei Theile und gab ihm den einen, daß er seine Blöße damit bedecke. Dann sprach er zu ihm: Nimm hin was ich habe, und gehe in die Stadt Pentapolis, die hier nahe bei liegt, vielleicht findest du dort Erbarmen, denn da ist königlicher Reichthum; wo nicht, so kehre zu mir zurück, und laß dir an meiner Armut genügen. Solltest du aber je wieder in deine frühere Herrlichkeit zurückkehren, so gedenke des Armen und verschmähe ihn nicht. Da antwortete Apollonius: Wenn ich dein vergeße, so wolle mir Gott abermals Schiffbruch senden und mich Nie-

mand finden laßen, der sich mein erbarmt, wie du gethan hast. Darauf ließ er sich den Weg zeigen und machte sich auf nach dem Thore.

Als Apollonius in die Stadt kam und überlegte, wo er Hülfe suchen solle, sah er einen Knaben mit einem Becken durch die Straßen laufen, der an alle Thüren klopfte und mit lauter Stimme rief:

Hört Reich und Arm
Das Bad ist warm:
Wer sich waschen will und salben,
An Haupt und Fuß und allenthalben,
Herr oder Knecht, Mann oder Weib —
Es ist gesund für Seel und Leib.

Da er dieß hörte, gedachte Apollonius, in Badestuben und Tabernen möge man leicht Bekanntschaften anknüpfen, trat also in das Bad, zog seinen Rock ab, wusch sich in dem klaren Waßer rein und schaute sich dann um, ob er Jemand fände, der ihm gleich sei und dem er zu dienen Willen habe. Doch alsbald erscholl der Ruf: Der König kommt zu baden, und Apollonius gieng herfür um ihn zu schauen. Da sah er den König Archistrates, der das ganze Land umher beherrschte, mit großer Dienerschaft in das Bad treten und zur Kurzweile den Ball schlagen. Da gedachte Apollonius: Dieses Spiels weiß ich mich Meister, und konnte sich nicht enthalten, dem Ball entgegen zu laufen, welchen er so gewandt zurück und dem Könige zuschlug, daß er dessen ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Da sprach der König zu seinen Dienern: Weicht zurück, hier ist ein Jüngling, der es mir gleich thun mag. Als Apollonius sich loben hörte, faßte er Muth, folgte dem Könige in

die Badestube und nahte sich, ihm zu dienen. Er ergriff die Büchse mit wohlriechenden Oelen und wusch und salbte ihn mit so linder und gefügiger Hand, daß der König ein besonderes Wohlgefallen daran hatte. Darauf wärmte er ihn auf weichen Pfühlen, half ihn bekleiden und wich bescheiden zurück, als der König die Badestube verließ. Auf dem Heimwege sprach der König zu seinen Gefährten und Dienern: Wahrlich, ich schwöre euch, nie hat mich das Bad so erquickt wie heute durch den Dienst dieses unbekannten Jünglings. Darum gehe Einer von euch und berufe ihn zu meinem Tisch, denn sein Betragen verrieth zur Genüge, daß er solcher Ehre wohl würdig ist.

Als der Diener des Königs zu Apollonius kam, fand er ihn in seinem zerrißenen Rocke, der ihn nothdürftig bekleidete. Es ist des Königs Wille, sprach er zu ihm, daß du mit ihm bei Hofe das Mahl nehmest. Du siehst, antwortete Apollonius, daß ich meinen Leib nicht bedecken mag, darum bin ich unwürdig am Hof zu erscheinen und an des Königs Tisch auf dem Stuhl der Ehren zu sitzen, denn aller meiner Habe hat mich das Meer beraubt. Das bitte ich dich dem König zu sagen; jedoch sei ich bereit nach seinem Gebote zu thun. Der Diener gieng zu dem Könige zurück und sprach: Herr, der Jüngling ist unbekleidet, er hat einen Schiffbruch erlitten und trägt nichts als einen halben, zerrißenen Rock um seine Glieder, der ihm aus Barmherzigkeit geschenkt worden ist: darum schätzt er sich unwürdig in deinem Saal zu sitzen. Darauf ließ ihn der König in kostbare Gewande kleiden und an seine Tafel führen. Apollonius ward wohlgemuth und trat mit adligen Gebärden und gutem Anstande vor den König, der ihn wohl empfieng und ihm gegenüber an seinem Tische sitzen hieß.

Darauf ward ein köstliches Mal nach königlichen Ehren aufgetragen, Gold= und Silbergeschirre bedeckten die Tafel, der Saal war mit reichgestickten Teppichen wohl verziert, zahlreiche Diener trugen Speisen und Weine herbei, eine herrliche Musik erscholl und alles Hofgesinde lebte in Jubel und Freude. Nur Apollonius freute sich nicht, sondern blickte mit Wehmuth und Trauer auf das königliche Mal: die goldenen und silbernen Kleinodien erinnerten ihn an seine eigenen Schätze, die er auf dem Meere eingebüßt, und wie er aus seinem Königreiche vertrieben sei und darüber verfiel er in solchen Unmuth, daß er weder eßen noch trinken mochte. Da fragte ihn Einer von den Tischgästen, warum er so unfroh sei und nicht eßen möge? Ob er das Glück des Königs beneide, daß er seine Kleinode so unverwandt anstarre? Da strafte ihn der edle König Archistrates seines bösen Argwohns und sprach: Er beneidet meinen Reichthum nicht, sondern gedenkt der eigenen verlorenen Güter. Dann wandte sich der König heitern Angesichts zu Apollonius und ermahnte ihn fröhlich zu sein: Faße dich, Jüngling, iß und trink und vertraue Gott, er wird dich nicht verlaßen und dir Alles ersetzen.

Während der König dem Jüngling zuredete, trat die Tochter des Königs mit ihrem Hofgesinde in den Saal und küsste erst den Vater und dann seine nächsten bei ihm sitzenden Freunde. Dann gieng sie wieder zu dem König und sprach: Lieber Vater, wer ist der Jüngling, dem du den Ehrenplatz an deinem Tische eingeräumt hast und der so traurig ist? Da sprach der König: Liebe Tochter, dieser Jüngling hat einen Schiffbruch erlitten und mir heute im Bade so wohl gedient, daß ich ihn an meinen Tisch berufen habe; wer er sein mag,

weiß ich nicht; doch willst du es wißen, so ziemt dir nicht übel, ihn zu fragen und wenn du es weist, so sei ihm gütig und barmherzig. Da wandte sich die junge Königin zu Apollonius und sprach: Edler Jüngling, deine Gestalt und Gebärde veräth Adel und Zucht: wenn es dir nicht zuwider ist, so sage mir deinen Namen und welche Unfälle dich betroffen haben? Da antwortete der Unbekannte: Fragst du nach meinem Namen, den verlor ich im Meere; fragst du nach meinem Stande, den ließ ich in Tyrus. Da sprach die Jungfrau: Ich bitte dich, rede deutlicher, denn dein Unglück dauert mich. Da sprach Apollonius: So wiße denn, ich bin von hohem Geschlecht in Tyrus geboren und verließ der Feindschaft des Königs Antiochus halber die Heimat mit großem Gut, das mir Alles sammt den Schiffen im Meere versunken ist; ich selbst bin nackend auf einem Bret mit großer Mühe dem Tod entronnen. Bei diesen Worten konnte er sich der Thränen nicht länger erwehren.

Als das der König ersah, sprach er zu der Tochter: Hör auf, liebes Kind, du hast ihn genug gefragt, du erneust ihm nur die vergangenen Schmerzen. Da er dir aber seinen Namen und sein Unglück offenbart hat, so ziemt dir wohl, daß du ihn wieder froh machst und deine königliche Milde an ihm erzeigest. Da gehorchte die Jungfrau dem Willen des Vaters und sprach zu dem Jüngling: Tröste dich Apollonius und faße Muth: du sollst unser Hofgesinde sein und von meinem Vater Reichthum empfahen. Apollonius dankte ihr mit Scham und Seufzen für alle Güte.

Darauf sprach der König: Tochter, daß der Jüngling und alle Tischgenoßen wieder wohlgemuth werden, so erfreu uns

mit deinem Gesange zur Harfe und anderm Saitenspiel. Da ließ Lucina die Harfe bringen und spielte und sang so wonniglich, daß Jedermann, der sie hörte, davon entzückt ward und Alle sie lobpriesen und sagten, sie hätten nie beßern und süßern Gesang vernommen. Nur Apollonius schwieg und lobte sie nicht. Da sprach der König zürnend: Du thust unhöflich, Apollonius: meine Tochter wird von männiglich als die Allerbeste im Gesang und vielen Saitenspielen gerühmt; du allein schweigst und verachtest sie. Guter König, antwortete der Jüngling, wenn du erlaubst, so rede ich, wie ich denke: deine Tochter hat in der Kunst einen Anfang, aber die rechte Meisterschaft fehlt ihr, und willst du das bewiesen haben, so gebeut deiner Tochter, mir die Harfe zu leihen, so will ich dir singen und die rechte Kunst hören laßen. Da sprach der König: Ich sehe Apollonius, daß du in allen Künsten erfahren bist: ziere dein Haupt mit diesem Kranze und ergötze uns mit deinem Gesang und Saitenspiel. Der Jüngling nahm die Harfe, erhob sich in fröhlicher Gestalt und sang so süß zu den Tönen der Saiten, daß der ganze Saal von Wohllaut erklang, und der König und das gesammte Hofgesinde ihn priesen vor allen Sängern, die sie je gehört hatten. Lucina, die Königstochter, ward sonderlich bewegt von den Wundern seiner Kunst, die Niemand beßer zu würdigen verstand; Erstaunen und Entzücken wechselten in ihren Mienen bis er geendet hatte und ihr die Harfe zurückgab.

Du heißest Apollonius, rief sie aus, billiger wärst du Apollo geheißen, dem die Harfe geeignet ist; selbst Orpheus hätte dich nicht in der Kunst der Töne gemeistert. Darauf wandte sie sich zu ihrem Vater und bat ihn um Erlaubniß,

den Jüngling nach seinen Künsten und Würden zu belohnen. Da es der König bewilligte, sprach sie zu Apollonius: So empfange denn durch die Gnade meines Vaters zweihundert Mark Goldes und vierhundert Pfund Silbers, dazu reiches Gewand, zwanzig Knechte und zehn Mägde. Darauf befahl sie diesen: Geht hin und holt herbei, was ich dem Jüngling verheißen. Und sogleich ward ihrem Befehl gehorcht, und alle die Schätze vor dem Jüngling und den Tischgenoßen ausgebreitet. Da priesen Alle die Güte der Jungfrau.

Hierauf erhob sich das Hofgesinde und nahm Urlaub von dem Könige; auch Apollonius erhob sich und sprach: Guter König, du Erbarmer der Dürftigen und du junge Königin, Pflegerin der Künste, ich kann euch nur danken, nicht vergelten. Dann sprach er zu den Knechten und Mägden, die man ihm geschenkt hatte: Nehmt auf die Gaben und laßt uns Herberge suchen. Aber die Königstochter fürchtete den Geliebten zu verlieren, sah den König zärtlich an und sprach: Liebster Vater, du hast den Jüngling heute reichlich begabt; so leide nicht, daß ihm die Bosheit raube, was ihm die Milde geschenkt hat. Da befahl der König, ihm sogleich ein Gemach in seinem Pallast zu bereiten, wo er nach Standes Würden die Nacht verbringen möge.

Die Königstochter, welche die ganze Nacht vor Liebe nicht schlafen konnte, trat schon am frühen Morgen in die Kammer des Königs. Was ist dir, fragte dieser, daß du gegen deine Gewohnheit so früh aufstehst? Liebster Vater, erwiederte die Jungfrau, ich kann nicht schlafen, bis du mir den Apollonius zum Meister versprichst, daß er mich in der Musik und andern Künsten unterweise. Hierüber freute sich der König, ließ den

Jüngling berufen und sprach: Apollonius, meine Tochter bittet dich, sie in deiner Kunst zu unterrichten; darum unterweise sie und zeige ihr Alles, was du kannst, ich werde dich nach Verdienst zu belohnen suchen. Der Jüngling erklärte sich bereit, allen seinen Willen zu leisten und unterwies die Königstochter mit allem Fleiß in seiner Kunst, daß sie in Kurzem wohl darin geübt ward.

Nicht lange darnach ward Lucina krank und nahm von Tag zu Tag ab. Der König berief seine Aerzte, die sie befragten und ihre Adern begriffen, doch keine Krankheit an ihr zu entdecken, noch Heilmittel zu finden wußten. Da gieng der König in großem Kummer zu der Tochter und sprach: Liebes Kind, sage mir doch, was dir fehlen mag, da die Aerzte deine Krankheit nicht erkennen noch Rath dafür wißen: Weh mir, solltest du sterben ohne Hülfe! Sage mir doch, wovon du meinst, daß dein Uebel rühre? Allerliebster Vater, antwortete Lucina, ich kann dir nicht sagen, was mir fehlt, doch thut mir dein Kummer weh; darum so laß mich allein, ich will mich bedenken, wie ich dir den Grund meiner Krankheit eröffne.

An demselben Tage kamen drei Jünglinge von hohem Geschlecht, die vor längerer Zeit um die Königstochter geworben hatten, in Pentapolis an; giengen vor den König, grüßten ihn, und auf seine Frage, was ihr Begehren sei, sprachen sie also: Herr, du hast uns oftmals versprochen, einem von uns deine Tochter zur Ehe zu geben: darum sind wir gekommen, dich an deine Verheißung zu erinnern, auf daß du unter uns einen Eidam erkiesest nach deinem Wohlgefallen. Ihr mahnt mich zu ungelegener Zeit, entgegnete der König, denn meine Tochter hat sich seither den Künsten ergeben und leidenschaft-

liche Liebe zur Musik wirft sie nun aufs Siechbette. Doch damit ihr nicht denkt, daß ich Ausflüchte suche, so schreibe ein Jeder seinen Namen und Stand und die übliche Morgengabe und Heimsteuer, die er meiner Tochter verheißt, auf einen Zettel, so mag sie selber wählen, welchen sie will. Die Jünglinge gehorchten und gaben dem Könige die Schrift, welcher sie überlas und mit seinem Ringe versiegelte. Darauf berief er den Apollonius und sprach: Nimm, Meister, diesen Brief und bringe ihn deiner Schülerin. Apollonius empfieng ihn und trat in die Kammer der jungen Königin. Als die Jungfrau ihn sah, den sie liebte, sprach sie: Was bedeutet das, Meister, daß du allein in meine Schlafkammer kommst? Es geschieht auf Befehl deines Vaters, entgegnete Apollonius, der dir diese Schrift zum Durchlesen sendet.

Lucina erbrach den Brief, und als sie die Namen der drei Werber gelesen hatte, warf sie ihn von sich und sprach zu Apollonius: Meister, und ist dir nicht leid, daß man mich einem Andern zum Weibe geben will? Nein, antwortete er, denn Alles was dir zu Nutz und Ehre gereicht, ist mir ein Wohlgefallen. O Meister, seufzte die Königstochter, liebtest du mich, du würdest anders sprechen.

Darauf schrieb sie ihrem Vater eine Antwort und schickte sie ihm versiegelt durch Apollonius. Der Inhalt war folgender: Liebster König und Vater, da Deine Güte mir zu wählen befiehlt, welchen ich zum Manne begehre, so antworte ich Dir schriftlich nach Deinem Willen, daß ich keinen andern als den Schiffbrüchigen zum Gemahl haben will. Der König las die Antwort und den Entschluß der Tochter und da er nicht wuste, Wen sie unter dem Schiffbrüchigen verstehe, wandte er sich

zu den Jünglingen und frug: Welcher von euch hat Schiff-bruch erlitten? Das bin ich, sprach Einer von ihnen, mit Namen Ardonius. Hol dich die Pest, fiel ein Anderer ein, du bist allzeit mein getreuer Gefährte gewesen und meines Wißens nie vor die Stadt gekommen, wie willst du denn Schiffbruch erlitten haben?

Da der König nicht ausmitteln konnte, wer unter ihnen der Schiffbrüchige sei, gab er dem Apollonius den Brief und sprach: Nimm und lies, vielleicht verstehst du, was mir un-verständlich ist, denn du bist dabei gewesen, als sie dieß schrieb. Apollonius durchflog den Brief und erröthete, da er sich geliebt sah. Nun Apollonins, hub der König wieder an, kennst du den Schiffbrüchigen? Er mochte aber vor Scham wenig Ant-wort geben. Als nun der König merkte, daß seine Tochter den Apollonius meine, sprach er zu den Jünglingen: Ziehet heim und wenn die Zeit kommt, so werde ich nach euch schicken. Da nahmen sie Urlaub und schieden von dannen.

Jetzt begab sich der König in die Kammer seiner Tochter und begann: Lucina, sag an, Wen du zum Manne gewählt hast? Die Tochter fiel ihm zu Füßen und sprach unter Thrä-nen: Gnädigster Vater, da du meinen Willen zu wißen be-gehrst, so sag ich dir, daß ich keines andern als des schiffbrü-chigen Apollonius, meines Meisters, begehre und soll mir Der nicht werden, so verlierst du deine Tochter. Als er sie so bitter-lich weinen sah, hob er sie zärtlich auf von der Erde und sprach zu ihr: Liebes Kind, betrübe dich nicht länger, denn dein Ver-langen gilt Dem, nach dem auch ich verlange seit ich ihn sah. Die Liebe hat mich zum Vater gemacht und als ein liebevoller Vater will ich deinen Hochzeittag so bald als möglich anbe-

raumen. Da ward die Jungfrau erfreut, alles Leid war zumal sammt ihrer Krankheit verschwunden, und dankbar küßte sie den Vater, der ihr den rechten Arzt gegeben hatte. Am folgenden Tag berief der König allen seinen Adel und seine nächsten Freunde und als sie versammelt waren, redete er sie an: Werthe Herrn und Lehnsleute, meine Tochter Lucina ist Willens, sich ihrem Meister Apollonius zu vermählen. Darum bitte ich, laßt es euch allen wohlgefällig sein, denn meine Tochter wird einem weisen Manne verbunden. Darauf bestimmte er den Hochzeittag und lud sie alle zu dem Feste ein. Da ward ein großes Hofgelage nach königlichen Ehren und Würden begangen, das gar manchen schönen und lustigen Tag währte und in lauter Freuden zu Ende gieng. Darauf ward Apollonius gekrönt und ein gewaltiger König an seines Schwähers Seite geheißen.

Nach einiger Zeit, als sich Lucina schon schwanger fühlte, geschah es, daß sie mit Archistrates am Meeresstrand spazieren giengen und ein schönes Schiff erblickten, welches Apollonius sogleich für eins aus seiner Heimat erkannte. Von wannen kommst du? rief Apollonius dem Patron zu. Aus Tyrus, antwortete dieser. Da nennst du mein Vaterland, sprach Apollonius. So bist du ein Tyrier? frug der Schiffspatron, vielleicht kennst du dann auch den Fürsten dieses Landes, mit Namen Apollonius, den wir seit Langem verloren haben. Ich kenne ihn so wohl als mich selber, versetzte Apollonius. So bitte ich dich, fuhr der Patron fort, wenn du ihn wieder siehst, so verkünde ihm große Freude und sage ihm, der Blitz des Himmels habe den König Antiochus sammt seiner Tochter getroffen; die Gemeine der Stadt Antiochia und die Großen

seines Landes hätten sich aber vereinigt, ihn, unsern König Apollonius, auch zu ihrem Herrn und König zu wählen und Boten in alle Lande gesandt um ihn aufzusuchen und heimzuführen. Es ist wohl zu verwundern, sprach Archistrates, wo der verborgen liegen mag, da er das oberste Haupt der Welt werden soll. Aber Apollonius freute sich höchlich und sprach zu seinem Schwäher: Herr und Vater, als mein Glück meiner Geburt nicht gleich war, wollte ich euch meine Würde nicht zu erkennen geben; nun sich aber das Glücksrad gewendet hat, so wißt, daß ich derselbe Apollonius bin, den man sucht. Sage mir also was dein Wille ist, so will ich ihn vollbringen. Soll ich das Königreich einnehmen, so thu ich es, und mache dich gewaltig über Alles, was mein wird, denn du hast mich Armen erhöht und aus Nichts zum Fürsten gemacht, du hast mich geseligt mit einem Weib und Schwäher, du hast mich mit königlichen Ehren geziert: wie sollt ich das jemals vergeßen? König Archistrates ward sehr froh und sprach zu der Tochter: Du freue dich, daß du durch deinen Mann zu so hohen Ehren gelangst. Auch Apollonius redete ihr zu; aber Lucina weinte bitterlich und sprach: O Herr, und wärest du fern von mir in fremden Landen, so solltest du jetzt heim eilen, da ich dem Tag so nahe bin, an dem ich gebären soll. Wenn du aber nicht bleiben willst, so will ich mit dir; darum, lieber Vater, flehentlich bitte ich dich, vergönne mir mit meinem Manne zu fahren. Der König antwortete: Auf meinen Willen darfst du nicht harren, dein Mann hat dir zu gebieten nach seinem Wohlbefinden. Gestern war er mir gleich, heute ist er der Herr der Welt. Erst war er mein Sohn, nun bin ich minder denn er.

Darauf ließ Archistrates Schiffe vorführen und mit allen königlichen Gütern reichlich beladen; Gold, Silber, Edelgestein und reiches Gewand und alle fürstliche Zierde wurden hineingebracht, damit sie würdiglich in Antiochien unter Krone gehen möchten, und weil die Königin täglich ihre Niederkunft erwartete, führten sie Hebammen und Wärterinnen und was sonst einer Kindbetterin Noth ist, mit sich nach Antiochien, worunter auch Licorides, Lucinens Amme war, die in solchen Dingen große Erfahrung besaß. Dann nahmen sie freundlich Urlaub von dem Könige und fuhren hinweg. Sie waren aber nur wenige Tage gefahren, als sich widrige Winde erhoben und das Meer ungestüm bewegten: davon ward das Geblüt der Königin verwandelt, sie fiel in Unkräfte und gebar eine schöne Tochter in so großen Wehen und Nöthen, daß sie von allen Lebensgeistern verlaßen für todt in die Arme ihrer Wärterinnen sank. Als Apollonius ihr Schreien und Jammern vernahm, lief er hinzu, und da er sein Weib entseelt liegen sah, zerriß er seine Kleider, zerraufte sein Haar, warf sich laut schreiend über ihren Leichnam und sprach: Allerliebstes Gemahl, wie soll ich ohne dich leben und was kann ich deinem Vater antworten, wenn er nach dir fragt? Während er sich in solchen Wehklagen erschöpfte, trat der Schiffspatron zu ihm und sprach: Herr, das Meer leidet im Schiff keinen Leichnam, darum wirf ihn über Bord, daß wir entrinnen mögen.

Wie, du fühlloser Unmensch, rief Apollonius zürnend, ich soll diesen theuern Leib ins Meer versenken, der mich von Meeresnöthen erlöst, gespeist und gekleidet hat? Ich wäre schuldig, zur Vergeltung des Guten, das sie mir erwiesen hat, mit ihr zu sterben, wenn es sein möchte. Da sprach der Pa-

tron: Herr, es ist beßer, der Leichnam werde in das Meer geworfen, denn daß wir Alle verderben.

Da berief der König seine Diener und sprach: Da es nicht anders sein mag, so richtet mir einen stattlichen Sarg zu, der wohl verpicht und waßerfest sei, damit sie nicht versinke, sondern von den Wellen ans Land geworfen und nach königlichen Ehren bestattet werde. Der Sarg ward bereitet, die Königin in herrlichen Gewanden hinein gelegt, und viel Goldes und Silbers und eine bleierne Tafel zu ihren Häupten, worauf geschrieben stand: Wer diesen Sarg findet, der wiße, daß er den Leichnam einer Königin enthält, bestatte sie nach Würden und nehme des Goldes, das bei ihr liegt, zehn Pfund zum Lohn; das Uebrige verbrauche er dem obersten Gott und dem Leichnam zu Ehren. Thut er anders, als was ihn der Schmerz des trauernden Königs zu vollbringen beschwört, so möge ihn zur Strafe ein früher Tod ereilen und Niemand sein, der ihm die letzten Ehren erweise. Damit ließen sie den Sarg mit großem Leidwesen in die See.

Die Truhe schwamm auf dem Meere bis an den dritten Tag; da schlugen sie die Wellen an die Küste Ephesus, nicht fern von dem Hause eines Arztes, mit Namen Cerimon, der just am Gestade mit seinen Schülern lustwandelte. Auf sein Geheiß zogen die Diener den Sarg ans Land, eröffneten ihn und erblickten den Leichnam einer wunderschönen Frau in königlichen Gewanden. Alle die ihn sahen, verwunderten sich über ihre stralende Schönheit, denn sie war ein Inbegriff aller Reize, an dem die Natur nichts versäumt hatte als ihn mit Unsterblichkeit zu begaben. Ihre Haare glänzten wie gesponnenes Gold und die silberweiße Stirne darunter schimmerte

rein und eben, nicht von dem leisesten Fältchen bewölkt. Die jetzt erloschenen Augen glichen zwei leuchtenden Himmelsgestirnen, deren Stral versengen und blenden muste, wenn die langen seidenen Wimpern ihre Glut nicht bescheiden verschleiert hätten; doch von den Bogen der Augenbraunen schoßen junge Liebesgötter verwundende Pfeile in alle Herzen. Die Nase glich einer Gebirgskette, welche die Rosenauen ihrer Wangen in zwei gleiche Hälften schied, und wer den würzigen rothen Mund erblickte, dem ward wie einem Kinde zu Muth, wenn es einen Anger reifer Erdbeeren gewahrt. Der alabasterne Hals, der das Licht der Sonne an Weiße übertraf, war

wie eine Tempelsäule mit kostbaren Kleinodien behängt, und alle Herzen wurden beseligt bei seinem Anblick. Der Leib war ein Verzeichniss aller Reize und Vollkommenheiten, an dem die erfahrensten Kenner weiblicher Schönheit keine Auslaßung hätten entdecken können; die Arme giengen wie zwei Aeste aus ihm hervor und verzweigten sich auf das Lieblichste in die zierlich gebildeten Finger. Das Ganze schien ein Wunder der Welt, das den Urheber aller Dinge beredter pries, als alle die bunten Gestalten seiner Schöpfung. Staunen ergriff den Arzt und seine Schüler, als sie den Inhalt des Sarges erblickten, und nur die Trauer um den Tod der schönen Frau kam dem Entzücken gleich, das ihr Anblick gewährte. Sie fanden das Gold und die Tafel unter ihrem Haupte und Cerimon sprach zu den Dienern: Tragt den Sarg in mein Haus, daß Alles gewissenhaft erfüllt werde, was diese Tafel verlangt, und wir Barmherzigkeit an dieser Leiche üben, denn ohne Zweifel hat sie ihrem königlichen Gemahl viel Seufzer und Thränen gekostet. Bereitet also ein köstliches Begräbniss mit allem Gepränge wie es einer Königin gebührt, denn wahrlich ich sage euch, nie ist mein Herz durch den Tod eines Geschöpfs inniger bewegt worden. Darüber kam ein Jünger des Meisters, der vor allen seinen Schülern in der Arznei erfahren war, und sah den prächtig geschichteten Scheiterhaufen, worauf sie nach der Sitte des Landes verbrannt werden sollte. Zu diesem sprach Cerimon: Du kommst zur gelegenen Stunde, ich bitte dich, diesen Leichnam mit den köstlichsten Oelen zu salben, damit das Feuer Wohlgeruch verbreite wie es ihrem königlichen Stande geziemt.

Der Jünger nahm die Salben, entkleidete den Leichnam

und tränkte ihn mit wohlriechenden Oelen: als er aber zu dem Herzen kam, deuchte ihn ihre natürliche Wärme nicht ganz erloschen. Der Jüngling erstaunte, fuhr fort ihr Herz mit seinen Salben einzureiben, begriff ihre Adern, legte ihr gezupfte Baumwolle vor die Oeffnungen der Nase, fügte seine Lippen an die ihren und erkannte deutlich, daß Tod und Leben in ihr um die Herrschaft kämpften: dann befahl er den Dienern, die Kräutersäcklein zu bereiten, damit die wohlthätige Wärme ihr stockendes Blut wieder in Wallung bringe. Herr, sprach er zu seinem Meister, der herbeigerufen ward, das junge Weib lebt, das du todt schätzest, und damit du mir glaubest, so hilf mir, dir den Beweis zu geben. Hierauf ward sie in ein Bette gebracht, mit den Kräutersäcklein gewärmt und mit zerlaßenen Oelen um das Herz eingerieben, bis ihr starrendes Blut wieder aufthaute, die schlummernden Lebensgeister erwachten und von Haupt und Herzen durch die Adern und das Mark in alle Glieder drangen. Da schlug sie die Augen auf und erblickte den Jüngling, der ihr Herz salbte. Heftig erschrocken schöpfte sie Athem und sprach: Hinweg, Jüngling, wer du auch seist, und berühre mich nicht unziemlich, denn ich bin eines Königs Tochter und eines Königs Gemahl; doch für die Hülfe, die du mir geleistet hast, sollst du mit Gold begabt werden.

Als der Jünger sie reden hörte, lief er voller Freuden in das Gemach seines Meisters, und verkündete ihm, daß sie zum Leben zurückgekehrt sei. Der Meister gieng hinaus, erkannte die Wahrheit, rühmte seine Kunst und seinen Fleiß und verhieß ihm reichliche Belohnung. Dann sprach er der Wiedererweckten Muth zu: er wolle sie vor allem Schaden bewahren und wie seine leibliche Tochter halten. Lucina dankte

ihm und sprach weinend: Ich begehre nicht mehr als daß du mich in guter Hut haltest, damit ich nicht wieder von einem Manne berührt werde. Da sprach der Meister: Herrin, wenn du solchen Wunsch hast, rein zu leben, so ist hier der Tempel der Göttin Diana, wo viel priesterliche Frauen wohnen, bei welchen du ein geistliches Leben führen und vor allen Anfechtungen sicher sein magst. Dahin ward die Königin gebracht und in kurzer Zeit in Lehre und Gottesdienst unübertrefflich und als ein Haupt aller Tugenden in Griechenland geschätzt.

Unterdessen war Apollonius in großer Trauer und Betrübniss gefahren und auf Geheiß der Götter an das Gestad der Stadt Tharsus gelangt, die er von tödtlichem Hunger erledigt hatte. Er stieg von dem Schiffe und trat in das Haus seines Gastfreundes Stranguilio, welchem er alle seine Schicksale erzählte und wie ihm sein junges Weib auf dem Meere in Kindesnöthen erstorben sei, das Kindlein jedoch durch die Pflege seiner Amme Licorides am Leben erhalten worden. Weil es aber die Beschwerden der Reise in so zartem Alter nicht wohl ertragen möge, bitte er ihn und sein Gemahl Dionysiades, daß sie das Kindlein mit ihrer Tochter Philomancia wie ihr eigenes nähren und erziehen wollten und Niemand davon sagen, so werde er sie dafür nach ihrem Willen belohnen. Stranguilio und sein Weib betrauerten sein Unglück, empfiengen das Töchterlein, das nach jener Stadt Tharsia genannt wurde, williglich, und versprachen, es wie ihr eigenes Blut zu halten und zu pflegen. Er gab ihnen an Gold, Silber und Gewand großen Reichthum und ließ die Amme Licorides zur Wartung des Kindes bei ihnen zurück. Dann begab er sich wieder zu Schiffe und fuhr in sein Königreich Tyrus. Hier

ward er von seinen Bürgern mit großem Jubel empfangen, blieb aber nicht lange bei ihnen, sondern verstärkte seine Mannschaft und seine Flotte und fuhr gen Antiochia, wo er mit festlichen Ehren eingeholt und zum König über weite Reiche erhoben wurde. Er regierte sie in gutem Frieden und erwarb bei männiglich Ruhm und Preis.

Unterdessen ward Tharsia wohl erzogen von Stranguilio mit seiner Tochter Philomancia, die im gleichen Alter mit ihr war. In ihrem fünften Jahre begann man sie in den freien Künsten zu unterrichten, und Tharsia lernte so wohl, daß sie binnen Kurzem Alle übertraf, die mit und vor ihr Lehre empfangen hatten. Als sie aber das zwölfte Jahr erreichte, ward ihre Amme Licorides plötzlich von schwerer Krankheit ergriffen, und da sie ihr Ende herannahen fühlte, wandte sie sich zu Tharsia, die an ihrem Bette saß, sie zu pflegen und zu trösten und sprach: Liebe Tochter, vernimm meine Worte und verschließe sie wohl in deinem Herzen. Weist du auch, wie deine Eltern heißen und welches dein Vaterland ist? Sie antwortete: Stranguilio ist mein Vater, Dionysiades meine Mutter und Tharsus meine Vaterstadt. Da seufzte die Wärterin und sprach: Mit Nichten, liebes Kind, die du für deine Eltern hältst, sind es nicht, du bist auch nicht aus Tharsus geboren, noch von Stranguilios Geschlecht. Damit du aber deinen Ursprung kennest, und wißest, wie du dich nach meinem Tode zu halten hast, daß dir von Niemand Leides geschehe, so vernimm, dein Vater ist Apollonius, der König von Tyrus, Sidon und Antiochia; deine Mutter Lucina, des Königs Archistrates von Pentapolis Tochter, starb auf dem Meere, da sie dich geboren hatte und ward in einer Truhe mit Gold,

Silber und königlicher Zierde in die See gelaßen, du selbst von deinem Vater in das Haus Stranguilios gebracht, wo er mich zu deiner Pflege zurückließ. Nun warne ich dich, wenn deine Pflegeältern, da ich nicht mehr bin, dir irgend Untreue oder bösen Willen erzeigen sollten, so geh auf den Markt, da findest du eine hohe Säule, die das Volk deinem Vater zu Ehren errichtet hat, für die Wohlthaten, die er an ihm gethan; zu der flüchte dich und sprich: Ich bin die Tochter Dessen, dem diese Säule erhaben ist; dann werden die Bürger, der Wohlthaten deines Vaters eingedenk, dir zu Hülfe kommen und deine Unbilden rächen.

Nach diesen Worten starb Licorides in den Armen ihres Pfleglings. Tharsia ließ sie ehrenvoll zur Erde bestatten und weinte und klagte ein ganzes Jahr lang an ihrem Grabe und wenn sie aus der Schule zurückkehrte, nahm sie nicht eher Speise oder Trank, bis sie Wein und Brot vor ihrem Grabmale geopfert hatte, wobei sie ihrer leiblichen Eltern mit sehnlichem Herzen gedachte.

Eines Tages gieng sie mit ihrer Pflegemutter Dionysiades und ihrer Tochter Philomancia über den Marktplatz und die Bürger, welche Tharsiens Schönheit und glänzenden Schmuck erblickten, blieben stehen und flüsterten sich zu: Glücklich der Vater, der Tharsien seine Tochter nennt. Philomancien aber achteten sie für Spreu und sprachen: O wie hat sich Schönheit und Missgestalt hier schwesterlich zusammen gesellt! Als Dionysiades hörte, wie Tharsia gelobt und ihre Tochter gescholten ward, faßte sie einen Haß zu ihrem Pflegekinde und gedachte sie zu tödten, damit ihrer Tochter Tharsiens Zierde und Kleidung zu Theil würden.

Da gieng sie zu ihrem Manne und sprach: O liebster Stranguilio, unsere Tochter wird verschmäht von dem Volke und Tharsia gepriesen, weil sie so wohl geziert geht. Wenn unsere Tochter gienge wie sie, so würde sie auch schön geheißen. Auch ist ihr Vater nun vierzehn Jahre von hinnen gefahren: lebte er noch, er hätte sie längst abgeholt. Dazu ist ihre Pflegerin Licorides gestorben, daß wir sie wohl ohne Sorge tödten mögen und ihre Kleider und Kleinode unserer Tochter geben, damit sie keine Nebenbuhlerin mehr habe, die sie in Schatten stellt. Aber Stranguilio wollte seinen Rath nicht dazu geben und strafte sie wegen ihrer Untreue.

Da berief Dionysiades einen ihrer Knechte, mit Namen Theophilus, und sprach zu ihm: Theophilus, du bist arm: wenn du mir folgen willst, so sollst du reichlich begabt werden: tödte mir Tharsien. Was hat sie verbrochen, frug Theophilus, daß ich sie tödten soll? Ihre Hochfahrt, antwortete Dionysiades, ist ohne Ende, darum vollbringe mein Gebot, so erwirbst du reichlichen Lohn; wo nicht, so hast du Uebles von mir zu gewärtigen. Wie soll ich das vollbringen, versetzte Theophilus, daß es verborgen bleibt: denn wenn es auskommt, so habe ich den Tod verwirkt. Sie hat die Gewohnheit, entgegnete Dionysiades, wenn sie von der Schule kommt, nicht eher Speis und Trank zu genießen, bis sie in dem Tempel Neptuns am Meeresufer dem Grabe ihrer Wärterin geopfert hat. Dort lauere ihr auf mit einem Dolch, ergreife sie hinterrücks bei den Haaren und wenn du sie getödtet hast, so beschwere ihren Leichnam mit einem Stein und wirf ihn ins Meer. Damit hast du deine Freiheit und große Schätze erworben.

Der Knecht gieng mit leidvollem Herzen nach dem Tempel und harrte der Jungfrau. Weh mir, sprach er bei sich, soll ich meine Freiheit mit dem Blute des unschuldigen Kindes erkaufen! Darüber kam die Jungfrau aus der Schule zurück und gieng, die Opferschale in der Hand, nach dem Grab ihrer Pflegerin. Theophilus schlich sich hinter eine Säule und als sie vor dem Grabmal niederkniete, trat er plötzlich hervor, ergriff sie bei den Haaren, zuckte den Dolch und warf sie zur Erde; doch als er zustoßen wollte, sprach Tharsia: O Theophilus, was habe ich wider dich gesündigt, daß du mich tödten willst? Du hast nichts gesündigt, antwortete Theophilus, sondern dein Vater, daß er dich mit großem Reichthum und königlichem Schmucke zurückließ. Wenn ich denn sterben muß, sprach Tharsia, so sei barmherzig und laß mich Gott anrufen, daß er meiner Seele gnädig sei. Da sprach der Knecht: Knie nieder und verrichte dein Gebet; Gott weiß selbst, daß ich dich nicht tödten würde, wenn ich nicht müßte.

Während Tharsia betete, landeten Seeräuber, welche die Schätze des Tempels zu entwenden kamen, und sahen die Jungfrau knieen und einen Mann mit gezucktem Dolch neben ihr stehen. Halt ein, grausamer Mörder, riefen sie ihm zu, dieß ist unsere Beute, kein Opfer deiner Blutgier. Da floh Theophilus und verbarg sich in einem Schlupfwinkel, während die Seeräuber Tharsien ergriffen, sie auf ihr Schiff brachten und schleunig davon segelten. Als Theophilus dieß sah, freute er sich, der blutigen That überhoben zu sein, gieng zu der Herrin und sprach: Dein Befehl ist vollbracht und die Jungfrau den Wellen übergeben. Lege nun Trauerkleider an, vergeuß erheuchelte Thränen vor dem Volk und beklage ihren

Tod, so will ich mit dir weinen und sprechen, sie sei an plötzlicher Krankheit gestorben.

Als Stranguilio vernahm, was geschehen sei, ergriff ihn Furcht und Schrecken, er sprach: Gebt mir Trauerkleider, so will ich trauern, und nicht wie ihr mit erzwungenen Thränen, sondern aufrichtig, daß ihr ein so großes Verbrechen in unser Haus gebracht habt. O ich Unseliger, der Vater dieser Jungfrau hat die Stadt von Todesgefahr befreit; er hat um ihretwillen Schiffbruch gelitten, seine Güter verloren, mit dem Hunger gekämpft und so wird ihm Gutes mit Bösem vergolten! Seine Tochter, die er unserer Pflege vertraut, hat diese reißende Wölfin verschlungen. Dann wandte er seine Augen gen Himmel und sprach: Gott, du weißt, daß ich an diesem Blute unschuldig bin! Nicht mich, sondern Dionysiades frage nach Tharsien. Sein Weib aber schalt er ein Ungeheuer, den Göttern verhaßt und den Menschen ein Greuel. Sie nun und ihre Tochter kleideten sich in Trauergewänder und vergoßen falsche Thränen vor den Bürgern der Stadt: Liebe Bürger, sprachen sie, wir rufen euch an, daß ihr mit uns trauert, denn Tharsia, das Licht unserer Augen, ist von plötzlicher Krankheit weggerafft und hat uns nichs als Jammer und Noth zurückgelaßen, da Die gestorben ist, von der wir Glück und Reichthum empfangen haben. Als die Bürger hörten, Tharsia sei die Tochter ihres Retters Apollonius gewesen, gedachten sie der empfangenen Wohlthaten mit Dankbarkeit und ließen ein köstliches Grabmal aus Messing gießen und zu Ehren der Jungfrau und ihres Vaters öffentlich aufstellen und die Inschrift besagte, von wem und zu wessen Ehren es sei errichtet worden.

Inzwischen waren die Seeräuber mit Tharsien nach Mi-

tylene gekommen, wo der mächtige König Athanagoras regierte. Hier führten sie die Jungfrau mit andern Sklaven auf den Markt um sie öffentlich feil zu bieten. Als der König sie ersah, erstaunte er über ihre Schönheit und adlige Gestalt, beschloß sie zu kaufen und bot zehn Goldgülden für ihren Besitz. Aber ein unreiner Kuppler, der oberste Vorsteher aller feilen Sünderinnen der Stadt, den Unkeuschheit reich gemacht hatte, war ihrer kaum ansichtig geworden, so hoffte er großes Gut mit ihr zu verdienen und nahm sich vor, sie um jeden Preis zu kaufen. Er überbot also den König um das Doppelte. Athanagoras schlug nun das Dreifache seines ersten Gebots auf sie, aber der Kuppler überschlug ihn so lange, bis der König abließ und gedachte, wenn sie der Kuppler öffentlich Preis gebe, so werde er doch der Erste sein, der ihrer genöße, als ob er sie selbst gekauft hätte. Der Kuppler führte sie in das gemeine Haus der Sünden in ein zierliches Gemach; darin hatte er den Gott Priapus mit Gold und Edelgestein wohl verziert und sprach zu ihr: Diesen sollst du anrufen und verehren. Die Jungfrau antwortete: O Herr, solchen Gott habe ich nie angebetet; bist du denn von Lampsacus, daß du Diesem dienst? Da sprach der Kuppler: O du arme Dirne, weist du nicht, daß du mitten in seinem Tempel bist? Durch diesen Gott will ich mit dir große Schätze gewinnen.

Als Tharsia diese Worte vernahm, erschrak sie heftig, fiel lautschreiend zu seinen Füßen, und sprach: O Herr, sei barmherzig, schone meiner Keuschheit und gieb meinen Leib solcher Schande nicht Preis. Aber der Kuppler antwortete: Hast du denn nie gehört, daß bei dem Henker und dem Kuppler weder Bitten noch Weinen frommen?

Da berief er seine Knechte und sprach zu ihnen: Ziere diese Dirne mit köstlichen Kleidern und Gebänden und schreib einen Zettel, und schlag ihn an das Thor dieses Hauses: Wer der Erste sein wolle zu dieser Jungfrau, der zahle einen Goldgülden, der zweite einen halben; darnach solle sie Jedem für einen Gulden feil sein. Der Knecht gehorchte und alsbald kamen viele edle und reiche Wüstlinge aus der Stadt in das Haus des Kupplers. Aber König Athanagoras hatte schon bestellt, daß er der Erste sein wolle und kam heimlich und verhüllten Haupts in Tharsiens Gemach. Als Tharsia das ersah, fiel sie ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und sprach flehentlich: O Herr, erbarme dich meiner, ich beschwöre dich bei dem obersten Gotte und bei allen Tugenden, widerstehe deinen bösen Gelüsten uud berühre mich nicht: du bist ein König, der aus angebornem Edelmuth die Hülflosen beschützen, die Bedrängten schirmen und alle Tugenden in sich leuchten laßen sollte: wie steht es dir an, mich Elende, Verwaiste, die nichts hat als ihr Magdthum, ihres einzigen Kleinods zu berauben und zu schänden? Können meine Thränen dich nicht rühren, so vernimm mein Missgeschick und du wirst mit mir weinen. Ich bin von königlichem Geschlecht, von väterlicher und mütterlicher Seite, auf dem Meere bin ich geboren, meine Geburt war meiner Mutter Tod, mein Vater gab mich seinem Gastfreund Stranguilio und seinem Weib Dionysiades zu erziehen und zu pflegen; aber diese wollte mich tödten laßen und von der Hand meines Mörders befreiten mich Meerräuber, die mich in dieß sündliche Leben verkauften, dem ich tausend martervolle Tode vorziehen wollte. Das laß dich er=

barmen, o König, denn wohl ist es ziemlich, daß königliches Geschlecht von Königen geehrt und geschirmt werde. Sei großmüthig und hilf mir, daß ich morgen wie heute meine Keuschheit behalte; dafür wirst du gepriesen und gerühmt werden in alle Zeiten.

Da ergriff den König Erbarmen und Rührung, Thränen standen ihm in die Augen und mitleidig sprach er: Dein Unglück geht mir zu Herzen: könnte doch einst auch meiner Tochter wie dir geschehen! Er stand ab von seinem Vorhaben, gab ihr zwanzig Goldgülden und sprach: Nimm dieß von mir, es ist mehr als du mit dem Werk der Sünden von mir verdient hättest. Sprich zu den Andern, wie du zu mir gesprochen, so wirst du deine Keuschheit erhalten. Die Jungfrau vergoß Freudenthränen und dankte ihm inniglich. Da schied der König weinend aus ihrem Gemache.

Vor der Thüre begegnete ihm einer seiner Diener, welcher der Zweite sein wollte und frug den König: Wie behagte dir die Jungfrau? So gut als möglich, antwortete er; sie war sehr traurig. Der Jüngling trat hinein und die Jungfrau verschloß nach Gewohnheit die Thüre. Wie viel hat dir der König gegeben? fragte der Gast. Zwanzig Goldgülden, antwortete sie. Der König, fuhr der Jüngling fort, gieng unzufrieden von dir; sei mir freundlicher, so will ich dir das Doppelte zahlen. Das hörte der König an der Thüre und sprach für sich: Jemehr du zahlst, jemehr wird sie weinen. Die Jungfrau nahm das Gold, fiel ihm zu Füßen und bat um Erbarmen, darauf erzählte sie ihm ihr Unfälle, wie sie zuvor dem König gethan hatte und beschwor ihn unter strömenden Thränen, sie unbefleckt zu laßen. Als das der Jüngling vernahm, entsetzte er

sich und sprach: Steh auf und laß ab zu flehen, wir sind auch Menschen und haben täglich gleichen Unglücks zu gewärtigen. Mit diesen Worten gieng er weinend hinaus. Als der König dieß sah, lachte er und sprach: Du bist jung und stark und schämst dich nicht, daß du lachend zu einer Jungfrau eingehst um mit ihr Freude zu haben und weinend von ihr scheidest? Darauf gaben sie sich das Wort, Niemand zu sagen, wie es ihnen ergangen sei und warteten vor der Thüre, wie es den Andern gelingen würde, die nach ihnen zu ihr giengen. Aber sie sahen sie Alle fröhlich zu ihr eintreten und weinend herauskommen.

Am Abend gab sie dem Kuppler das Gold und sprach: Hier ist der Lohn meiner Keuschheit. Der Kuppler nahm das Geld, zählte es und sprach: Siehe zu, daß du mir täglich so viel Geld einbringst. Als er aber am andern Morgen hörte, daß sie noch Jungfrau sei, ergrimmte er, berief einen Knecht, der dazu geordnet war und sprach: Geh hin und zerbrich den Schooß ihrer Keuschheit. Er trat in ihre Kammer und sprach zu ihr: Sag an, ob du noch Jungfrau bist. Ja, antwortete Tharsia und will es bleiben, so lange Gott mir beisteht. Wie hast du denn deine Keuschheit vor so viel Männern behalten, hub der Knecht an, und doch so großes Gut gewonnen? Tharsia antwortete: Ich habe Allen unter Thränen mein Unglück erzählt und sie gebeten, sich meines Magdthums zu erbarmen. Da weinten sie und ließen ihren schändlichen Vorsatz fahren. So will ich auch dich bitten, daß du mir gütig und barmherzig seist. Damit stürzte sie sich zu seinen Füßen und benetzte sie mit Thränen. Habe Mitleid, sprach sie, mit der gefangnen Tochter eines Königs und schände mich nicht. Da sprach der

Knecht: Wenn ich das auch gern thäte, so ist der Meister so giftig auf das Gut, daß du nicht Jungfrau bleiben kannst; denn er hat dich um Gewinnes willen theuer erkauft und darf keinen Schaden leiden. Weist du andre Wege, Geld zu gewinnen, so will ich dir helfen.

Da antwortete Tharsia: Ich bin der sieben freien Künste mächtig und eine Meisterin auf der Harfe, womit ich das Gemüth des Volkes wohl bewegen will: auch bin ich im Sprechen geübt und weiß sinnreiche Räthsel zu geben und zu lösen: führe mich auf den Markt, so will ich vor dem Volk meine Künste bewähren und täglich mehr Geld und Gut gewinnen, als durch Sünde und Schande.

Da ward sie mit dem Saitenspiel auf den Markt geführt und alles Volk lief zusammen, die Jungfrau zu sehen. Sie ergriff die Harfe und spielte so schön und sang so zauberisch darein, daß die Menge Staunen und Verwunderung ergriff. Darauf sang sie ein Räthsel zu den Tönen des Saitenspiels, das gar künstlich gereimt und gedichtet war und mit der Aufforderung an die Zuhörer schloß, den verborgenen Sinn zu enthüllen. Auch ließ sie sich selber Fragen vorlegen, die sie durch Gesang mit großem Scharfsinn beantwortete und löste. Darauf fieng sie an zu erzählen und alle Zuhörer folgten mit mit lauschendem Entzücken dem Goldfaden ihrer Märchen. Zuletzt verband sie Tanz mit Gesang und erfüllte die Luft mit dem Beifallrufen des begeisterten Volkes, das Gold, Kleinodien wie Spreu wegwarf um sie zu hören und zu sehen. Alles das ward ihrem Meister zu Theil, der den Tag segnete, wo er sie erstanden hatte.

Während dieß geschah, fuhr Apollonius, da vierzehn Jahre

vergangen waren, nach der Stadt Tharsus, um seine Tochter nach Antiochien abzuholen. Als Stranguilio seine Ankunft erfuhr, lief er eilends zu seinem Weibe und sprach: Dionysiades, du sagtest der schiffbrüchige Apollonius sei längst gestorben: siehe, nun kommt er, seine Tochter zurückzufordern. Was sollen wir ihm sagen? O du Tropf, sprach Dionysiades, was wir ihm sagen sollen? Ziehe deine Trauerkleider an, ich thue ein Gleiches, wir wollen ihm entgegen gehen und ihn mit Thränen und Jammer empfangen. Als Apollonius sie in schwarzen Gewändern, mit naßen Augen und falschen Zähren ihm entgegen kommen sah, erschrak er und sprach: O was bedeutet das, daß ihr mich weinend empfangt; ich sorge, diese Zähren sind mein und nicht euer. Da sprach Dionysiades: O Herr, möchte es deinen Ohren ein Anderer als ich verkünden, was ich dir sagen muß: deine Tochter Tharsia ist eines jähen Todes gestorben. Als das Apollonius vernahm, erzitterte er an allen Gliedern und stand lange wie vom Donner gerührt, daß er vor Schrecken nicht sprechen mochte. Endlich, als er die Sprache wieder fand, sprach er ergrimmt: O Weib, wie übel hast du sie gehütet. Wenn denn meine Tochter gestorben ist, wie du sagst, wo ist denn ihr Schmuck, wo sind denn ihre Schätze geblieben? Sie entgegnete: Ein Theil ist vorhanden, ein Theil abhanden, und damit du mir glaubst, so habe ich ein Zeugniss an den Bürgern dieser Stadt, welche ihr, deiner Wohlthaten eingedenk, ein ehernes Denkmal am Gestade des Meeres erichtet haben, das du selber sehen magst. Da sprach Apollonius: Ich will hingehen und ihr Grabmal schauen. Als er aber die Inschrift gelesen hatte, wüthete er ungestüm wider sich selbst, verfluchte seine Augen und sprach: O ihr fühllosen,

hartsinnigen Augen, warum weint ihr nicht, da ihr das Grab meiner Tochter gesehen habt?

Damit schied er von dannen und kam zu seinen Schiffen. Werft mich in die Tiefen des Meeres, sprach er zu seinen Dienern, denn das Licht des Tages ist mir verhaßt. Damit wollte er sich über Bord stürzen; aber seine Gefährten verhinderten ihn daran, führten ihn von dem Verdecke und hielten Wache bei ihm, daß er sich kein Leid thun mochte. Da ergrimmte er und that einen Schwur und rief alle Götter zu Zeugen, daß er nicht eher seinen Bart scheeren noch seine Kleider wechseln wolle, bis sie seine Tochter Tharsia wieder erweckten. Er begab sich in den untersten Schiffraum, warf sich zu Boden und ließ ein Gesetz ausgehen, daß ihn Niemand stören solle, bei Strafe des Todes, außer dem Schiffspatron, wenn er seines Rathes bedürfe; denn der Menschen Anblick war ihm zuwider und Trostworte ein Greuel in seinen Ohren.

Die Schiffe fuhren bei günstigen Winden von Tharsus gen Antochia; als sie aber vier Tage gefahren waren, erhub sich ein Sturm und verschlug sie fern von ihrem Ziele, daß sie Wochen und Monate brauchten um sich zurecht zu finden. Dann musten sie in einem Hafen anlegen um Mundvorräthe und Waßer zu faßen und die lecken Schiffe auszubeßern. Nicht beßer ergieng es ihnen auf der zweiten Fahrt, denn sie kamen durch die Widerwärtigkeit der Winde und das Ungestüm des Meeres noch weiter von Antiochien ab, und ihre Schiffe waren noch in schlechterm Zustand als nach der ersten Fahrt. Als sie zum Drittenmale ausfuhren, warf sie ein neuer Sturm aus ihrer Bahn und wüthete so heftig, daß sie Alle an Rettung verzagten. Apollonius aber hauste noch immer in dem unter-

sten Schiffsraum und rührte und regte sich nicht, kaum daß er Antwort gab auf die Berichte und Fragen des Patrons und von Zeit zu Zeit ein wenig Speise verschluckte. Unterdeß lagen die Schiffleute auf den Knieen, und baten Gott Neptun um einen sichern Hafen. Da legte sich der Sturm und ein günstiger Wind trieb sie in den Port von Mitylene, wo sie geborgen waren.

Als sie aber an das Gestade kamen, sahen sie große Feierlichkeiten und festliche Freude, denn man begieng den geheiligten Tag Neptuns des Meergottes. Die Schiffleute, die viel Noth und Beschwerden ausgestanden hatten, erhoben ein Freudengeschrei, da sie ans Land stießen und stimmten ein in den Jubel des Inselvolkes. Da gieng der Schiffspatron hinunter zu Apollonius, der ihn grimmig empfieng und frug: Welcher Jubelschall hat meine Ohren beleidigt? Der Schiffspatron antwortete: O Herr, diese Stadt ist erfüllt mit Freuden, das Fest Neptuns wird begangen, freue dich mit uns, daß wir gerettet sind. Da seufzte der König und sprach: Ich vergönne Jedermann seine Freude, aber mich laßt trauern. Nimm zwanzig Goldgülden und begehet dieses Fest nach langen Beschwerden in Lust und Wonne; wer aber mich zu Freuden beruft, dem soll man die Schienbeine zerschlagen. Der Schiffspatron nahm das Gold, kaufte seinem Volk was ihm Noth that zur Begehung der Freudenfeier und ließ den König in seinem Kummer allein.

Athanagoras, der König von Mitylene, kam mit seinem Gefolge in den Hafen, um die eingelaufene Flotte zu beschauen, und als er das Schiff des Königs erblickte, das schöner und größer war, als die übrigen, erstaunte er über seine Pracht

und sprach zu seinen Gefährten: Seht, Freunde, dieses Schiff ist eine Freude zu schauen, nie habe ich so ein herrliches Fahrzeug gesehen. Als die Mannschaft hörte, wie ihr Schiff belobt wurde, sprachen sie: O Herr, kommt herein zu uns, und beseht das Innere dieses Schiffes, denn es ist so schön von innen als außen. Der König trat hinein, ließ sich Alles zeigen, hielt Wirthschaft mit ihnen und schenkte ihnen auch zwanzig Goldgülden, damit sie ihn nicht umsonst geladen hätten. Dann sprach er: Sagt mir doch, wer der rechte Herr dieses Schiffes, ist, und aller der übrigen, die mit ihm gelandet sind. Da sprach der Patron: Ihr Herr ist ein reicher König und liegt am Boden dieses Schiffes, denn er hat das Licht der Sonne verschworen, weil ihm sein Weib zur See und seine Tochter in fremden Landen gestorben ist. Da sprach Athanagoras zu einem Knecht, Ardalio geheißen: Ich schenke dir zwei Gulden, wenn du zu ihm gehst und ihn heraufführst. Der Knecht antwortete: Für zwei Gulden kann ich meine Beine nicht wieder ganz machen laßen, denn der König hat befohlen, wer ihn zu Freuden berufe, dem solle sein Schienbein zerschlagen werden. Da sprach Athanagoras: Dieß Gesetz hat er mir nicht gemacht: ich will hinunter und sehen, ob ich ihn trösten kann.

Er kam hinab auf den Boden des Schiffs und sah ihn mit dem rauhen, wildverwachsenem Bart an der Erde liegen. Er nahte sich ihm und sprach mit bescheidener Stimme: Sei gegrüßt, Apollonius. Der König gedachte, es sei einer der Seinen und hob sein Antlitz zürnend empor; als er aber einen Mann in königlichem Staate vor sich stehen sah, verschluckte er seinen Zorn und schwieg. Da sprach Athanagoras: Herr, wundere dich nicht, daß ich unbekannt zu dir komme; ich bin der Fürst dieser

Stadt und kam in den Hafen, die fremden Schiffe zu schauen, als ich aber deines erblickte, ward ich begierig, dich kennen zu lernen. Deine Leute luden mich ein und sagten mir von deinem Leide, das mir inniglich wehe thut: deswegen bin ich gekommen, dich zu trösten und zu bitten, mir aus der Finsterniss ans Licht zu folgen, und auf Gott zu vertrauen, der deine Trauer in Freuden verkehren wird.

Apollonius erhob sein Anlitz und sprach: Herr, ziehe hin in Frieden und habe Dank für deine Güte: nach meinen Unfällen kann ich nicht wieder froh werden und tafeln und zechen, noch begehre ich der Gesellschaft der Menschen. Hier in diesem Schiffsraume will ich liegen, bis der Tod meinem Elend ein Ende macht. Darum überlaß mich meinen Schmerzen.

König Athanagoras, der wohl sah, daß er nichts ausrichte, gieng zurück zu den Fröhlichen und sagte, er habe es vergebens versucht, ihren Herrn dem Lichte wieder zu schenken, aber nichts könne ihn seinen Todesgedanken abwendig machen. Doch entsann er sich noch eines Weges und sprach zu einem Diener: Geh hin zu dem Frauenwirth und bitte ihn, mir Tharsien zu senden, denn die hat Weisheit und liebliche Rede: vielleicht kann ihn ihr Zuspruch vor dem Tode bewahren. Als Tharsia kam, sprach Athanagoras: Ich bitte dich, nimm all deine Kunst zusammen, den Herrn dieses Schiffs zu erheitern, der in dem untersten dunkeln Bodenraum liegt und den Verlust seiner Gattin und seines Kindes bejammert. Wenn du ihn trösten und bewegen kannst, an das Licht hervorzugehen, so will ich dich von dem Kuppler loskaufen und reichlich ausstatten.

Tharsia ging kühnlich hinab zu dem Trauernden, grüßte ihn mit sanfter Stimme und sprach: Wer du auch seist und

welche Unfälle dich niederbeugen mögen, so sei getrost: dich grüßt eine reine Jungfrau, die schon im zarten Alter den Grimm des Schicksals erfuhr und sich doch unter Stürmen und tausend Gefahren hohen Muth und Reinheit der Seele wie des Leibes zu erhalten wuste. Darauf nahm sie ihre Harfe und sang zu ihren Tönen so meisterlich, daß Apollonius aufmerksam ward und sich wider Willen genöthigt sah, ihrem süßen Gesang zu horchen:

Im Haus der Schanden muß ich sein,
Doch bleib ich unbefleckt und rein;
So steht beim Dorn das Röselein:
Mit List entgeht es aller Pein
Und kehrt sich zu der Sonne Schein:
Von Sünden wird mich Gott befrein
  Inmitten in den Sünden.
Mir hat zum Mörder sich verkehrt,
Der erst mir Hülf und Schutz gewährt;
Mich löste Feind von Feindes Schwert,
Mein Leid von Tag zu Tag sich mehrt,
Das Glück mich immer mehr verjehrt,
Die Sünde meines Leibs begehrt;
  Mehr will ich dir verkünden:
Das Waßer ist mein Vaterland,
Den Vater hab ich nie gekannt,
Doch wird sein Name weit genannt,
  Gott laße mich ihn sehen!
Ins Elend bin ich nun verbannt,
Wo mancher Knecht mit frecher Hand
Beschmitzen will mein rein Gewand:
  Dann rettet mich mein Flehen.
Mein Herz hab ich auf Gott gewandt;
So thu auch du, Herr auserkannt:
So wird dir Hülf und Trost gesandt
  In deinen Herzenswehen.

In dieser Weise fuhr sie fort zu singen und ihm Trost in die Seele zu flößen mit ihrer lieblichen Stimme; aber Apollonius unterbrach sie mit Seufzen und sprach: Dich hat Gott Mercurius selber gelehrt und mit Künsten begabt: komme ich zurück in mein Königreich, so will ich deiner gedenken und und dich loskaufen aus dem Hause der Schande. Jetzt aber geh hin, überlaß mich meinen Gedanken und nimm dieß zum Lohn deinèr Mühe. Damit wollte er ihr Gold reichen, aber Tharsia sprach: Ich bin nicht gekommen deine Gabe zu verdienen, sondern dich zu trösten und dem Leben wieder zu eignen, denn es ist unrühmlich und unmännlich dem Schmerz zu erliegen. Kannst du aber meine Fragen lösen, die ich dir vorlege, so will ich gehen und dich allein laßen, wenn ich dich nicht erheitern kann. Wiße jedoch, daß es Gott und den Menschen nicht wohlgefällig ist, wie du dich dem Kummer ergeben und Dein selber vergeßen hast.

Der König sah nun wohl, daß er sie nicht verscheuchen könne und gedachte: Ich will ihren Willen thun und ihre Räthsel lösen, damit sie mich allein läßt und nicht länger meiner Trauer entzieht. Er richtete also sein Haupt empor, ließ sie neben ihm sitzen und sprach: Wiewohl mir in meinem Leide nichts geziemen mag als Weinen und Stöhnen, so will ich dir doch gestatten deine Räthsel zu sagen, um dir zu zeigen, daß ich deine Kunst und Weisheit zu würdigen und zu erwiedern verstehe. Dann aber laß mich allein und raube mir nicht länger den Genuß der Einsamkeit. So höre denn, sprach Tharsia, mein erstes Räthsel; du bist ein König und billig weiser als ich:

Ich kenn ein Haus gar wohl erbaut,
Das klingt und tönet hell und laut,
Du hörst von Fern sein Rauschen.
Viel Gäste spielen drin umher,
Von diesen wirst du nimmermehr
Nur einen Ton erlauschen.
Es wandelt stats von Ort zu Ort,
Die Gäste wandeln mit ihm fort:
Dieß Haus sollst du mir nennen.

Da sprach Apollonius: Damit du siehst, daß ich nicht gepralt habe, so wiße, das Haus ist das Waßer mit seinen rauschenden Wellen und seine Gäste die stummen Fische, die mit den Wellen ewig von Ort zu Ort wandeln. Doch wundert mich deine Vernunft bei so jungen Jahren und dein englischer Sinn, den menschliche Weisheit nicht begreifen mag. Doch jetzt laß mich und gehe. Aber Tharsia legte ihm ein anderes Räthsel vor und sprach:

Ein Ries erwächst in einem Wald
Von hoher, mächtiger Gestalt,
Zwar stark und schön, doch wild und alt;
Um ihn Genoßen mannigfalt.
Mit diesen zieht er auf die Fahrt,
Zu schaun der fremden Länder Art.
Sprich, wie der Riese so gebahrt,
Daß Niemand seine Spur gewahrt.

Wär ich vor Leid nicht krank, sprach Apollonius, ich wollte deine Räthsel lösen und dir andere vorlegen, die dir unbekannt sind. Der Riese ist der Segelbaum auf den Schiffen, die ganz von Holz gebaut sind: die Winde führen ihn schnell dahin auf den Wellen, an vielen Ländern vorbei, doch läßt er keine Spur seiner Fahrt zurück. Da sprach Tharsia:

Von außen glatt, von innen rauch;
Sie stoßen mir in meinen Bauch
Mit einem Stecken grobes Haar,
Bis ich erfüllt bin ganz und gar.
Manch harter Schlag wird mir gegeben,
Daß ich muß auf und nieder schweben.
Ich armer Tropf, wie ist mir weh:
O läg ich tief in einem See!

Da erneust du mir meine alten Schmerzen, sprach Apollonius, denn du mahnst mich an meinen Schwäher, der mich durch das Ballspiel lieb gewann: denn der Ball ist die Lösung deines Räthsels. Er ist von Leder, inwendig mit Haaren gefüllt und wird auf und nieder geschlagen.

Noch viele andere Fragen beantwortete Apollonius, denn die hohen Gaben der Jungfrau hielten seine Gedanken gefeßelt, daß er eine Weile seines Leides vergaß. Als aber Tharsia merkte, daß er ein Wohlgefallen an ihr habe, meinte sie ihn an das Licht hervorzuziehen, setzte sich auf seinen Schoß, küßte seine Lippen zärtlich und sprach: Höre die Bitte der flehenden Jungfrau und entschließe dich zu leben, denn es wäre Sünde, wenn ein Mann von so hoher Kunst und Vernunft in Trauer vergehen sollte. Es steht bei den Göttern, dir deinen Verlust zu ersetzen, sie können dein Gemahl dir wieder schenken, deine todtgeglaubte Tochter beleben; darum ermanne dich und folge mir.

Bei diesen Worten umschlang sie seinen Leib und wollte ihn mit sich fortziehen; aber Apollonius ergrimmte und stieß sie von sich mit solcher Gewalt, daß sie niedertaumelte und einen schweren Fall wider einen Pfosten that. Ihre Stirne war verletzt, sie wälzte sich in ihrem Blute, jammerte und sprach:

O Gott, Schöpfer und Erhalter, wie verfolgst du mich Unselige! von der Geburt bis zu dieser Stunde häufst du Trübsal und Noth auf mich Schuldlose: womit habe ich dich beleidigt? Auf stürmischem Meere ward ich geboren, der Augenblick, der mich ins Leben rief, war meiner Mutter Tod: ein enger Sarg übergab sie den fühllosen Wellen, der eine königliche Bestattung geziemt hätte. Mein Vater gab mich falschen Freunden zu erziehen, den Gottlosen, die mir nach dem Leben standen; ein niederer Knecht zuckte den Dolch über mir, da befreiten mich Seeräuber von dem sichern Tode und verkauften mich hieher in das gemeine, sündliche Leben; durch Jammer und Thränen erhielt ich meine Reinheit, mit blutendem Herzen

muſte ich andere froh machen, ein nichtswürdiger Kuppler wucherte mit meinen Künſten und Reizen. Dieſem Greis vertraute ich mein Herz, hoffte ihn dem Leben wieder zu ſchenken und Ungemach und Schmerzen ſind mein Lohn. O mein Vater Apollonius, wie haſt du mein vergeßen! O Tharſia, warum muſteſt du geboren werden!

Als Apollonius alle dieſe Wahrzeichen vernahm, that er einen mächtigen Freudenſchrei, warf ſich zu ihr an den Boden, hob ſie auf ſeinen Schoß und bedeckte ſie mit Küſſen. O barmherziger Gott, rief er aus, dir ſind Himmel und Erde und alle Tiefen des Meeres durchſchaulich, dein Name werde geprieſen! Mit welcher Freude begabſt du mein Alter, da ich die Tochter lebend finde, die ich todt und begraben wähnte! Ein Strom von Thränen unterbrach ſeine Rede, er küſte und herzte ſie und wiegte ſie in ſeinen Armen, um ihren Schmerz zu beſchwichtigen. Auch Tharſien durchzuckte die Freude, ſie erholte ſich und umſchlang den wiedergefundenen Vater und hieng an ſeinem Halſe mit Schluchzen und Thränen. Nun will ich nicht ſterben, ſprach Apollonius, da die Götter unverhofft mich meines Gelübbdes entbunden haben. Um deinetwillen entſagte ich dem Leben, um deinetwillen, du Hälfte meiner Seele, gehör ich ihm jetzt wieder an. Darauf rief er mit lauter Stimme: Herbei, ihr Diener und ſchaut meine einzige Tochter, die ich wieder gefunden: die Jungfrau iſt es, die ihr ſandtet mich zu tröſten. Da liefen die Diener und König Athanagoras hinunter zu ihm und fanden ihn weinend vor Freude an dem Halſe der Tochter. Da erhob er ſich und ſprach: Seht hier die Verlorene, ſchmerzlich Beweinte, um deretwillen ich ſterben wollte: jetzt aber bin ich dem Leben wieder geſchenkt.

Da war Niemand, dem seine Augen nicht übergiengen vor freudiger Rührung über das Glück des Königs und seiner Tochter. Nun warf Apollonius seine Trauerkleider ab und kleidete sich königlich, in so köstliches Gewand, daß sich männiglich darüber wunderte. Da sprachen Alle, die ihn sahen: O Herr, wie gar hat diese Jungfrau deine Bildung und Gestalt, wie gleichen dir ihre Züge; wenn du nicht wüßtest, daß sie deine Tochter sei, so bewiese es euer beider Angesicht; ihr könnt euch nicht verleugnen.

Die Tochter fiel ihrem Vater um den Hals, herzte und küßte ihn zärtlich und sprach: Gelobt sei Gott, dessen Gnade mir die Freude vergönnt hat, dich zu schauen: nun will ich hinfort mit dir leben, mit dir sterben! Dann erzählte sie ihm nochmals ihre Schicksale und ihre Unfälle, wie sie in das Haus der Schande verkauft worden, und wie sie Gott durch seine Gnade vor dem sündlichen Leben bewahrt und ihre Ehre erhalten habe.

Athanagoras, der in ihre Liebe entzündet war, besorgte, sie würde einem Andern zu Theil werden, fiel Apollonius zu Füßen und sprach: Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, der dem Vater seine Tochter wieder schenkte, daß du Tharsien keinem Anderm zum Gemahl gebest als mir, denn ich bin ein König gleich dir, sie ist durch mich eine reine Magd geblieben, ich habe sie zu dir geführt, ohne mich hätte sie den Vater nicht wieder gefunden: darum begehre ich sie zum ehelichen Gemahl. Da sprach Apollonius: Ich kann sie dir nicht weigern, du hast meiner Tochter viel Gutes erzeigt, ich verheiße sie dir zum Weibe. Doch bitte ich dich vor Allem, daß du mir Recht verschaffest über den gottlosen Frauenwirth.

Da gieng Athanagoras in die Stadt, berief die Bürger und sprach: Laßet die Stadt nicht verderben um einen Verworfenen: Apollonius, der König von Antiochien und Tyrus liegt mit einer mächtigen Flotte in unserm Hafen und hat seine Tochter Tharsia in dem Hause des schändlichen Kupplers gefunden, der sie zu Sünden nöthigen und ihren königlichen Leib gemeiner Unzucht Preis geben wollte; doch hat sie ihm mit der Hülfe des allmächtigen Gottes widerstanden. Nun begehrt er Recht über ihn: wo nicht, so zerstört er mit Feuer und Schwert eure Stadt.

Da liefen die Bürger und alles Volk mit Weib und Kindern in Scharen an den Hafen, den Apollonius zu sehen und seine Barmherzigkeit anzuflehen. O Herr, riefen sie, es geschehe was du begehrst. Der Kuppler ward gefangen und gebunden und vor den König geführt. Apollonius im königlichem Staat festlich geschmückt bestieg an der Hand seiner Tochter die Rednerbühne und sprach zu dem Volke: Ihr seht meine Tochter Tharsia, die heute ihrem Vater wiedergegeben ward. Ein schändlicher Kuppler stellte nach ihrer Ehre und sparte kein Mittel ihren reinen Leib zu beflecken; weder Bitten, noch die erworbene Schätze konnten sie aus seiner Gewalt befreien. An euch ist es, ihr Recht zu verschaffen.

Da sprachen Alle einstimmig: Herr, der Kuppler soll lebendig verbrannt und alle sein Reichthum deiner Tochter zu Theil werden. Tharsia aber berief den Knecht, welchem der Kuppler befohlen hatte, sie zu schänden und sprach: Weil du menschlich warst und meinen Bitten Gehör liehest, schenke ich dir die Freiheit und zweihundert Goldgülden. Auch befreite sie alle die Mägde des Kupplers und beschenkte sie reichlich. Nun

sprach Apollonius zu dem Volke: Ich sage euch Dank für die Ehre, die ihr mir und meiner Tochter erzeigt habt und vergelte sie euch mit einer bescheidenen Gabe. Hierauf ließ er funfzig Pfund Goldes unter die Bürger vertheilen.

Wenige Tage darauf gab Apollonius seine Tochter Tharsia dem König Athanagoras zu einem ehelichen Gemahl, zur großen Freude der ganzen Bürgerschaft und in Gegenwart vieler Könige, Fürsten, Grafen und Herrn, und vieler schönen Jungfrauen, welche die Hochzeit verherrlichten. An demselben Tage ließen die Bürger von Mitylene eine köstliche Säule auf dem Markt errichten mit der Inschrift: Dem König Apollonius und seiner frommen Tochter Tharsia zum ewigen Gedächtniſs ihres reinen Lebens.

Darauf ließ Apollonius seine Schiffe bereiten und fuhr mit der Tochter und seinem Eidam Athanagoras gen Tharsus, Rache zu nehmen an Stranguilio und seinem Weibe. Aber eines Nachts erschien ihm im Traum eine englische Gestalt und befahl ihm, den Göttern dankbar zu sein für die Wiedererweckung der Tochter. Im Tempel der Diana zu Ephesus solle er mit ihr und seinem Eidam das Opfer vollbringen und dann alle seine Schicksale mit lauter Stimme erzählen. Hernach möge er Rache nehmen für seine Tochter.

Sogleich wandten sie ihre Fahrt gen Ephesus und betraten den geweihten Tempel Dianens. Als die Königin Lucina, die noch in diesem Tempel ein priesterliches Leben führte, von der Ankunft eines fremden Königs vernahm, schmückte sie ihr Haupt mit königlichem Geschmeide, hüllte sich in purpurne Gewänder und trat im Geleit ihrer Jungfrauen in den Tempel. Sie war noch so schön wie vor achtzehn Jahren: der

reine Dienst Dianens hatte ihre Blüthe frisch erhalten, daß sie vor allen ihren Jungfrauen herrlich stralte. Als Apollonius sie sah, glaubte er die Göttin Diana zu erblicken, ließ sich mit Tochter und Eidam auf die Knie vor ihr nieder, weihte dem Tempel köstliche Geschenke und sprach mit laut erhobener Stimme: Ich Apollonius, ein geborner König von Tyrus, empfieng als Jüngling Lehre und Weisheit, und da ich mich reif fühlte, alle Räthsel zu lösen, kam ich zu dem bösen König Antiochus und beantwortete seine Frage, um seine Tochter zu gewinnen. Aber er brach sein Wort und stellte mir nach dem Leben, daß ich flüchten muste vor seinen Söldlingen. Auf dem Meer verlor ich alle meine Habe und kam elendiglich zu dem König Archistrates, der mich gütig aufnahm und mir seine Tochter Lucina zum Weibe gab. Als aber Antiochus vom Blitzstral getroffen wurde, fuhr ich aus, sein Königreich in Besitz zu nehmen. Da starb mein Weib auf dem Meere an der Geburt einer Tochter; ein wohlverwahrter Sarg übergab ihre Leiche den Wellen; die Tochter ließ ich mit großen Schätzen meinen Gastfreunden in Tharsus, bis sie heranwüchse, und fuhr gen Antiochien. Nach vierzehn Jahren kehrte ich nach Tharsus zurück, die Tochter heimzuholen und vernahm, sie sei jählings gestorben. Verzweifelnd gelobte ich um sie zu trauern, bis ein Wunder sie wieder erwecke. Dieß Wunder hat sich unverhofft begeben, die Gnade der Götter hat mir die Tochter wieder geschenkt, und nun komme ich zu ihrem Tempel, das Opfer des Danks zu vollbringen.

Während er also sprach, wuste Lucina ihre Freude kaum zu mäßigen; doch als er endete, stieg sie die Stufen des Altars herab, fiel dem knieenden Apollonius um den Hals und wollte

ihn küssen. Apollonius, sprachlos vor Verwunderung, erkannte sie nicht und sträubte sich gegen ihre Umarmung; aber Lucina sprach mit weinenden Augen: O mein Herr und Trost meiner Seele, wie thust du also? Ich bin dein Weib Lucina, König Archistrates Tochter; so bist du Apollonius von Tyrus, mein Herr und Gemahl, mein Meister in den Künsten, mein Schiffbrüchiger, den ich liebte und wählte, nicht um leibliche Begierde, sondern um seine Weisheit und Kunst. Da erkannte sie Apollonius, fiel ihr um den Hals und vergoß Thränen der Freude. Gelobt sei der Höchste, rief er aus, der mir die Gattin zu der Tochter wiederschenkt! Wo ist meine Tochter? frug Lucina. Da zeigte er ihr Tharsien und sprach: Hier ist sie. Da küßte sie Lucina mit mütterlicher Zärtlichkeit und die Freude war groß und das Gerücht flog durch die Stadt, daß König Apollonius sein Gemahl im Tempel Dianens wiedergefunden habe.

Darauf fuhr Apollonius mit einem königlichen Heere gen Tharsus. Dort ließ er den Stranguilio mit seinem Weibe Dionysiades fahen, führte sie vor die Bürger und Herrn der Stadt und sprach: Ihr Bürger von Tharsus, sprecht, ob ich euch beleidigt habe? Sie sprachen Alle einstimmig: Du bist unser gütiger Herr, wir sind bereit für dich zu sterben und haben dir diese Säule zum Gedächtniss deiner Wohlthaten gesetzt: womit solltest du uns beleidigt haben? Da sprach Apollonius: So klage ich euch, daß mir diese eure Mitbürger meine Tochter Tharsia, die ich ihnen befohlen, nicht wieder geben wollen. Da sprach das unselige Weib: Herr, hast du nicht selber ihr Grab gesehen und die Inschrift gelesen? Apollonius antwortete: Die Meinung der Bürger, die das Grabmal

machen ließen, ist gut, aber deine Werke sind sträflich gewesen. Hiermit berief er seine Tochter und zeigte sie dem Volke. Da sprach sie mit sanfter Stimme: Ihr Bürger, Tharsia, die von den Todten auferstanden ist, entbietet euch ihren Gruß. Da erschrak Dionysiades und bebte wie ein Laub im Winde, aber die Bürger der Stadt jubelten. Tharsia ließ darauf den Knecht herbeiholen, der sie hatte ermorden sollen und sprach zu ihm: Wenn du gestehst, wer dich gedungen hat, mich umzubringen, so soll dir das Leben geschenkt werden. Der Knecht antwortete: Das war Dionysiades, meine Herrin. Da ergriffen die Bürger von Tharsus das böse Weib, schleppten sie vor die Thore und steinigten sie. Doch Stranguilio ward unschuldig befunden und dem Knechte schenkte Tharsia Leben und Freiheit, weil er ihr Zeit gegönnt, zu Gott zu beten. Apollonius beschenkte die Stadt königlich und verweilte drei Monate in ihrer Mitte.

Darauf fuhr er gen Pentapolis zu Archistrates, seinem Schwäher, wo sie mit großen Freuden empfangen wurden. Als der Greis Tochter und Enkelin mit ihrem königlichem Gatten erblickte, ward seine Freude unbeschreiblich groß. Er vermachte ihnen sein Reich, lebte ein ganzes Jahr mit ihnen unter Jubel und Festen und starb im hohen Alter in den Armen seiner Lieben.

Eines Tages ritt Apollonius am Gestade des Meers und sah den Fischer, welcher seinen Rock mit ihm getheilt hatte. Er ließ ihn fahen und nach dem Pallaste führen. Da der Fischer sich von den Kriegern ergriffen sah, wähnte er, es gehe ihm an sein Leben. Apollonius ließ ihn vorführen und sprach: Dieß ist mein Schutzgeist, der mich nach dem Schiffbruche ge-

speist und gekleidet hat. Dann redete er ihn an und sprach: Ich bin Apollonius von Tyrus, der deiner Wohlthaten nicht vergeßen hat. Darauf ließ er ihm zweihundert Pfund Goldes reichen und machte ihn zu seinem Hofgesinde so lange er lebte. Auch den Elinatus, der ihn vor Antiochus gewarnt hatte, belohnte er für seine Treue und gab ihm eine reiche Grafschaft zu Lehen. Bald gebar ihm sein Weib einen Sohn, dem er Antiochien und Tyrus übergab; Pentapolis und Tharsus überwies er seinem Eidam Athanagoras.

Darnach lebte Apollonius mit seinem Gemahl vier und siebenzig Jahre in Frieden und Seligkeit. Sein Leben ließ er in zwei Büchern beschreiben, wovon das eine im Tempel zu Ephesus niedergelegt, das andre in seinem Schatze bewahrt wurde.

Herzog Ernst.

Wie der alte Herzog Ernst aus Baiern und Oesterreich sich mit Adelheid, Königs Lothar Tochter, vermählte.

Es besaß die Herzogthümer Baiern und Oesterreich vor alten Zeiten ein hochgeborner Fürst mit Namen Herzog Ernst, welcher sein väterliches Erbe ganz friedsam und wohl regierte mit guter Gerechtigkeit und in stäter Einigkeit. Dieser Herzog Ernst ließ sich nach seiner adeligen Frömmigkeit eine wohlgeborne und schöne Jungfrau vermählen, genannt Adelheid, eines Königs Tochter, der hieß Lotharius, wie man in den Chroniken findet. Die gebar ihm einen überaus hübschen Sohn, den er mit dem Taufnamen ihm selbst gleich nannte, und hieß ihn auch Ernestum. Darnach über kurze Zeit, nach des allmächtigen Gottes Schickung, wurde dem Kind sein Vater von diesem Elend durch den bittern Tod hingenommen, davon die Mutter Adelheid groß Leid und Schmerzen empfieng; doch hatte sie noch Freud an ihrem verwaisten adligen Sohn, der in Kürze nach ihrer Anschickung genugsam in allen Sprachen, als Latein, Griechisch und Welsch unterrichtet wurde. Dazu begann er auch ein männlich Gemüth zu schöpfen, und wuchs also auf in allen guten Tugenden; auch war ihm alles Hofgesind unterthan und gehorsam, und sein ganzes Land, das ihm von seinem väterlichen Erbe zustand, getreu und unterthänig. Als er nun mit herzoglicher Gewalt weislich re-

gierte, machte er sich ein gutes Lob unter den Rittern und Grafen, insonderheit war ein Graf bei ihm, der hieß Wetzelo, der ihm ganz nahe verwandt war. Diese zween Herren hielten stäte Freundschaft miteinander, daran seine Mutter eine gar herzliche Freude hatte, doch hielt sie sich, nach St. Pauli Spruch, als eine Wittwe, die all ihre Hoffnung auf Gott setzet, und verbrachte Tag und Nacht in andächtigem Gebet, und begehrte durch Werke der Barmherzigkeit ein christliches Leben zu führen, dadurch sie endlich möchte Gnad erlangen.

Aber die Ritter und Herren lagen stäts ihrem Sohn, dem Herzog Ernst, an, und baten ihn, daß er seiner Mutter, Frau Adelheide, rathen sollte, daß sie sich wiederum möchte verändern. So thaten sie auch an die Frau selbst das Begehren, die es ihnen aber stäts abschlug. Doch ward sie so lange mit Bitten angegangen, bis sie ihnen zuletzt gelobte, so etwas wäre, das ihrem Geschlecht und Stand geziemte, so wollte sie sich willig darein ergeben.

Wie Kaiser Otto Frau Adelheiden zu einem Gemahl begehrt, die ihm von ihrem Sohn und andern Herrn gegeben ward.

Zu diesen Zeiten regierte im Reich mit ganzer Gewalt Kaiser Otto, der ein und achtzigste von Augusto, und der erste Kaiser des Namens. Er ward erwählt nach Christi Geburt im neunhundertunddreiunddreißigsten Jahr, und ward zu Achen zum Könige gekrönet. Er war geboren zu Braunschweig; sein Ahnherr war geheißen der alte Herzog Otto von Sachsen, geboren von Braunschweig, und hatte auch des letzten Königs Karoli Schwester, die von des großen Karoli Geschlecht war. Dieses Herzogen Sohn, den Vater Kaiser Ottos, nannte man

Kaiser Heinrich den Ersten, auch den Vogler, denn da ihn die Kurfürsten suchten, daß sie ihn zu einem Kaiser erwählten, fanden sie ihn bei seinen lieben Kindern mit einem Garnnetze Vögel fahend. Sein Gemahl war genannt Mechtilde, Kaiser Ottos Mutter. Kaiser Otto nun, von dem diese Historie geschrieben ist, der gewann Straßburg, und zerstörte es mit Gewalt, gab ihm auch den Namen, denn vorher hieß es, wie es noch im Lateinischen heißet, Silberthal. Er überwand auch die Ungarn bei Augsburg, ehe daß er Kaiser ward, in dem neunhundertundzweiundfunfzigsten Jahr nach Christi Geburt, darnach in dem neunhundertundneunundfunfzigsten Jahr ward er Kaiser, und von Johann, dem Pabst zu Rom, dieses Namens dem Zwölften bestätiget, wiewohl er zuvor sechs und zwanzig Jahre König gewesen war. Zu derselben Zeit lebte St. Adalrich, Bischof zu Augsburg, wie man das in seiner Legende und in andern Chroniken findet. Kaiser Otto regierte acht und dreißig Jahr, und war zwölf Jahre Kaiser, und lebte in gutem Frieden, machte dem heiligen Reich unterthänig Ungarn, Friesland, Böhmen, Mailand, Calabrien, Apulien und Burgund, nebst vielen andern Gegenden. Er war ein großer Liebhaber aller göttlichen Gerechtigkeit, darum ward er des Landes Vater genannt. Derselbe Kaiser Otto hat auch gestiftet die schöne Stadt Magdeburg sammt dem Bisthum, zu Ehren des himmlischen und ritterlichen Märtyrers St. Mauricius, welches er wohl versah mit jährlichen Renten und mit vielen Zinsen, Aeckern, Wiesen, Weinwachs und anderer Nahrung, zur Aufenthaltung der Gottesdiener daselbst. Nach Christi Geburt im neunhundertundeinundsiebenzigsten Jahr, da er noch schön grünend war in den Blumen seiner

Jugend, wurde ihm zugeeignet eine ausdermaßen schöne Hausfrau, mit Namen Ottogeba, wohl geziert mit allen Tugenden und Zuchten gegen Gott und die Menschen, geboren aus dem durchlauchtigsten Stamm der Könige von England. Dieselbe Ottogeba, als sie kurze Zeit mit Kaiser Otto gütlich und würdig gelebt hatte, da berief sie Gott der Allmächtige durch des Todes Botschaft von dieser Welt, dazu sie sich auch demüthig bereitete, ohne alles Widerstreben; auch ließ sie Kaiser Otto nach kaiserlichem Brauch herrlich zur Erden bestatten.

Geraume Zeit, nachdem die fromme Kaiserin Ottogeba begraben worden, betrachtete der Kaiser in seinem Gemüth das Wort St. Pauli, daß es beßer wäre, ordentlich und ehlich sich vermählen, denn böse Anfechtung dulden, und daß auch ein ungetreuer Mann, welches er doch nicht war, behalten würde durch eine gottesfürchtige fromme Frau. Auf einmal bedachte er sich und forderte zusammen seinen Rath, und hielt ihnen die Sache vor, von der Heirat, wie er sich wollte verändern, und wiederum ein Gemahl nehmen. Da beschloß er mit dem ganzen Rath, wie sie wollten einen Boten zu der Herzogin in Baiern schicken, und sie befragen laßen, ob sie wollt haben zu einem Gemahl den gewaltigen Kaiser Otto? Und damit schickten sie einen gewaltigen Herrn zu der Herzogin, alle Sachen auf das Treulichste auszurichten, wie ihm denn befohlen wurde von dem Kaiser und seinen Räthen. Dieser Herr machte sich auf, und ritt zu der Herzogin in Baiern, und zeigte ihr an, wie ihm war befohlen worden. Als die Herzogin die Botschaft vernahm, da erschrak sie von ganzem Herzen solche unerwartete Botschaft zu hören, die auch in

einiger Maße zuwider zu sein schien den göttlichen Werken und dem himmlischen Leben, darin sie sich nun lange Zeit, besonders in ihrem Wittwenstand, tugendlich geübt, und auch künftig darin zu verharren sich vorgesetzt hatte. Darum besandte sie alsbald die Herren ihres Landes, daß sie mitsammt Herzog Ernsten, ihrem lieben Sohn, übereinkämen, was auf des Kaisers Botschaft und Begehr gut wäre zu antworten und zu thun; wobei denn zuerst, wie es zu geschehen pflegt, mancherlei Meinungen verlauteten; doch zuletzt rieth der junge Fürst Herzog Ernst der Herzogin, als ein getreuer Sohn seiner Mutter, und so auch sein getreuer Freund und Geselle Graf Wetzelo, mit Allen, die im Rath waren, daß Frau Adelheid unerschrocken einwilligen und dem kaiserlichen Verlangen nicht zuwider sein solltee. Da hub die Frau an, gleichsam aus heimlicher Offenbarung und Vorhersehung künftiger Dinge, und sprach also zu ihrem Sohn: Mein allerliebster Sohn, ich fürchte sehr, werde ich nach deinem und der andern Gewaltigen unseres Landes Rath dem Kaiser durch ehliche Vermählung zugeeignet, so möchte auch vielleicht zwischen ihm und dir strengmüthigem Jüngling Zwietracht und große Uneinigkeit entstehen, wodurch ich lebendig todt von großer Trauer verzehrt würde. Dawider sprach Herzog Ernst: Herzallerliebste Frau Mutter, solche Furcht und Sorge möge euch nicht abhalten und scheiden von ehelicher Vereinigung mit dem allerhochwürdigsten Fürsten, unserm lieben Herrn dem Kaiser, denn mit Gottes, des obersten Kaisers, Gnade und Barmherzigkeit, will ich mich in glücklichen und widrigen Fällen dem irdischen Kaiser dienstbar erzeigen, ihm allzeit willig und bereit sein und will ihn und die Seinen mit herzlautern Ar-

men umfahen, daß ich den Augen seiner kaiserlichen Majestät früh und spät wohlgefällig bleibe, und in seinen stäten Gnaden gefunden werde. Von solchen männlichen Worten des jungen Fürsten, ihres lieben Sohnes, wurde Frau Adelheid gestärkt; denn sie hatte Alles, was er geredet, in ihr Herz eingefaßt. Da thät sie durch seine vorgemeldeten Boten dem römischen Kaiser Otto wiederum ihres Herzens Willfährigkeit zu wißen. Auf solche wiederkommende Botschaft ward der Kaiser Otto von Herzen froh, und hieß alsbald zu einem gemeinen Hof alle Fürsten und Herren, auch viel andere Edle berufen: mit denen kam er gar mächtig und herrlich dahin gefahren, wo die Herzogin wohnte, die ihm auch wiederum gar würdiglich von ihrem Sohn Herzog Ernsten und andern Herren des Landes entgegengeführt und überantwortet ward. Da führte sie der Kaiser mit großen Ehren gen Mainz, wo er die Hochzeit nach kaiserlicher Macht mit höchstem Frohlocken und wonnesamen Freuden mit ihr begieng.

Darnach ritt ein jeglicher Gast wieder hin, von dannen er gefordert worden, an seinen Ort. Als nun der Kaiser solches hochzeitliche Fest vollbracht, da zog er mit der Kaiserin in Sachen des h. Reichs von einer Stadt zur andern, und verzog nicht lange, und forderte durch auserwählte Botschaft den edeln jungen Fürsten Herzog Ernst an seinen Hof. Alsbald begab er sich mit adeligem Zeuge und herrlichem Gefolge zu dem Kaiser. Als sie nun zu einander kamen, empfieng ihn der Kaiser mit großen Ehren, desgleichen grüßte ihn auch der junge Fürst mit nicht geringen Freuden, fiel ihm zu Fuß, und erzeigte sich als ein gutwilliger Sohn, der ihm unterthänig und gehorsam sein wollte. Als sie nun in solchen Freu-

den bei einander waren, kam Frau Adelheid, Herzogs Ernst Mutter, die Kaiserin, gegangen mit viel Jungfrauen, und empfieng ihren lieben Sohn mit großen Freuden, der ihr dafür gar ehrerbietigen Dank sagte. Also nahm ihn der Kaiser bei der Hand, führte ihn in den Saal, und sprach zu ihm: Wiße, mein allerliebster Sohn, daß ich dich um deine liebe Mutter, die sich in allen Dingen meines Willens befleißt, für meinen eigenen Sohn halten und dich nach all meinem Vermögen zu den allerhöchsten Ehren fördern will. Darum bestelle ich dich jetzt zu des Reichs oberstem Richter. Sei wachsam, daß die christliche Kirche und das römische Reich durch Gottes Verhängniſs und deine Hülfe von Mord, Raub und anderer Verwüstung unversehrt bleiben. Für solche freundliche und tröstliche Worte begann der Herzog Ernst dem Kaiser großen Dank zu sagen, und alle Treue zu verheißen. Darauf begabte der Kaiser und auch die Kaiserin seine Mutter den jungen Herzogen Ernst sammt allen seinen Dienern mit großen Gaben, wie es ihrer Mildigkeit und kaiserlichen Gnaden wohl geziemte. Darum stand der fürstliche junge Herr dem Kaiser sammt dem tugendreichen Grafen Wetzelo in allen anliegenden Nöthen bei, und war ihm zum Schirm wie eine feste Mauer und empfieng ihn, nicht als ein Stiefsohn, mit den Armen seiner wahren Liebe, sonderlich war er unverdroßen Alles treulich zu thun, was dem Kaiser zu Ehren und dem Reich zu Nutz und Frommen gereichen mochte. In solcher unzertrennter Freundschaft und Liebe blieben sie einige Zeit, daß Herzog Ernst an des Kaisers Hof nicht anders galt als in seiner eigenen Herrschaft, denn der Kaiser wollt ihn seines getreuen Beistandes und freundlichen Wandels halber für den nächsten

nach seiner und der Kaiserin kaiserlichen Person gehalten wißen. Aber es heißt im Sprichwort:

Neider verfolgen Hochgesinde;
Hohe Berg überwehen Winde.

Wie Herzog Ernst von Heinrich dem Pfalzgrafen fälschlich bei dem Kaiser verleumdet ward.

Denn es geschah, daß einer der innersten Räthe des Kaisers, mit Namen Pfalzgraf Heinrich, anfieng den Ofen seines falschen Herzens mit dem Feuer des Neides und Haßes anzuzünden. Er konnte die Einigkeit und das friedliche Leben, das der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Sohne führten, nicht ansehen, und gedachte, wie er es doch anstellen möchte, daß der junge Fürst Herzog Ernst seines Vaters Huld verlöre. Da ersann er eine falsche List, die ihm aber zuletzt übel bekam. Eines Tages gieng Herr Heinrich Pfalzgraf zum Kaiser und sprach: O wie ein getreuer Vater des Kaiserthums seid ihr, gnädiger Herr, auf dem nächst Gott all unsere Hoffnung ruht! Und doch stellt euch der boshafte Verrath nach. Der ungetreue Herzog Ernst, den ihr wie euern eignen Sohn lieb haltet und zunächst nach eurer kaiserlichen Majestät ehren heißt, trachtet früh und spät nach euerm edeln Leben, damit er ohne Mitgenoßen euer kaiserlich Reich allein besitze, und es sei denn, daß eure kaiserliche Majestät das Geschoß seiner Bosheit durch den Schild der Vorsicht aufhalte, so habt ihr euer Leben ohne allen Zweifel verloren.

Da der Kaiser solche Worte von Heinrich dem Pfalzgrafen vernommen hatte, ward er ganz zornig über ihn, und sprach: Was sagst du, Heinrich, wovon kommt dir solche Nachricht?

Fürwahr, wenn mir das ein anderer sagte, als du meines Bruders Sohn, ich wollte ihm laßen den Kopf abschlagen, und wüßte ich, daß du das aus Haß meines Sohnes redetest, wollte ich dir Solches doch thun, denn ich hab noch gar nichts Unbilliges von meinem Sohn gesehen noch gehört, so wenig als von seiner Mutter, der Kaiserin. Er beschützt mich auch in allen Dingen, wie er nur kann, durch Krieg oder Verträge: darum so kann ich das nicht wohl glauben. Doch sage mir, von wem du Solches gehört hast, damit ich denrechten Grund erfahre. Da sprach Pfalzgraf Heinrich: Das kann ich euer Majestät wohl sagen, wenns vonnöthen ist: nicht von einem allein, sondern von zweien oder dreien; und dazu habe ichs auch an ihm selbst vermerkt, daß er auf solche Büberei ausgeht: darum, gnädigster Herr und Kaiser, hab ich euer Majestät treulich gewarnt vor solchem Schaden, wie ich das zu thun schuldig und verbunden bin.

Nun fieng der Kaiser mit großem Unwillen an, und sprach zu dem Verleumder: O mein allerliebster Heinrich, weil dem also ist, wie du mir angezeigt hast von meinem Sohn, so bitte ich ferner um deinen getreuen Rath, wie ich ihn aus dem Land möge vertreiben, ehe er sich untersteht, sein böses Fürhaben auszuführen. Da sprach der Pfalzgraf: Das will ich euer kaiserlichen Majestät anzeigen. Wenn nächstens euer Sohn gen Regensburg ist geritten, so sammelt ihr dieweil insgeheim und ohne der Kaiserin Wißen viel Kriegsvölker, und schickt die hin, daß sie ihn aus dem ganzen Lande verjagen.

Also brachte er in kurzer Zeit heimlich einen großen Haufen mannlicher Ritter zusammen, als deren Hauptmann er

den Pfalzgrafen ohne Wißen der Kaiserin und seiner Räthe sandte, die fälschlich vorgegebene Schuld an seinem getreuen Stiefsohn zu rächen. Nun zog der übermächtige Pfalzgraf wider den frommen Herzog Ernst, und verwüstete Baiern und Oesterreich mit Rauben, Sengen und Brennen. Darnach überzog er das Bisthum Würzburg und thät darin großen Schaden, rückte darauf vor Bamberg und belagerte diese Stadt mit überaus großer Macht. Aber die Bürger, wiewohl sie des unerwarteten Angriffs sehr erschraken, doch empfiengen sie ihre ungebetenen und unwerthen Gäste gar unfreundlich, und Etliche von des Pfalzgrafen Leuten, die sie bisher unwißend beherbergt hatten, und die jetzt mit dem äußern Heere sie zu beschädigen trachteten, die schlugen sie Alle wie Verräthern gebührt zu Tod.

Als aber die Bürger erkannten, daß ihnen solche unversehene Gewalt durch Pfalzgraf Heinrich auf des Kaisers Gebot geschehe, da schickten sie eilends Boten an ihren Herrn, Herzog Ernsten, gen Regensburg, ließen ihm der Sache Beschaffenheit hinterbringen und ihn treulich bitten, daß er ihnen ungesäumt zu Hülfe käme. Als ihn nun der Bote, nachdem er ihn an viel Enden gesucht, zuletzt fand, und ihm solche erschreckliche Botschaft verkündete und seiner Hülfe begehrte, da erschrak der Herzog und verwunderte sich sehr, wodurch er wohl die klaren Augen kaiserlicher Majestät betrübt hätte und sprach: Nun bezeuge ich doch mit Gott, dem alle Herzen offenbar sind, daß ich bisher des Kaisers Ehre zu mehren allen Fleiß angewandt habe, als ob er mein Vater wäre.

Da versammelte der junge Fürst Herzog Ernst mit seinem getreuen Gesellen Graf Wetzelo die Räthe seines Landes, und

trug ihnen die Botschaft der Stadt Bamberg vor. Da riethen sie Alle, daß er alsbald aus den Schlößern und Städten, die von des Kaisers Dienern noch nicht belagert waren, sein bestes Kriegsvolk zusammenzöge, und damit den Feind aus dem Lande schlüge. Das that der kühne Fürst Herzog Ernst, versammelte, wie es in dem uralten Liede von Herzog Ernst heißt:

Gar bald in eines Löwen Muth
Mehr denn Dreitausend Ritter gut,

und zog damit auf Bamberg zu. Wie das Pfalzgraf Heinrich vernahm, ließ er einen Theil seines Heers vor der Stadt Bamberg zurück und zog mit dem andern Herzog Ernsten entgegen. Und das Ziehen währte nicht lange, da kam es zum Treffen, und schlugen auf beiden Seiten viel Volks zu Tod; doch behielt Herzog Ernst das Feld, und der Pfalzgraf kam kaum davon mit etlichen Reitern. Nun ritt er alsbald zu dem Kaiser, und zeigte ihm an, wie es zugegangen wäre, daß sein Sohn fast all sein Volk erschlagen hätte, und wie er ihm zu mächtig wär gewesen mit seinem Kriegsvolk.

Wie nun der Kaiser von dem Pfalzgrafen Heinrich vernahm, wie sein Sohn sein Volk hätte erschlagen, ward er sehr erzürnt über den guten Herzog Ernst, und sprach: Nun will ich das nicht ungerochen laßen, ich will mein Volk rächen, und will meinen Sohn aus seinem ganzen Land jagen und von all seiner Habe. Hiemit zog er viel Kriegsvolk an sich, und nahm eine Stadt nach der andern ein, ohne Widerstand. Als nun der gute junge Fürst Solches sah, ward er hart bekümmert, und schickte einen Boten zu seinem Vater, dem Kaiser, und ließ ihn bitten, daß er doch sein Land nicht also wollte verwüsten, er hätte doch seine Majestät sein lebenlang

nicht betrübt, noch mit einem einigen Wort ihm je etwas zu Leid gethan, er wäre ganz unschuldig, und wüßte auch nicht, warum er also von seiner Majestät überzogen würde.

Als nun der Bote dem Kaiser den Brief in Beisein der Kaiserin gegeben hatte, gebot sie dem Boten heimlich, daß er nicht hinwegzöge wider ihren Willen, sondern sie zuvor besuchte, welches er auch that. Der Kaiser hatte den Brief durchgesehen und gelesen, und gieng mit zornigem Muth hin und wieder als ein grimmiger Leu.

Die Kaiserin hatte wohl gemerkt, daß es über ihren Sohn gieng, und kam zu ihrem Herrn, dem Kaiser und sprach: Allergnädigster Herr, ich bitte euch bei der Barmherzigkeit Gottes, wollet mir doch den Grund des Zorns nicht verhehlen, den ihr meinem eingeborenen Sohn tragt. Da sprach der Kaiser mit großem Zorn: Liebe Frau, du bist mir lieb und werth; aber ich laße mich in dieser Sache nicht überreden, nach solcher Uebelthat, die er mir gethan hat: darum gehe bald von mir und schaffe was du zu thun hast. Da sprach die Kaiserin aus jammerndem Herzen: Allergnädigster Herr, so wollet doch um Gottes willen eine Zusammenkunft gebieten, und meinen Sohn zur Rede stellen, damit man doch auch einen gewissen Grund solcher ihm angeschuldigten Uebelthat erfahre. Aber es ward keine Barmherzigkeit bei dem Kaiser gefunden. Als die Kaiserin sah, daß gar nichts helfen wollte, da gieng sie in ihre Kammer mit betrübtem Herzen, rief knieend zu Gott und sprach: Allmächtiger, barmherziger, gütiger Gott, der du deinen allerliebsten Sohn, unsern Herrn Jesum, für unsere Sünden in einen schmählichen Tod am heiligen Kreuz gegeben hast, nun bitte ich dich, Herr Jesu Christ, du wollest meinen

Herrn, den Kaiser, von solchem seinem Fürnehmen abwenden, damit diese falsche That über den komme, der solche Verrätherei angerichtet hat. Dieweil sie also im Gebet war, kam eine Stimme vom Himmel, die sprach: Pfalzgraf Heinrich ist schuld an diesen Dingen allen. Als die Frau solche Stimme gehört hatte, fieng sie an und redete mit sich selbst, und sprach: Allmächtiger Gott, was hat doch Graf Heinrichen dazu verursachet, daß er meinen liebsten Sohn gegen meinen Herrn so verunglimpft hat? nun müße es Gott erbarmen!

Als sie in solchem betrübten Elend war, schickte sie einen Diener nach dem Boten, der von ihrem Sohn, Herzog Ernsten, gekommen war, und befahl ihm seinem Herrn genau zu berichten, wie er bei seinem Vater dem Kaiser stünde; auch trug sie ihm insonderheit auf, ihrem Sohn zu sagen, daß Pfalzgraf Heinrich all dieses Unglück angerichtet, und er allein der Urheber dieser Verrätherei wäre. Als nun der Bote seinen Bescheid hatte, ritt er in großer Eil auf Regensburg zu, und sagte das alles seinem Herrn, dem Herzog Ernsten, wie ihm von seiner Mutter war befohlen worden. Da er nun alles gehört hatte von dem Boten, gab er ihm einen großen Lohn von wegen seiner fleißigen Arbeit, welche er gethan hatte, und gieng darnach alsbald zu seinem Gesellen Wetzelo, und zeigte ihm allen Handel an, dessen er sich sehr verwunderte. Also ward nun der junge Fürst mit schwermüthigen Gedanken beladen, und wuste nicht, ob er wiederum Gnade bei seinem Vater finden könnte oder nicht.

Wie Herzog Ernst seinen Verräther, den Pfalzgrafen Heinrich, an des Kaisers Seite erstach.

Wie nun Herzog Ernst vermeinte, daß weder Gnade noch Barmherzigkeit bei seinem Vater sein würde, gieng er zu seinem Gesellen, Graf Wetzelo, und redete mit ihm, daß er ihm doch wollte einen Zug vollbringen helfen, mit einem Diener: das verhieß er ihm. Also ritten sie alle drei gen Rheinfranken. Indem trug sichs zu, daß der Kaiser mit den Kurfürsten einen großen Reichstag zu Speier hielt, wo dann viel Fürsten und Herrn versammelt waren. Das wuste Herzog Ernst und machte sich auf mit seinen Gesellen Wetzelo, und seinem Diener und ritt auch gen Speier. Als er nun da angekommen, ritten sie alle drei in des Kaisers Hof. Da stiegen Herzog Ernst und Graf Wetzelo von ihren Pferden und befahlen dem Diener die Pferde zu halten. Darnach giengen sie hinauf in den kaiserlichen Pallast, und kamen an die Kammer, wo der Kaiser eben mit Heinrich dem Pfalzgrafen heimlichen Rathes pflag. Da stießen sie die unverriegelte Kammerthür freventlich und ungestüm auf und kamen mit bloßen Schwertern unversehens über den Kaiser und den Pfalzgrafen. Zu dem sprach Herzog Ernst: Du meineidiger, treuloser Pfalzgraf, warum verleugst du mich also bei meinem Vater? Hiermit zuckte er sein Schwert und durchstach ihn mit großen Grimm. Als der Kaiser sah, daß sein Sohn den Pfalzgrafen durchstochen hatte, sprang er eilends über eine Bank in eine nahe Capelle: darin verbarg er sich vor seinem Sohn. Wie nun Herzog Ernst sah, daß sein Vater entronnen war, und der Pfalzgraf todt darnieder lag, lief er mit Graf Wetzelo wieder hinab zu den Rossen, saßen wieder auf, und

ritten in schneller Eil durch die Stadt, und nahmen ihren Weg einem unbekannten Ort zu.

Der Kaiser blieb eine gute Weile in der Capelle, und fürchtete sich sehr. Wie er nun kein Getümmel mehr hörte, gieng er hinaus und erzählte dieß unerhörte Ereigniſs allen Herren.

Auf solchen großen unvermutheten Mord, den Herzog Ernst an seinem Verräther gethan hatte, wurde in der ganzen Stadt ein Aufruhr, und auf alle Straßen wurden schnelle Reiter ausgeschickt: wenn sie Herzog Ernst sammt seinem Gesellen, dem Grafen Wetzelo, und einem Diener fänden, sollten sie ihn ohne alle Gnade zu Tod schlagen. Aber Gott führte sie in

seinem Schirm einen sichern Weg, daß sie nicht ereilt wurden. Wie nun die Ritter und Knechte wieder kamen, und dem Kaiser sagten, daß sie niemand hätten können finden, ward er also grimmig, daß er bei seiner kaiserlichen Würde schwur, er wollte das nicht ungerochen laßen. Von solchem großen Geschrei und Wesen, womit das Volk die ganze Stadt erfüllte, ward die Kaiserin aufmerksam und sprach zu einem Herrn: Lieber! sage mir an, was doch das ungestüme Hinundwiederrennen bedeutet? Da sagte ihr dieser Herr allen Handel von Wort zu Wort, wie ihr Sohn den Pfalzgrafen erstochen hätte, und wenn ihm ihr Herr, der Kaiser, nicht entronnen wäre, so hätte er ihn auch umgebracht. Als sie nun Solches gehört hatte von dem Herrn, dankte sie ihm, und trat aus ihrer Kammer zu des Pfalzgrafen Leiche und sprach, wie es in dem alten Liede heißt:

Keines Friedens war Herr Heinrich werth:
Meines Sohns, des Herzogs, scharfes Schwert
Hat dir dein Haupt abgeschlagen,
Das ich mit Weinen nicht sehr will klagen.
Deines Leibes Tod ist mir nicht leid,
Deiner Seele begehr ich Seligkeit,
Daß sie zu ewiger Freude fahr:
Fiat Amen, das werde wahr.

Darauf gieng sie wieder in ihre Kammer und bat Gott inbrünstig, ihren Sohn zu behüten, daß er nicht in die Hände ihres Herrn des Kaisers fiele.

Als man nun den Leichnam mit großer Würdigkeit begraben hatte, gieng der Kaiser mit seinen Fürsten und Herren zu Rath, und beschloßen, daß der junge Fürst, Herzog Ernst, aus seinem Lande ganz und gar vertrieben sein sollte; auch

wollt ihn der Kaiser nimmermehr zu Gnaden annehmen, denn er war ihm von ganzem Herzen feind geworden. Der Kaiser sammelte viel Volks, wohl auf die zwölftausend Mann, und ritt selbst mit seinem Heer geraden Weges gen Regensburg, und vermeinte seinen Sohn da zu überfallen. Wie sie nun nahe vor die Stadt rückten, fielen die Bürger stark heraus, und hielten ein Scharmützel mit ihnen, daß auf beiden Seiten viel Bluts vergoßen ward. Die Belagerung währte lange Zeit, daß die Bürger darüber kleinmüthig wurden, dieweil ihr Herzog Ernst nicht kam und sie entsetzte; doch hielten sie sich wie frommen Bürgern und Unterthanen zusteht und wollten an ihm nicht treulos werden. Nun giengen sie einmal zu Rath und beschloßen, sie wollten ihrem Herrn, Herzog Ernsten einen Boten schicken, und ihm die große Unbill klagen, die ihnen sein Vater, der Kaiser, bewiese, und wenn er ihnen nicht bald zu Hülfe käme, müßten sie sich dem Kaiser ergeben. Diese Botschaft ward dem jungen Fürsten alsbald kund gethan: Da ward er ganz betrübt und sprach zu seinem Gesellen Wetzelo: Mein Freund, was soll ich Unglücklicher anfangen? jetzo bin ich von Land und Leuten beraubt, und habe niemand, auf den ich vertrauen darf. O allmächtiger Gott, hilf meinen Unterthanen und Bürgern zu Regensburg, damit sie nicht von ihrem rechtmäßigen Oberherrn abfallen, eh er zu ihnen kommt. Alsbald schickte er den Boten wiederum gen Regensburg, und ließ sie treulich bitten daß sie sich noch eine kleine Weile halten sollten: er verhoffe bald bei ihnen zu sein. Also kam der Bote in schneller Eil wieder gen Regensburg, und hinterbrachte Solches den Bürgern.

Wie Herzog Ernst dem Herzogen Heinrich von Sachsen seine Noth klagt.

Darnach ohne Verzug ritt er zu dem Fürsten Herzog Heinrich von Sachsen, von dem er mit seinem Diener gar gütlich und schön, wie billig war, empfangen ward. Als er nun heimlich bei ihm war in seiner Kammer, sprach er zu ihm mit fließenden Zähren: O von Geschlecht und tugendlichen Sitten durchlauchtiger Fürst, eine gar große schmähliche Noth zwingt mich, euere fürstliche Gnade zu suchen und Gott wolle, daß ich erhört werde. Die gemeine Rede des Landes wird eure Ohren schon berührt haben, wie mein Vater, Kaiser Otto, mich unverschuldeter Weise von Land und Leuten vertreiben will und wie er jetzt mit großem Volk meine getreue Stadt Regensburg belagert, welches Alles durch die Verleumdung Pfalzgrafen Heinrichs geschieht, dem ich dafür seinen verdienten Lohn bezahlt habe. Darum nun, gnädigster Fürst, bitte ich euch, ihr wollet mir etliche Leute zugeben, damit ich in Sicherheit nach Regensburg kommen, und allda meine besten Kleinode hinwegschaffen möge, und meine getreuen Bürger warnen, daß sie sich vorsehen, und ein jeder das Seine bewahre nach seinem besten Fleiß und Vermögen: darnach will ich ziehen in ein Land, da mich Gott hin führt. Solche meine Bitte, hoffe ich, sollt ihr mir nicht abschlagen in diesem meinem Elend.

Als nun der Herzog von Sachsen solche große Noth und Klage von Herzog Ernst vernahm, hub er an und sprach zu ihm: Lieber junger Herr und Fürst, dieweil ihr solche Bitte an mich richtet, kann ich euch die nicht wohl abschlagen. Alsbald gebot er seinen Leuten, daß sie sich rüsten sollten zu fünftausend Pferden, wie sogleich geschah. Wie sie nun allzumal

bereit waren, ritt der Herzog von Sachsen persönlich mit dem Haufen, und da sie schier gen Regensburg kamen, da hatte sich der Kaiser mit seinem Heer davor gelegt; doch ritt er mit seinen Reitern, sammt Herzog Ernsten, bis vor die Stadt. Als der Kaiser des Volks gewahr wurde, gebot er alsbald, daß sich sein Volk rüsten, und die Sachsen wiederum von dannen schlagen sollte, welches bald geschehen wäre, wo nicht der Herzog von Sachsen Gnade begehrt hätte von dem Kaiser. Als der Kaiser seine friedliche Gesinnung erfuhr, ließ er ihn alsbald vor sich kommen und fragte ihn: Warum er seinen Feind beschützen helfen wolle, der seinen Brudersohn, den Pfalzgrafen Heinrich an seiner Seite erstochen hätte? Und wo ich ihm nicht in eine Capelle entsprungen wäre, so hätte er mir das Gleiche gethan. Warum sollte ich ihm denn Treue beweisen, als einem ungetreuen Sohn? Nein fürwahr, er hat es nicht um mich verdient. Ueber solche Frage erschrak der gute Herzog von Sachsen und sprach mit dem demüthigen Herzen: Allergnädigster Herr und Kaiser, wollet mir diese Reise nicht verübeln, denn ich sie des gemeinen Besten willen gethan habe. Ich wollte Herzog Ernsten in seine Stadt Regensburg begleiten, daß er seinen Bürgern rathe, sich an eure kaiserliche Majestät zu ergeben. Dabei bitte ich euch getreulichst, daß ihr doch euerm Sohn gnädig sein und ihm vergeben und verzeihen wollt, denn er hat schwerlich Schuld an den Dingen, mit welchen er verschwätzt worden ist.

Als der Kaiser solche Worte des Herzogen von Sachsen vernommen hatte, ward er zornig und hieß ihn hinweg gehen. Also schied Herzog Heinrich in Unwillen von dem Kaiser und ritt wieder zu seinem Volk.

Da begannen die Bürger in der Stadt zu merken, daß ihr Herr Herzog Ernst in der Nähe wäre, und alsbald schickten sie ihm Boten, daß er zu ihnen käme: sie wollten Leib und Leben für ihn laßen, und wollten ihm unterthänig sein. Als er Solches von seinen Bürgern vernommen hatte, gieng er zu dem Fürsten von Sachsen, sagte ihm großen Dank für die Reise, die er ihm zu Gefallen gethan hatte, und bat ihn um Etliche seiner Leute, welches ihm der Fürst von Sachsen nicht abschlug, sondern gab ihm viel Ritter und Knechte mit in die Stadt Regensburg.

Darnach ritt Herzog Heinrich von Sachsen wieder zum Kaiser, beurlaubte sich, und sprach: Allergnädigster Herr und Kaiser! Ich will eurer kaiserlichen Majestät dießmal Dank gesagt haben, und bitte euch nochmals, ihr wollet euerm Sohn gnädig sein. Also schieden sie von einander, und ritt der Herzog von Sachsen wiederum heim.

Mit großen Freuden waren die Bürger umgeben, als sie ihren Herrn in der Stadt hatten. Sie empfiengen ihn gar schön und fragten ihn traulich, wo dieß mächtige Heer geblieben sei, das sie vor der Stadt bei ihm gesehen hätten. Da antwortete er ihnen seufzend und sprach: Es sind nicht meine Leute, sondern Diener und Unterthanen von Herzog Heinrich von Sachsen, der sie mir treulich geliehen hat, um mir sicher zu euch das Geleit zu geben. Als sie das hörten, da ward ihre Trauer gemehrt, da sie auf seine Hülfe gehofft hatten. Darauf ließ Herzog Ernst seine Bürger zusammen kommen, und als sie versammelt waren, hub er an und sprach: Liebe Bürger, und gute Freunde, ihr sehet den großen Unwillen meines Vaters, des Kaisers, und daß er entschloßen ist, mich

von Land und Leuten zu vertreiben, welches er mit seiner Gewalt wohl ausrichten kann. Ich will mich dem auch nicht mehr widersetzen, wie ich zuvor gethan habe. Darum, liebe Bürger, bin ich zu euch herein gekommen, und will euch auf das Beste ermahnt haben, einen jeden insbesondere, daß ihr zu dem Kaiser, meinem Vater schicket, und euch erbietet, ihm die Stadt aufzugeben, wenn er euch des Lebens Sicherheit gewähren will und gnädig zulaßen, daß jeder Bürger sein bestes Kleinod und soviel als er von dem Seinen tragen kann mit sich aus der Stadt hinwegnehme; die übrige Habe wolltet ihr Alle verlaßen. Solcher Vorschlag gefiel einem Bürger wohl, dem andern nicht und giengen darüber zu Rath, entschloßen sich bald, was sie thun wollten, und zeigten ihrem Herrn an, sie wollten mit Weib und Kind in der Stadt leben und sterben. Also nahm ihr Herr mit weinenden Augen Urlaub von ihnen, gieng zu seinem Schloß, nahm die besten Kleinode, und ritt mit seinem zugegebenen Volk wiederum aus Regensburg zu den Sachsen und dem Herzog Heinrich, und muste seine Bürger also elendiglich belagert sein laßen von seinem Vater dem Kaiser, indem er die Macht nicht hatte, ihm Widerstand zu thun.

Eine dreimonatliche Belagerung hatten die Bürger zu Regensburg erduldet, und weil sie sich so allein sahen, indem ihr Herr auch von ihnen geritten war, wusten sie nicht was sie thun sollten. Des ward der Kaiser gewahr, und gebot von Stund an seinem Volk, daß sie allenthalben die Bäume abhauen sollten, denn er wollt in Kurzem die Stadt mit Gewalt stürmen, damit er weiter ziehen, und auch das Land einnehmen möchte, denn der große Zorn über seinen Sohn, Herzog Ernst, wollte kein Ende bei ihm nehmen. Das sahen die

Bürger ganz trauriglich, und meinten, wenn sie dem Kaiser die Stadt übergäben, würde er sie alle tödten, und darnach die Stadt auf den Grund niederbrennen, wie ers ihnen denn gedroht hatte, worüber sie am meisten betrübt waren. Doch ermannten sich ihrer etliche, und trösteten die andern, und baten den Rath, er sollte dem Kaiser die Schlüßel bringen und ihn um Gnade bitten, er würde doch nicht also unbarmherzig sein, obschon er es ihnen gedreuet hatte.

Wie die Bürger sahen, daß der Kaiser sich zum Sturm geschickt hatte, und jetzt mit seinem Volk anlaufen wollte, erschraken sie sehr, und baten den Kaiser um eine kleine Frist, die er ihnen auch zuließ. Also bedachten sie sich nicht lange und wurden zu Rath, wie sie dem Kaiser die Stadt, nach ihres Herzogs Befehl, übergeben wollten. Da giengen die Rathsherrn vor die Stadt dem Kaiser entgegen, fielen ihm zu Fuß, und begehrten Gnade, gaben ihm auch die Schlüßel und erzeigten sich in aller Demuth. Als der Kaiser ihre Trauer sah, erbarmte er sich ihrer, und sprach: Weil ihr euch also gutwillig erzeigt, so will ich euch bei eürer Gerechtigkeit laßen. Hierauf schwuren sie ihm, und hielten sich wie es ehrlichen Bürgern zustehet. Nun schickte der Kaiser sein Volk in zwei Haufen aus, und befahl dem einen Haufen an die Donau zu ziehen, und alle daran gelegene Städte, Festungen und Oerter wegzunehmen. Das thaten sie auch, und verderbten Land und Leute; doch ward ihnen gleichfalls viel Volks erschlagen, denn Herzog Ernst hatte mit Hülfe seines getreuen Gesellen Wetzelo etliche Mannschaft an sich gezogen, und vermeinte damit seinem Feind völligen Wiederstand zu thun. Aber sein Vater, der Kaiser, war viel stärker als sein Sohn, Herzog Ernst, denn

er hatte bei acht tausend Mann hinab geschickt an die Donau, und Herzog Ernst hatte kaum zwei tausend; gleichwohl erhielt er sich lange Zeit in Oestereich. Und sein Vater, der Kaiser, war mit dem andern Haufen an den Lech gezogen, und nahm dort die Städte ein, die Herzog Ernst zugehörig waren, und was sich nicht gleich ergeben wollte, das gewann man mit Sturm und ließ Alle, die gegen ihn zur Wehr gestanden hatten, zu Tod schlagen. Als er aber am Lech Alles eingenommen hatte, was Herzog Ernsten zugehörte, schickte er das übrige Volk auch zu dem Haufen an der Donau. Wie das nun Herzog Ernst erfuhr, daß mehr Volk seinem Feinde zu Hülfe käme, gab er allen Widerstand auf, entließ seine Leute wohl besoldet, und machte sich mit seinem Gesellen, Grafen Wetzelo, und etlicher Ritterschaft auf und ritt in eine starke Festung, die er hatte bauen laßen, und ließ verlauten, daß er mit seinen Rittern das Land räumen wolle, welches auch geschah. Also nahm des Kaisers Volk mit Gewalt Alles, was er zuvor mit seinen Leuten beschützt hatte.

Wie Herzog Ernst gen Jerusalem zu dem heiligen Grab wallfahrtet, und gen Ungern und Constantinopel kam.

Als nun der junge Fürst, Herzog Ernst, sah, daß sein Vater, der Kaiser, als ein blutgieriger zorniger Mann, nicht nachlaßen wollte mit Brennen und Morden in seinem Lande, bedachte er sich und beförderte zusammen funfzig der allerbesten Ritter, und sprach zu ihnen: Liebe Herren und Freunde, ich bitte euch auf das Treulichste, daß ihr mir wollt einen Zug helfen vollbringen zu dem heiligen Grab, denn ihr seht wohl meines Vaters großen Zorn, auch hab ich nicht ein Schloß

oder Stadt, darin ich mich erhalten und vor ihm sicher sein könnte. Darum will ich mich aus dem Lande begeben; unterdes mag sich vielleicht mein Vater, der Kaiser, eines andern bedenken, und den großen unbilligen Zorn, den er über mich hat, hinlegen. So wird meinethalb nicht noch mehr unschuldigen Bluts vergoßen, dessen jetzt schon zu viel ist, weshalb ich zur Versöhnung des himmlischen Kaisers, der nicht so unerbittlich ist als dieser irdische, die Wallfahrt nach dem heiligen Grabe antreten will. Als dieß die funfzig Ritter vernahmen, gaben sie Alle, wie von Gottes Einwirkung, ihre Gunst dazu, worauf Herzog Ernst, Graf Wetzelo und die andern Alle, sich das Kreuz auf den Mantel hefteten und den gekreuzigten Gott Jesum Christum baten, daß er seine göttliche Gnade dazu gebe. Da ließ Herzog Ernst alsbald neues Streitgezeug, Schilder, Harnisch und Helme für sich und seine Gefährten bereiten nebst Allem was zu solcher Reise nöthig ist. Als nun die Kaiserin ihres Sohnes Entschluß vernahm, daß er zum heiligen Grabe fahren wolle, da schickte sie ihm insgeheim fünfhundert Mark Silbers und viel grauer Pelze und bunter Kleider mit köstlichen Purpurüberzügen, auch sonst viel edles Gewand von Seide und mit Gold zierlich gemacht; welches er mit großer Dankbarkeit von seiner Mutter annahm und an seine Genoßen, die funfzig Ritter, vertheilte.

Wie nun Herzog Ernst mit seinen Rittern von Lande fuhr, hub er kläglich an zu weinen, und sprach: Nun erbarme es Gott, daß ich also elendiglich muß aus meinem Lande ziehen. Jedoch tröstete er sich mit seinen mannlichen Rittern, daß sie so gutwillig mit ihm zogen. Nun ritten sie den nächsten Weg nach Ungarn: allda wurden sie schön empfangen von dem

König. Sie blieben bei ihm acht Tage; darnach schickte der König mit dem jungen Fürsten Herzog Ernst, und seiner löblichen Ritterschaft, etliche Boten, die ihnen den rechten Weg wiesen durch den großen Wald in Bulgarien. Als sie nun hindurch waren, schickten sie die ungarischen Boten zurück, und trugen ihnen auf, daß sie ihrem König sehr danken sollten, gaben auch den Boten eine große Verehrung. Wie sie nun in dem Kaiserthum der Griechen waren, ritten sie den nächsten Weg auf Constantinopel zu. Als sie dahin kamen, empfieng sie der Kaiser herrlich, und erzeigte ihnen große Ehre, sonderlich trug er große Liebe zu dem jungen Fürsten, Herzog Ernst, dieweil er sich also zur Wehr gestellt hatte gegen seinen Vater, den römischen Kaiser. Da blieb Herzog Ernst mit seiner Gesellschaft bei dem griechischen Kaiser wohl drei Wochen, bis daß ein überaus groß Schiff kam, welches der Kaiser versehen ließ mit aller Nothdurft, wie sichs denn geziemt; dazu befahl er den besten Schiffleuten, die er hatte, daß sie mit dem jungen Fürsten, Herzog Ernsten, fahren und Fleiß anwenden sollten, daß sie nicht Schiffbruch erleiden möchten. Da verhießen die Schiffleute ihrem Herrn, dem Kaiser, ihren besten Fleiß vorzukehren, und das Möglichste zu thun. Da nun das Schiff genugsam mit Proviant versehen war, desgleichen mit vielen Segelbäumen und Stricken, und mit allen Wehren, wie einem solchen Schiff zugehört, gieng Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft zu dem Kaiser der Griechen, und sagte ihm großen Dank für die Wohlthaten, die er ihm erzeigt hatte.

Als nun Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft den Kaiser gesegnet hatte, fuhren sie in Gottes Namen dahin, und mit ihnen viel Griechen, die Herzog Ernsten Gesellschaft leisteten,

auf zwölf Schiffen, denn sie wollten die heilige Fahrt gen Jerusalem auch vollbringen. Da sie nun sechs Wochen mit gutem Wind gefahren waren, da erhub sich in einer Nacht groß Ungewitter auf dem Meer, daß die Schiffe großen Ungestüm von den Wellen erlitten, und ward der Sturmwind also groß, daß die zwölf Schiffe der Griechen von dem grausamen Schlagen der Wellen alle entzwei und mit Mann und Maus untergiengen. Denn die Griechen hatten nicht so starke, wohlerbaute Schiffe, als Herzog Ernst eins hatte, welches so gar wohl mit Eisen beschlagen war, daß es die Wellen nicht so bald voneinander stoßen konnten, wie die andern Schiffe; wo es aber den Ungestüm länger hätte erleiden sollen, so wär es auch zu Stücken gegangen. Da nun der junge Fürst mit seiner Ritterschaft sah, wie ihre ganze Gesellschaft also jämmerlich ertrunken war, fiengen sie alle kläglich an zu weinen, und baten Gott fleißig, daß er ihnen gnädig und barmherzig sein wolle. Nun wusten die Schiffleute nicht, in welcher Gegend oder in welcher Nähe sie wären; auch begann ihnen der Proviant abzugehen, denn sie waren nun wohl vierzehen Wochen auf dem Meere gefahren, daß sie nichts sahen denn Himmel und Waßer. Da baten sie Gott fleißig, daß er sie wolle zu Land führen, indem sie gar großen Hunger erlitten; und wo sie noch einen halben Monat wären auf dem Waßer gefahren, so wären sie Hungers gestorben.

Wie Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft in das Königreich Agrippa kam, wo es ihm sehr übel ergieng.

Da sah der allmächtige Gott von den Höhen des Himmels ihr demütiges Flehen an und erlöste sie aus ihren ängst-

lichen Nöthen. Eines Morgens ward der Himmel heiter, der Wind stille, das Wetter gestüm, das Meer ruhig. Da sahen sie aus der Ferne ein Land, das vielleicht von dem Namen seines Fürsten Agrippa genannt worden war, und darin eine gar schöne königliche Stadt.

Wie nun Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft zu Land gekommen war, saßen sie auf ihre Pferde, ließen das Schiff an dem Ufer stehen, und die Schiffleute sammt etlichen Knaben blieben darinnen, die Ritter aber ritten alle mit ihrem Herzog Ernst, und besichtigten die Stadt von ferne, denn sie wollten sich nicht nahe hinzu machen, und gedachten, da niemand wüßte, in welcher Landschaft sie wären, so wüßte man auch nicht, was für Leute darin wohnten. Die Stadt war aber außermaßen wohl erbauet, hatte eine schöne hohe Mauer, die war sehr dick, dazu einen großen Waßergraben, desgleichen gewaltige Basteien, und einen schönen Wall. Als sie nun lange hin und wieder geritten, entschloßen sie sich, und ritten wiederum zu ihrem Schiff und aßen und tranken da so gut sie es hatten, denn es war nicht viel übriges mehr bei ihnen. Nach dem Eßen warfen sie sich in ihre Rüstung, und Herzog Ernst gab dem Wetzelo, seinem Vetter, die Fahne; darauf war das Leiden unseres Herrn Jesu Christi gemalt. Nun giengen die wackern Ritter mit ihrem Herzogen über das Feld, zwischen dem Meergestad und der Stadt und kamen vor das Thor, welches sie offen und unverschloßen fanden, worüber sie sich nicht genug verwundern konnten. Wiewohl sie nun keinen Feind sahen, so hielten sie doch von selbst eine Weile still; da sprach Herzog Ernst: O liebe Brüder, so viel ich verstehe, so sind diese offenen Stadtthore nicht ohne Untreu

und Hinterlist der Bürger, denn sie meinen, wir sollten unvorsichtig hinein rennen, so würden sie uns fahen und tödten. Darum gedenkt eures angebornen Adels und der jetzt drohenden Gefahr und Hungersnoth, schließt euch fest zusammen und folgt der Fahne Gottes und meinem ritterlichen Zeichen bis zum Stadtthor, und seht ihr die Feinde dann hervorbrechen wieder uns zu streiten, so treibt sie mit Gewalt wieder hinein, besetzt die Stadtthore und schlagt ohne Barmherzigkeit Jung und Alt darnieder. Als er das gesprochen hatte, gieng er mit dem Bannerführer Graf Wetzelo voran und die Andern folgten unerschrocken nach bis durch das erste Thor. Da fanden sie Niemand weder innen noch außen. Also giengen sie auch fröhlich mit lautsingender Stimme durch das innere Thor bis mitten in die Stadt, ohne daß ihnen eine menschliche Seele begegnet wäre. Da fanden sie einen königlichen Pallast und darin einen köstlichen Saal gar wohl geziert, Stühl und Bänke mit herrlichen Stoffen überzogen, und die Tische mit Purpur gespreitet. Auf einer Tafel dampften kostbare Speisen auf silbernen Schüßeln und die weingefüllten Becher und Schalen waren aus lauterm Golde. Da ermahnte Herzog Ernst seine Mitbrüder und sprach: Nun danket Gott dem Allmächtigen, der seinen Dienern in der Wüste die Tische mit köstlichen Schüßeln besetzen ließ, und nehmt Speis und Trank zu euch, so viel ihr zu leiblicher Nahrung bedürft; aber Gold, Silber und Purpurgewand verschmähet und laßt es ihren Herrn, denn Gott versucht uns und die Einwohner der Stadt können nicht weit hinweggezogen sein und werden in Kurzem wieder kommen. Da setzte sich Herzog Ernst und seine Ritterschaft nieder und aßen und tranken sich recht satt. Hierauf

befahl Herzog Ernst, daß sie auch das Schiff sollten mit Proviant versehen. Da trugen die Diener so viel Speis und Trank in das Schiff, daß sie wohl für ein halbes Jahr genug hatten. Da gieng Herzog Ernst und sein Gesell, Graf Wetzelo, in der Stadt umher, und besahen alle Häuser, die gar köstlich eingerichtet und mit Speis und Trank überflüßig versehen waren. Zuletzt kamen sie wieder in ein schönes Schloß, darin war ein großer marmelsteinerner Saal mit zierlichem Hausrath und köstlichen Kleinoden gefüllt. Da fanden sie auch ein königliches Gemach mit geläutertem Gold und edelm Gestein unaussprechlich schön geziert; auch standen darin zwei köstliche Betten, und die Leilachen, Kissen und Decken waren von Seide, Sammet und Damast. Aus der Kammer traten sie in ein liebliches Sommerhaus mit grünenden Cedern und andern erquicklichen Bäumen besetzt; darin waren auch zwei klare, sanft aufwallende Waßer, eins kalt, das andere warm, deren Fluß durch zwei Röhren in einen goldenen Zuber gieng und wen da zu baden gelüstete, der mochte nach Wunsch und Willen Kalt und Warm haben. Da sprach Herzog Ernst: Lieber Freund Wetzelo, wir wollen uns ausziehen und baden. Das thaten sie und wuschen sich auf das allerbeste; darnach giengen sie wieder in die Kammer, legten sich in zwei schöne Betten, und schliefen eine gute Zeit nebeneinander.

Als sie sich nun ausgeruht hatten, standen sie auf, legten ihr Gewand wieder an, schlüpften in ihre Panzer und bewehrten sich mit den Waffen. Alsbald sah Graf Wetzelo durch ein vergittertes Fenster ein großmächtiges Heer von des Meers Gestaden her der Stadt zureiten. Diese Leute waren also gestaltet: Von den Sohlen auf bis an die Achseln waren sie

wohl geschaffen wie andere Menschen, aber das Obertheil hatte Kranichsgestalt. Da sprach Wetzelo zu Herzog Ernsten: Allerliebster Herr, sehet ihr nicht das ungeheure Volk, das dort herzeucht? Da ward es Herzog Ernst gewahr, und sprach zu Graf Wetzelo: Was sollen wir thun? ich gedenke, wir verbergen uns, auf daß wir sehen was sie thun. Hiermit verbargen sich die zween Helden hinter eine Thür in einen Winkel, und sahen zu, was die Agripper thäten. Wie die nun in die Stadt kamen, gieng der König in den Saal, und brachte mit sich eine schöne zarte Jungfrau von königlichem Stamm, die hatte der König der Agripper mit Gewalt ihres Vaters Dienern genommen, welche sie einem Königssohn, dem sie verlobt war, zuführen sollten. Und der König der Agripper hatte all sein Volk in der Stadt bei Leib und Leben aufgeboten, daß sie ihm die schöne Königstochter entführen hülfen: darum hatte Herzog Ernst mit seinen Gesellen die Stadt leer gefunden. Nun setzte sich der schnäblige König zu Tisch mit seinen Bürgern. Da merkten sie wohl, daß ihnen etliche Speisen genommen waren, und wusten doch nicht, wie es zugegangen war. Nun aßen und tranken sie sich voll, und fiengen an zu schnattern und zu singen. Dabei ward mancherlei Saitenspiel gehört, auch trieben sie wunderliche Abenteuer mit Springen, Tanzen und Gauckeln, und der König saß bei der schönen Jungfrauen am Tisch und bot ihr zum öftern den Schnabel, daß sie ihn küssen sollte; aber die gute Jungfrau war voll Traurigkeit, und wendete den Mund stäts hinum, und dachte bei sich selbst: O allmächtiger Gott, wäre ich von diesen teuflischen Leuten, ich wollte, daß ich in einem Wald wäre, da die wilden Thiere wohnen, ich wollt mich nicht hieher

sehnen. Solche Unseligkeit der Jungfrauen sahen die zween Herren hinter der Thür in ihrem Winkel, und sprachen zu einander: Sollen wir die Jungfrau erretten? Herzog Ernst sprach: Ich will mein Leben daran setzen. Nun beriethen sie sich, wie sie es anfangen wollten; doch ließen sie die Sache noch eine Weile beruhen, und sprachen zu einander: Wenn es nur unsern Gefährten in dem Schiff wohl gienge, daß sie nicht von den Agrippern erschlagen würden. Herzog Ernst sprach: Ich wollte, daß sie bei uns hier im Saal wären, wir wollten bald Scharmützel mit ihnen anfangen. So gedachten auch die Ritter im Schiff: Wollte Gott, daß wir unsern Herzog Ernst und seinen Vetter Graf Wetzelo hier hätten. Sie glaubten gänzlich, daß sie todt seien und giengen traurig im

Schiff hin und wieder. Als nun die Malzeit der Agripper lange gewährt und sie groß Geschnatter zusammen getrieben hatten, kam die Zeit, daß Jedermann zu Hause gehen sollte. Da fieng Herzog Ernst an und sprach zu Wetzelo: Mein allerliebster Freund, wie wollen wirs anfangen, daß wir die Jungfrau frei machen? ich denke, wir springen hervor und stechen den König todt. Nein, sprach Wetzelo, wir wollen Acht haben, wenn der König zu Bett geht, so wollen wir ihm die Jungfrau nehmen.

Der Rath gefiel Herzog Ernsten gar wohl. Als nun Jedermann heimgegangen war, da gieng der König zu Bette in eine schöne Kammer, die war an allen Orten geziert mit lauterm Gold. Nun giengen zween Diener hin, die holten die Jungfrau, führten sie in eine Kammer und Einer von ihnen zog sie ganz aus bis auf ein seidenes Hemde. Wie nun Herzog Ernst und Wetzelo sahen, daß sie die Jungfrau dem König zu Bette führen wollten, so rannten die mannlichen Helden hervor und schlugen dem einen Diener den Kopf hinweg; der andere entlief ihnen, und kam in die Kammer, darin der schnäblige König lag, und sprach zu ihm: Die Indier sind da und wollen die Jungfrau wieder nehmen. Da grölzte der König, sprang aus dem Bette und stach die Jungfrau mit seinem spitzigen Schnabel in beide Seiten, daß ihr das Blut herunter floß, und sie schreiend zur Erde fiel. Als das Herzog Ernst mit seinem Gesellen Wetzelo erhörte, sprang er bald herfür, stieß die Kammerthür auf, und schlug den König mit seinem Schwert, daß er zur Erde stürzte. Da wurden die guten Herren umgeben von den Agrippern, daß sie sich ihrer kaum konnten erwehren. Doch trieben sie die Agripper zur

Kammer hinaus, verschloßen die Thür und wollten der verwundeten Jungfrau beispringen und helfen; aber sie war so hart gestochen von dem König, daß sie vor Schwäche kaum noch reden konnte; doch sprach sie zu Herzog Ernst und Wetzelo: O ihr kühnen Helden, hättet ihr mir früher geholfen und mich meinem Vater lebend heimgeführt, so wäre ich euer einem vermählt worden und hätte ihn zum König von India gemacht. Weil aber das nicht sein mag und die Stunde meines leiblichen Todes gekommen ist, so freue ich mich doch, daß ich euch Christenmenschen vor meinem Tode sehen durfte. Hiermit gab sie ihren Geist auf, und starb in des Herzog Ernst Armen. Wie die kühnen Helden sahen, daß die Jungfrau todt war, sprachen sie zu einander: Wir müßen uns wehren oder wir sind des Todes. Alsbald that Herzog Ernst die Kammerthür auf, da stund es voll Agripper, die schlugen und stachen gegen die beiden kühnen Helden; aber sie wehrten sich gar mannlich, schlugen ihrer viel zu Tod und bahnten sich durch die Menge der zwiegestalteten Leute einen Weg bis zum Stadtthor; allein das fanden sie verschloßen. Allererst stunden sie in Aengsten, riefen Gott an und sprachen: O Herr! komm uns heute zu Hülfe, und beweise diesmal an uns deine Barmherzigkeit. Da entwichen sie unter die Schwingbogen der Mauer, die ihnen den Rücken deckte und schirmten sich mit den Schilden gegen die andringenden Feinde, und so viel sie deren mit den Schwertern erreichen konnten, die sandten sie dem höllischen Gott zum Geschenk hinab. Nun trug es sich aus Gottes Fügung zu, daß die Ritter im Schiff nach ihrem Herrn und Graf Wetzelo sehen wollten; als sie aber ans Stadtthor kamen, fanden sie es zu. Innerhalb aber hörten sie Waffen klirren

und ihres Herrn Stimme zwischen Kampfgeschrei und Getümmel. Da erschraken sie, hieben das Thor mit Streitärten auf, drangen ein, sprangen ihrem Herrn zu Hülfe und befreiten die beiden von den Kranichsleuten, deren sie Viele zu Tod schlugen. Als sie aber mit ihnen vor das Thor kamen und zu Schiffe wollten, setzten ihnen die Agripper nach, drangen von allen Seiten heran und verlegten den Weg. Da ermahnte Herzog Ernst seine Genoßen, ergriff das Banner selbst und gieng den Feinden mannlich entgegen. Als das die Agripper sahen, hielten sich in der Ferne und thaten ihnen mit vergifteten Pfeilen, die sie nach ihnen schoßen, größern Schaden, denn zuvor mit Schwertern und Speren. Da ward Herzog Ernst mit den Seinen zu Rath, daß sie langsam hinter sich nach dem Schiff zurück wichen; doch hatten sie große Arbeit, bis sie alle ihre Leute, die Verwundeten wie die Gesunden, in die Boote und so in das Schiff brachten. Nun fiengen die Agripper an, dieweil sie sahen, daß diese Ritter alle zu Schiff gekommen waren, auch zu ihren Schiffen zu eilen und den Rittern nachzufahren. Da hatten sie wieder einen heftigen Streit mit einander, denn die Agripper oder Kranichsleute schoßen also mit ihren vergifteten Pfeilen, als wenn es schneiete. Nun hatte Herzog Ernst in seinem Schiff ein Wurfzeug: damit warfen sie ein Schiff oder vier zu Grunde, daß die Kranichsleute, die in den Schiffen waren, alle ersoffen. Wie sie nun sahen, daß sie den mannlichen Rittern nichts anhaben konnten, fuhren sie wieder heim und beklagten ihren König sehr, daß er umgekommen war.

Also schiffte Herzog Ernst mit seiner Ritterschaft auf dem ungestümen Meer dahin, und dankten Gott inniglich, daß er

sie von den Kranichsleuten erlöset hatte; doch lagen etliche Ritter in dem Schiff, die hart verwundet worden von der Agripper Geschoß; denn sie hatten große Pfeile mit vergifteten Spitzen, und wenn sie einen damit trafen, daß es die Haut ein wenig ritzte, so muste er davon sterben. Nun waren wohl acht tapfere Helden mit solchem Geschoß verletzt worden, die lagen im Schiff elendiglich und konnte ihnen Niemand helfen; aber Gott schickte ihnen den Tod, der ihren Schmerzen ein Ende machte. Als sie nun in christlicher Ergebung gestorben waren, band man sie auf Dielen und legte verwahrt Geld zu ihnen, damit man sie begrübe, wenn sie ans Land kämen. Also warf man sie mit Weinen über das Schiff ins Meer und ließ sie also dahin fahren. Nun fuhren sie vier Tage ganz still und mit gutem Wind dahin; aber groß Unglück stund ihnen zu, denn der Südwind fieng an zu blasen, und machte ein groß Ungestüm auf dem Meer; Herzog Ernst meinte, er müste untergehen. Da trieben die Wellen das Schiff in der Nacht in das magnetische Meer.

Wie das Schiff mit Herzog Ernst und seinen Rittern an den Magnetberg trieb, wo sie große Noth erlitten.

Die Schiffleute wusten nicht, in welchem Land oder Gegend sie waren, denn es war gar eine finstere Nacht. Wie nun der Tag anzubrechen begann, gieng der oberste Schiffmann hinaus und sah um sich: da erschrak er außermaßen sehr und schrie mit lauter Stimme: O allmächtiger Gott, komm uns diesen Tag zu Hülfe, wir müßen sonst verderben. Solche Stimme hörte Herzog Ernst und die andern Herren in dem Schiff, und liefen heraus auf das Verdeck. Da fieng Herzog

Ernst an und sprach: Schiffmann, was ist dir, daß du also schreiest? Da sprach der Schiffmann: Herr, bittet Gott mit euern Dienern um Gnade, daß er euch und ihnen wolle gnädig sein, denn wir sind jetzt bei dem Magneten-Berg und können nicht mehr davon kommen. Der hohe Berg, den ihr dort seht, das sind lauter Schiffe, die da gescheitert sind, und die hohen Bäume, die wie in einem dichten Tannenwalde starren, das sind ihre Maste; alle Menschen aber, die auf den Schiffen waren, haben den Trank des bittern Todes gekostet, den auch wir ohne Zweifel in Kurzem kosten müßen: das laßt euch mit Jammer zu Herzen gehen.

Da fieng Herzog Ernst an und sprach zu dem Schiffmann: Steig hinter und versuche, ob wir das Schiff wenden können mit der Hülfe Gottes. Aber der Schiffmann sprach: Das ist unmöglich, denn der Magnet zieht unser Schiff, das mit Eisen beschlagen ist, zu mächtig an. Darum bittet Gott, daß er euch gnädig und barmherzig sei, daß ihr möget Kinder des ewigen Lebens werden. Wie nun Herzog Ernst sah, daß der Schiffmann also verzagt war, wuste er nicht, was er thun sollte und sprach zu seinen Rittern: Dieweil es Gott also haben will, daß wir unser Leben in dem wilden Meer enden, so fallet nieder auf eure Kniee und bittet Gott den Herrn um Gnade, daß er einem jeden seine Sünden verzeihe und vergebe. Hiermit knieten sie nieder und Herzog Ernst hub an und sprach: O allmächtiger, ewiger, barmherziger, gütiger Gott, der du mich armen Sünder mit meinem Volk beschützet hast bis auf diese Zeit, jetzt da die Stunde gekommen ist, da wir unser Leben enden sollen, bitten wir dich, du allmächtiger, ewiger, barmherziger, himmlischer Vater, du wollest uns zusenden dei-

nen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Heiland, daß er unsere Seele hinnehme zu seinen Gnaden, damit wir Kinder des Lichts und nicht der Finsterniß werden. Solche Worte ihres Herrn Herzog Ernst gefielen den Rittern wohl, und gab sich ein jeder willig drein, sein Leben an dem Berg zu enden.

Da begann die Kraft des Berges das Schiff an sich zu ziehen, daß es zu Stücken gieng. Da fieng sich erst ein großer Jammer an. Etliche kamen auf die Trümmer des zerbrochenen Schiffs, und arbeiteten sich ängstlich ab, daß sie zu den zerbrochenen Schiffen kämen, die am Berge lagen. Nun kamen Herzog Ernst und Wetzelo mit noch etlichen Rittern, zusammen ihrer sieben, auf ein Schiff, darin fanden sie viel der Todten: die legten sie oben auf das Schiff, da kamen die Greifen geflogen, nahmen sie hinweg, und brachten sie ihren Jungen zu freßen. Da hätte man ein jämmerliches Geschrei gehört: die Ritter und Herren, die hin und wieder in die Schiffe gekommen waren, schrien und weinten überlaut und riefen Gott an, daß er ihnen wolle gnädig und barmherzig sein, und ihre Seelen zu sich nehmen. Diese Klage hörte Herzog Ernst und die Seinen, so noch bei ihm waren. Des jammerte sie sehr, konnten ihnen aber nicht zu Hülfe kommen, sondern baten nur Gott mit weinenden Augen, daß er sich ihrer erbarme, und giengen also traurig im Schiff hin und her. Von Ohngefähr kam Wetzelo in dem Schiff in eine Kammer, darin er viel Ochsenhäute liegen sah. Da gieng er zu seinem Freund, Herzog Ernst, und sprach: Allerliebster Herr, wir setzen doch hier unser Leben aufs Spiel; ehe wir aber hier so elendiglich verderben und sterben, wär es viel beßer, ihr folgtet mir diesesmal; eine andere Zeit will ich euer Gnaden wieder folgen.

Da fieng Herzog Ernst an und sprach: Mein allerliebster Gesell und Freund Wetzelo, es kommt oft die Zeit, daß ein guter Freund dem andern folgen soll; darnach du Rath giebst, darnach will ich dir folgen. Da fieng Graf Wetzelo an und sprach: Dieweil wir doch unser Leben daran setzen, ob wir davon kommen oder nicht, so wäre das mein Rath: Es sind viel Ochsenhäute in dem Schiff, darein wollen wir uns nähen laßen, und dann sollen uns die Diener auf das Schiff legen, und wenn die Greifen kommen, so meinen sie, es sei irgend ein Aas, und führen uns in ihr Nest den Jungen zur Speise: vielleicht schickt uns dann Gott ein anderes Mittel, daß wir mit dem Leben davon kommen: wenigstens kommen wir so über das Meer. Da sprach Herzog Ernst: Fürwahr Wetzelo, dieser Rath dünkt mich gut: ehe wir hier verderben, ist es beßer, daß wir es versuchen. Doch müßen wir uns mit der Rüstung wohl versehen, denn der Greif wird uns sonst mit seinen spitzigen Krallen häßlich durchgreifen.

Wie Herzog Ernst und Graf Wetzelo sich in Ochsenhäute nähen ließen, und der Greif sie in sein Nest zu seinen jungen Greifen führte.

Als sie nun alle gescheiterten Schiffe wohl durchsucht hatten, fanden sie in einem Winkel viel Gold und Silber und edles Gestein; deßen nahm Herzog Ernst und Wetzelo einen Theil zu sich, darauf thäten sie ihre Rüstungen an, versorgten sich aufs Beste und ließen sich zusammen in zwei Ochsenhäute nähen, daß sich die guten Diener sehr betrübten und es ungern thaten; doch musten sie es nach ihres Herrn Geheiß thun.

Also näheten sie die Diener hart ein und legten sie oben auf das Schiff. Sie lagen kaum eine Stunde, da kam ein grausam großer Greif, der nahm sie beide dahin und führte sie durch die Luft, als wenn ein Habicht eine Lerche dahin trägt. Die Diener sahen ihren Herrn mitsammt Wetzelo, dem Grafen, hinführen, und wurden sehr betrübt. Desgleichen waren Herzog Ernst und Graf Wetzelo auch betrübt, denn der Greif hatte sie so hart gefaßt, daß sie sich nicht regen konnten, und wenn sie sich nicht so wohl verwahrt hätten mit ihren Rüstungen, so wären sie nicht davon gekommen, denn sie meinten schon der Athem würde ihnen ausbleiben. Da nun der Greif in seinem Nest war, legte er sie nieder, schwang sich wieder in die Luft und ließ die Herrn bei den jungen Greifen liegen. Als sie sich nun allein befanden, sprach Herzog Ernst zu Wetzelo: O allerliebster Freund, lebst du noch? Er konnte vor Ohnmacht und Müdigkeit kaum antworten und sprach: Wenn uns die Gnade Gottes nicht hilft, so können wir nicht von hinnen kommen, denn ich habe keine Stärke in meinen Armen, daß ich mich aus der Haut schneiden kann. Da sprach Herzog Ernst: Verzieh noch eine kleine Weile, bis wir beßer zu Kraft kommen. Also lagen sie bei einer guten Stunde und fürchteten sich sehr vor dem alten Greifen, daß er wieder kommen möchte; doch fieng Herzog Ernst an sich aus der Ochsenhaut zu schneiden, und wie er herauskam, schnitt er Wetzelo, seinen Freund, auch heraus. Da sie beide los waren, sahen sie die jungen Greifen an: die waren so groß wie Kälber. Da stiegen sie bald aus dem Nest und sahen sich um: da wurden sie gewahr, daß sie der Greif über das große Meer geführt hatte; doch wusten sie nicht, in welchem Land sie wären, frag-

ten auch nicht viel darnach, sondern suchten erst ihren Hunger zu stillen, indem sie Wurzeln aus dem Gestein rißen.

Wie die vier Diener Herzog Ernsts ihren Herrn wieder fanden.

Als Herzog Ernst und Graf Wetzelo aus dem Greifennest gestiegen waren, kletterten sie den hohen Berg herab und kamen in einen großen Wald. Da fielen sie auf ihre Kniee und priesen Gott für ihre wunderbare Rettung. Doch beklagten sie ihre fünf Diener sehr, die sie in dem Schiff gelaßen hatten. Unterdeß waren die Diener im Schiff zu Rath gegangen und ihrer zwei ließen sich von den dreien auch in eine Ochsenhaut

nähen: darauf wurden sie von dem Greif geholt und gleichfalls in sein Nest zu den Jungen getragen, wo sie sich mit großer Mühe aus der Ochsenhaut schnitten. Alsdann stiegen sie aus dem Nest, kletterten den steilen Berg herab und kamen in den Wald. Da sprachen sie unter sich, wenn ihr Herr und Graf Wetzelo davon gekommen wären, so würden sie die wohl hier finden. Da nun die drei Diener allein im Schiff waren, wusten sie nicht, was sie thun sollten; zuletzt sprach der eine: Es wäre meine Meinung, daß ihr euch beide ließet in eine Ochsenhaut nähen: das wollt ich thun; ich hoffe zu Gott dem Allmächtigen, hat er unserm Herrn Herzog Ernst mit dem Grafen Wetzelo davon geholfen, und darnach den beiden andern, die der Greif jetzt hinweg geführt hat, so wird euch Gott auch helfen. Ich will mich allein in dem Schiff erhalten, so lange mir Gott das Leben vergönnt. Diesem Rath folgten die zween Gesellen und thäten ihre Rüstungen an. Da nähete sie der eine Gesell in Ochsenhäute und brachte sie dann mit gar großer Mühe auf das Verdeck des Schiffs. Wie sie nun wohl vier Stunden gelegen hatten, kam der Greif mit einem geschwinden Flug, nahm sie in seine Klauen und trug sie über das Meer zu seinem Nest. Als nun der eine Diener sah, daß er ganz allein in dem Schiff war, ward er sehr betrübt und bekümmerte sich hart seiner Gesellen und seines Herrn halber. Nun hatte er nichts mehr zu eßen, denn ein halbes Brot, und wie er das gegeßen hatte und nichts mehr da war, muste er also hungrig und elendiglich in dem Schiff ersterben, und allda des großen Tags des Gerichts erwarten.

Nun waren die zween letzten Gesellen in großer Furcht und Müdigkeit eine Zeitlang im Nest des Greifen gelegen, ehe

sie wieder zu ihrer Vernunft kamen; darnach schnitten sie sich mit großer Mühe und Arbeit aus der Ochsenhaut und kamen aus dem Nest den Berg herab in einen Wald, darin sie sich erhielten.

Da nun die zween Diener in den Wald kamen, in den auch die vorigen zween gekommen waren, suchten sie ihren Herrn und konnten ihn nicht finden. Da liefen sie hin und wieder wie die Schafe, die ihren Hirten verloren haben, und musten sich von den Wurzeln aus der Erde nähren. Auch suchten sie einen Brunnen, denn sie hatten sich gar müde an dem Berg gestiegen; wie sie nun also durstig in dem Wald umgiengen und ihren Herrn und seine Leute beklagten, so siehet der eine einen Hirsch daher springen. Dieser Hirsch hatte an einem Brunnen trinken wollen; als er aber die zwei ersten Diener daran sitzen sah, scheute er sich und lief, als wenn man ihn jagte. Da merkten die zween, daß jemand in der Gegend wäre, giengen hinzu und fanden da ihre zween Gesellen bei dem Brunnen sitzen, des sie alle vier von Herzen erfreuet waren.

Wie nun die vier Diener mit großen Freuden zusammengekommen waren und sich ihres Durstes erquickt hatten, wurden sie eins, daß sie ihren Herrn mit Graf Wetzelo im Walde suchen wollten. Da stiegen sie durch manche hohe Kluft, zuletzt klomm einer von ihnen auf einen hohen Baum und siehet in der Ferne ihrer Zwei durch den Wald gehen: da fieng er an zu pfeifen und zu rufen. Als Herzog Ernst mit dem Grafen das Geschrei hörte, standen sie still und wusten nicht, was das für Leute wären. Indem siehet er vier seiner Diener daher gehen. Da wurden sie alle von Herzen froh, empfiengen ein=

ander gar schön und klagte ein Jeder dem Andern, wie es ihm ergangen war.

Wie Herzog Ernst mit seinen Dienern auf einem Floß durch den hohlen Berg fuhr.

Also giengen sie alle sechs miteinander durch den wilden Wald und litten großen Hunger, und als sie den mit Wurzeln und Kräutern in etwas gebüßt hatten, da bezwang sie ein hitziger Durst und große Müdigkeit; auch konnten sie aus dem dichten Wald nicht kommen und weder Weg noch Steg darin finden. Da ruhten sie sich auf den Aesten eines großen Baumes aus bis an den Morgen aus und als es zu tagen begann, sahen sie unter sich ein enges tiefes Thal, darin ein lustiges Waßer floß. Um aber hinab zu kommen musten sie über Klippen und Abhänge nicht ohne Lebensgefahr auf Händen, Knieen und Füßen bald klimmen bald rutschen; doch gelangten sie endlich hinunter und löschten den Durst in dem lautern süßen Waßer. Darin waren auch mancherlei Fische, die stachen sie mit Spießen und brieten sie am Feuer, das sie aus Kieselsteinen schlugen. Als sie nun den Hunger gestillt hatten, wollten sie weiter gehen: Das konnten sie nicht, denn das Thal war plötzlich an einem steilen Berge zu Ende, der so hoch war, daß er in die Wolken reichte und auch die Vögel in der Luft sich nicht wohl hinaufschwingen mochten. Den Weg, welchen sie gekommen waren, konnten sie nicht wieder zurück, denn er war voll großer Steinklippen und so jäh, daß sie sich verwunderten, wie sie ungefallen hinabgekommen waren. Nun giengen sie am Waßer hinunter und kamen an das Ende des Thals, wo die Welt aufzuhören schien; da merkten sie, daß

der Fluß unten durch den hohlen Berg floß, wobei er so scheuslich brauste, daß es ein Schrecken zu hören war. Da wusten sie nicht was sie thun sollten und riefen Gott mit andächtigem Flehen zu Hülfe.

Da befahl Herzog Ernst seinen Dienern, sie sollten große Bäume fällen und behauen und hernach mit Weiden und jungen Bäumen zusammen binden, also daß ein Floß daraus ward. Das thaten sie und halfen einander getreulich. Als es nun fertig war, hub Herzog Ernst an und sprach: Meine Freunde, welcher mit fahren will durch diesen Berg, der befehle sich Gott dem Allmächtigen, und bitte ihn um Gnade, daß er uns schicke seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, unser Geleitsmann zu sein durch diesen ungeheuern Berg, damit wir lebendig hindurch kommen. Das thaten sie Alle und baten den allmächtigen Gott, daß er ihnen Sicherheit ihres Lebens verleihe. Hierauf bestiegen sie das Floß, stießen ins Waßer und floßen dahin wie ein Pfeil. Als sie nun in das Loch kamen, wurde es finster, daß keiner den andern auf dem Floß sehen konnte und von den Wirbeln des Waßers, das überall wieder Felsen stieß, gieng das Floß von einer Seite zur andern, daß sie vermeinten, es würde in Stücke gehen: eine Weile giengs die Quere, eine Weile die Länge, und das Waßer brauste so sehr, daß keiner hören konnte was der andere sagte. Das ungestüme Fahren trieben sie wohl einen halben Tag: da kamen sie wieder an einen Berg, der leuchtete also hell, daß er schien wie ein Feuer; wie sie daran kamen, schlug Herzog Ernst ein Stück davon. Diesen Stein heißet man zu Latein Unio, zu Deutsch Carfunkel; Herzog Ernst hat ihn seinem Vater gebracht, und er hat ihn in seine Krone setzen

laßen. Dieß ist der Stein in der deutschen Kaiser Krone, den man den Waisen nennt, denn er hat seines Gleichen nicht.

Wie Herzog Ernst mit seinen Dienern in das Land der Arimasper kam und wie es ihnen darin ergieng.

Da Herzog Ernst mit seinen Dienern und Graf Wetzelo durch den wüsten Berg gefahren, kamen sie an einen großen Wald. Da arbeiteten sie sich auf dem Floß an das Land, giengen durch den Wald und sahen plötzlich viel hübscher Städte und Schlößer, des sie von Herzen froh waren, wiewohl der Hunger sie sehr hart quälte. Nun thaten sie alle ihre Harnische an, und giengen miteinander zu einer großen Stadt, und als sie unter das Thor kamen, begegneten ihnen Leute mit Einem Auge: das hatten sie über der Nasen; dieselben Völker heißet man in Latein Cyclopes, aber das Land heißt man Arimaspien. Nun kamen viel derselben unter das Thor, besahen Herzog Ernsten mit seinem Volk gar wohl, und verwunderten sich sehr solcher Menschen mit zweien Augen, denn sie meinten, es wären wilde Leute. Da giengen sie hin und sagten es dem Herrn ihrer Stadt an, daß Leute vor dem Thor wären mit zweien Augen. Da der Herr der Stadt das vernahm, verwunderte er sich sehr, schickte nach ihnen, und ließ sie zu sich berufen. Da gieng der oberste Statthalter hin unter das Thor zu ihnen und fragte sie, aus welchem Land sie wären? Da antwortete ihm Herzog Ernst, sie kämen aus dem Königreich Agrippa. Da führte sie der Statthalter zu dem Herrn der Stadt, und meinte es wären etwa Waldleute, oder Satyri, das sind halbe Menschen, und halbe Böcke, die sich aus dem Walde dahin verirrt hätten. Wie sie nun vor den Herrn der Stadt kamen,

empfieng er sie überaus wohl, auch dankten sie ihm mit großer Reverenz. Als der Herr der Stadt sah, daß sie sich so gut benahmen, gewann er sie sehr lieb. Da sprach Herzog Ernst: Lieber Herr, befehlt doch euern Dienern, daß sie uns was zu eßen bringen, damit wir uns mögen des Hungers erwehren, denn wir haben in sechs Tagen nichts denn Wurzeln gegeßen. Da befahl der Herr, daß man ihnen Eßen brächte. Da setzte sich Herzog Ernst mit dem Grafen Wetzelo und seinen vier Dienern zu Tisch, und aßen und tranken sich recht satt. Wie sie nun die Malzeit vollbracht hatten, da führte der Herr der Stadt Herzog Ernsten und Graf Wetzelo in seine Kammer und fragte sie, von wannen sie doch wären? Da sprach Herzog Ernst zu ihm: Ich und meine Gesellen sind aus Deutschland, und mein Vater ist der allgewaltigste Kaiser in der Christenheit; ich aber hab eine Wallfahrt vollbringen wollen zum heiligen Grab gen Jerusalem. Da hab ich auf dem Meer vor großem Ungewitter viel Gesindes verloren; darnach hat uns der Wind in das Königreich Agrippa geworfen, in demselben sind mir meiner Ritter wohl acht umgekommen; darnach sind wir gefahren auf dem Meer, und hat uns der Südwind an den Magneten-Berg geworfen, da ist das Schiff zu Stücken gegangen, und blieben mir meine Ritter und Knechte meistens todt bis auf unser sieben; aber Gott half uns zu einem Schiff, darin blieben wir drei Tage. Nun litten wir großen Hunger: da bescherte uns Gott etliche Ochsenhäute in dem Schiff, darein ließ ich mich nähen mit meinem Vetter Graf Wetzelo, und ließen uns auf das Schiff legen. Da kam ein sehr großer Greif daher und führte uns über das Meer in sein Nest. Da blieben wir wohl zwo Stunden in der Ochsen-

haut liegen, ehe wir uns daraus schnitten, vor Müdigkeit; darzu hatten wir ziemliche Gefahr bis wir aus dem Neste kamen. Nun haben sich meine Diener, die im Schiff geblieben waren, auch in Ochsenhäute nähen laßen, und sind von dem Greifen in sein Nest gebracht worden; doch einer meiner Diener ist im Schiff geblieben, der die andern eingenäht hatte: dem Gott wolle gnädig sein! Darnach sind wir alle sechs zusammen gekommen in einem Walde: da stiegen wir einen großen Berg hinab, und kamen zu einem Waßer, das floß durch den Berg: da hieben wir Bäume ab, und machten ein Floß, banden es mit Weiden, setzten uns darauf und fuhren also durch den Berg dahin mit großem Ungestüm, daß wir vermeinten, unser Leben würd ein Ende nehmen. Also sind wir in diese Landschaft gekommen. Dieser Rede Herzog Ernstens verwunderte sich der Herr der Stadt sehr.

Der König des Landes Arimaspien hatte erfahren, daß Herzog Ernst in seinem Königreich wäre; da schickte er alsbald einen Boten an den Herrn der Stadt: der muste sie ihm schicken, wiewohl er das ungern that. Wie er nun mit seinen Dienern vor den König kam, wurde er gar schön empfangen. Der König gewann sie sehr lieb, insonders Herzog Ernsten und den Grafen Wetzelo, seinen Vetter. Als sie nun eine Zeitlang bei dem König waren, ritt einsmals der König vor Tagesanbruch auf die Jagd; da ritt Herzog Ernst mitsammt seinem Vetter Wetzelo mit ihm. Wie sie nun eine Strecke geritten waren, sahen sie in der Ferne Flammen aufschlagen und Funken fliegen. Da erkannte der König, daß die Sciopodes wieder in sein Land gefallen waren, denn sie hatten eine Stadt abgebrannt. Da bat Herzog Ernst den König, daß er ihm

gestatte, gegen diese Feinde zu ziehen, und seinen Schaden zu rächen. Da sprach der König zu ihm: Diese Feinde mögen nicht überwunden werden, denn es sind solche Leute von Mohrenland, die man zu Latein Sciopodes, d. h. Schattenfüßler nennt, denn sie haben nur Einen Fuß, der so breit ist, daß sie sich bei Sonnenhitze damit beschatten können. Aber auf dem einen Fuß laufen sie so geschwind, daß sie niemand erlaufen kann, zumal wenn sie auf das Meer kommen, denn da laufen sie geschwinder als auf trocknem Land.

Aber Herzog Ernst sprach zu dem König: Gnädiger Herr, ich bitt euch inständigst, daß ihr mir etliche tapfere Männer gebet, so will ich mich mit der Hülfe Gottes unterstehen, und will sie zurück oder gar zu Tod schlagen. Das ward dem Herzog Ernst von dem König zugesagt. Also ritt Herzog Ernst mit seinen Gesellen und mit dem ihm vom König zugegebenen Volk an das Gestad des Meers, und schickte etliche aus, die sie im Rücken angriffen und ans Meer trieben. Nun vermeinten die Sciopodes, sie wollten auf dem Meer davon kommen: da wischte Herzog Ernst mit seinem verborgenen Volk hervor und schlug sie alle zu Tod bis auf einen: den fieng er und führte ihn zum König. Wie sie nun heim kamen, wurden sie herrlich empfangen von allen Leuten, und insonderheit von dem König, weil sie den Sieg so mannlich erstritten hatten.

Bald nach diesem Streite, den Herzog Ernst glücklich vollbracht hatte mit den Sciopodes, und sie geschlagen, kamen darnach die Völker Pannochi, und forderten Zins von dem König der Arimasper. Dieselben Völker Pannochi, die haben so große Ohren, daß die Lappen bis auf die Erde hangen.

Nun wurde der König der Arimasper abermals betrübt, denn er hatte kaum einen Feind aus dem Lande gebracht, so war wieder ein anderer darin. Da fragte der König Herzog Ernst um Rath, was er doch mit ihnen machen sollte: ob er ihnen den Zins schicken sollte oder nicht? Da sprach der kühne Held, Herzog Ernst zu ihm, nein, er sollt ihnen nichts geben, und sollte das Kriegsvolk wieder aufbieten, das er im letzten Krieg gehabt hatte: so wollte er sie mit List dahin bringen, daß sie geschlagen würden. Da der König solchen Trost von Herzog Ernst hörte, wunderte er sich sehr seiner Kühnheit, und rief sein Volk wieder zu den Waffen. Da zog Herzog Ernst seinen Feinden mit Macht entgegen, und wie er vermerkte, daß sie in einem Wald ihre Versammlung hatten, umlegte er den Wald mit seinem Volk, und zündete ihn auf einer Seite an. Als sie nun den Wald auf einer Seite brennen sahen, liefen sie verwirrt und zerstreut umher und vermeinten, sie wollten davon kommen; aber Herzog Ernst hatte ihnen den Weg verlegt, und schlug sie alle zu Tod bis auf zwei: die nahm er gefangen und führte sie mit sich heim zu dem König der Arimasper. Wie er nun nach erobertem Sieg heim kam, ward er herrlich von dem König und seinen Leuten empfangen und zum Lohn schenkte der König ihm und seinen Genoßen ein Land am Meer belegen, mit fünf wohlgebauten Städten und vielen Schlößern.

Großes Unglück hatte das gute Königreich Arimaspien, denn es ward sehr hart angefochten von vielen Völkern, denn nun kamen die Riesen, die da wohnten in der Gegend Canani, und forderten auch Zins von dem König der Arimasper. Wie nun der Riesen Bote zu dem König kam, war er nur

fünfzehn Jahr alt und reichte mit seiner Länge über hohe Bäume, und das Volk, das ihn ansah, entsetzte sich vor seiner Größe. Als man nun den Boten vor den König ließ, sprach er mit trotzigen Worten zu ihm: König, du sollst wißen, daß du meinen Herrn, den Riesen, den Zins schickest, und wo du es nicht bald thust, so werden sie dein Land aus dem Grund verderben. Solcher frechen Reden erschrak der König sehr, und wuste keine Antwort darauf zu geben. Er hieß den Boten verziehen und schickte derweil nach Herzog Ernsten, denn er war in seinem Lande, das ihm der König eingegeben hatte. Als nun Herzog Ernst zu dem König kam, fragte ihn der König um Rath, wie ers doch machen sollte? Die Riesen wären gar starke Leute: er wollte ihnen den Zins schicken. Aber Herzog Ernst widerrieth das dem König und sprach zu dem Riesenboten, er sollte wieder heimziehen, und seinen Riesen sagen: Wenn sie die Haut juckte, sollten sie kommen, sie sollte ihnen gekratzt werden. Diese Rede verdroß den Boten übel, er gieng heim zu seinen Riesen und zeigte ihnen solche schnöde Botschaft an. Da machten die Riesen sich auf mit einem schnellen Zorn, und fielen in das Land der Arimasper. Wie das der König gewahr ward, mahnte er viel Volks auf und befahl ihnen, daß sie Herzog Ernsten gehorsam sein sollten, welches sie auch willig thaten. Nun zog Herzog Ernst den Riesen entgegen. Wie sie nun nahe zu einander kamen, hielten sich die Riesen in einem Walde und meinten, sie wollten ihren Feind bei der Nacht überfallen; aber Herzog Ernst hielt gute Wacht, daß sie es nicht vollbringen konnten. Also lagen sie wohl bei einem Monat voreinander, daß sie alle Tage scharmützelten, und verlor Herzog Ernst viel Volks. Hierauf er-

dachte er einen andern Fund. Er hatte gemerkt, daß sie zu Mittag in einem Walde tafelten, wo sie vor der Sonnenhitze Schatten fanden. Da bot er sein Volk heimlich auf und fiel um Mittag in das Holz, des die Riesen sich nicht versahen. Und als sie aufstehen und sich zu Wehre setzen wollten, waren sie so groß, daß sie sich die Köpfe an den Baumästen zerstießen, und sich mit ihren langen Stangen nicht wehren konnten, also daß Herzog Ernst und die Arimasper ihrer Viele zu Tode stachen. Doch blieb auch Herzog Ernsten viel Volks in dem Walde todt, welche die Riesen mit Bäumen todt schlugen; doch setzte ihnen Herzog Ernst so zu, daß sie zur Flucht greifen musten. Denn als sie sahen, daß es im Wald so übel zugienge, liefen sie heraus auf ein weites Feld. Herzog Ernst setzte ihnen nach mit seinem Volk, doch entrannen sie ihm bis auf Einen, welcher sehr hart verwundet war. Nun nahm Herzog Ernst den Riesen mit sich, ließ ihm einen Arzt holen und seine Wunden verbinden. Als er nun wieder auf kam, gewann er Herzog Ernst so lieb, daß er gelobte, all sein Lebtage getreulich bei ihm zu bleiben. Da ritt Herzog Ernst mit seinem Kriegsvolk wieder zum König. Der empfieng ihn gar schön und lobte ihn vor all seinem Volk seiner Mannheit halber, indem nie einer seines Gleichen in sein Land gekommen war.

Wie Herzog Ernst mit seinem Volk gen Indien kam, wo die kleinen Leute waren, die stäts Streit hatten mit den Kranichen.

Da Herzog Ernst nun mancherlei Leute beieinander hatte, gefiel es ihm wohl, und sprach zu seinem Vetter Wetzelo: Lieber Freund, rathet mir: ich habe von etlichen gehört, daß in Indien solche kleine Leute sind, die stäts Streit mit den

Kranichen haben, und hab ich sonderbare Lust, solche Leute auch zu sehen: darum ziehe mit mir, so will ich noch etliche tapfere Männer mit mir nehmen. Das war Graf Wetzelo sehr wohl zufrieden. Nun versahen sie ein Schiff mit Speis und aller Nothdurft, und fuhren den nächsten Weg gen Indien. Wie sie nun hineingekommen waren, ritten sie gleich in eine Stadt der kleinen Leute: die waren nur zwei Ellenbogen lang und aßen nichts als Kranichseier, damit die Kraniche desto minder würden. Als nun die Pigmäen ihrer ansichtig wurden, erschraken sie sehr vor den großen Leuten, giengen ihnen entgegen, streckten flehend ihre Hände zu ihnen empor und baten um Frieden. Da sprach Herzog Ernst: Wir sind nicht gekommen den Frieden zu brechen, sondern euch Frieden zu machen und euer Leben zu schirmen vor den schädlichen Vögeln. Des wurden die Völker sehr froh. Herzog Ernst fragte sie, welchen Schaden ihnen die Vögel thäten? Da sprang ein kleines Männlein hervor und sprach: Herr, wir dürfen uns am Tage vor ihnen nicht blicken laßen und müßen unsern Acker in der Nacht bestellen, und wenn wir über Land reisen, müßen wir in der Nacht gehen und uns am Tag in Hecken und Höhlen verbergen, sonst sind wir unseres Lebens nicht sicher. Nun kam ihr König gegangen, fiel Herzog Ernst zu Füßen und empfieng ihn mit seiner Ritterschaft ehrerbietig, führte ihn mit sich heim und ließ ihm das Nachtlager bereiten. Da es nun Tag wurde, gieng Herzog Ernst mit etlichen der kleinen Leutlein hinaus, und ließ sie einen Streit anfahen mit den Kranichen. Da kamen die Vögel geflogen und bißen und stachen mit den Schnäbeln der Kleinen viel zu Tode. Da das Herzog Ernst sah, gieng er hinzu mit etlichen Dienern,

und schlug und schoß unter die Vögel, daß es voller Kraniche lag, und die Einwohner länger denn ein Jahr an dem Fleisch zu eßen hatten.

Als nun Herzog Ernst die Vögel bezwungen und den kleinen Leuten guten Frieden gemacht hatte, gieng er wieder heim zu dem König der Pygmäen. Da ließ er Herzog Ernsten Gold und Silber und mancherlei köstliches Edelgestein vortragen und bat ihn sehr, daß er es zu Lohne nähme. Aber Herzog Ernst nahm nichts davon, sondern bat den König, daß er ihm zwei kleine Männlein gäbe: das that der König, und gab ihm zween seiner Diener. Hierauf nahm Herzog Ernst Urlaub von dem König, und fuhr mit seinem Volk wieder gen Arimaspien und hatte die zwei Männlein bei sich, und auch den ungeheuern Riesen, und wenn er sich eine Lust machen wollte, ließ er sie miteinander spielen. Also hatte er seine Kurzweil eine gute Zeit in seinem eigenen Lande, darin er als ein gewaltiger Fürst gebot.

Wie Herzog Ernst dem König von Mohrenland, der ein Christ war, gegen den heidnischen König von Babylon beisteht.

Als einst Herzog Ernst mit seinen Dienern das Mittagmal genommen hatte, wollte er sich ein wenig erlustigen, und gieng an dem Gestade des Meeres spazieren. Wie er sich also umsah, so siehet er ein Schiff ans Land kommen. Da gieng er hinzu, und fragte sie, von wannen sie wären? Da sprach der Patron: Wir kommen aus Indien, und sind vom Winde hierher getrieben worden. Da fragte sie Herzog Ernst, welchen Glauben sie hätten? Da sprach der Patron: Wir glauben an den eingebornen Sohn Gottes, der uns erlöset

hat, wollen ihn nimmermehr verleugnen, ob wir gleich deswegen sterben müßen. Diese Rede gefiel Herzog Ernst gar wohl; er sprach zu dem Patron: Lieber Schiffmann, sage mir, habt ihr nicht Krieg oder Streit in euerm Lande? Da sprach der Patron: Es hat eine Zeitlang großen Krieg gehabt mit dem König von Babylon: der hat uns bekriegt des christlichen Glaubens halben, und hat uns dermaßen angegriffen, daß er mehr denn das halbe Land zerstört und verbrannt hat; aber jetzt seit einem Jahr hat es guten Frieden gehabt mit diesem König, doch fürchte ich, er werde bald wieder anfangen, denn die Rede ist gangen, ehe wir aus unserm Land zogen, daß sich der König von Babylon wieder rüste, uns ins Land zu fallen. Da sprach Herzog Ernst zu dem Patron, er sollte nicht hinweg fahren, bis er es ihn hieße: er verhoffte, wenn es nach seinem Willen gienge, er würde mit ihm fahren. Hierauf ließ er den Patron und seine Leute auf sein Schloß ziehen und hieß sie auf das beste verpflegen, welches denn auch geschah. Also blieben sie eine Zeitlang bei Herzog Ernsten.

Als nun Herzog Ernst von den Mohren alles verstanden hatte, rief er seinen Freund, Graf Wetzelo, zu sich, mitsammt seinem Kämmerer, und sprach zu ihnen: Lieben Freunde, was rathet ihr dazu, daß wir mit diesen Mohren gen Indien fahren? denn der König von Indien hat die Christen sehr lieb. Auch wißt ihr wohl, daß wir uns hier nicht rechtschaffen regen dürfen. Zwar hat der König von Arimaspien mir etliche Landschaften geschenkt: sollt ich aber mein Leben unter den Heiden so elend enden? Das will ich nicht thun, und wenn ich wüßte, daß es mir noch übler gehen sollte, denn es mir gegangen hat. Darum liebe Herren, was rathet ihr dazu?

Sie sprachen, der Rath gefiel ihnen wohl; sie waren willig, ihm auf solcher Reise gehorsam zu sein. Da befahl Herzog Ernst seinen Dienern, daß sie das Schiff, darin die Mohren wären, mit Speise versehen sollten, welches alsbald geschah. Nun nahm Herzog Ernst seine wunderlichen Leute, gieng mit seinem Vetter Wetzelo und andern Dienern, sammt den Mohren in das Schiff und fuhr also ohne Urlaub aus dem Königreich Arimaspien und ließ die Städte, die ihm der König geschenkt hatte, im Stich.

Als Herzog Ernst mit dem Mohren aus dem Königreich Arimaspien hinweggefahren, schifften sie mit gutem Wind gen Indien. Wie sie nun hineinkamen, giengen die Mohren alsbald zu dem König und zeigten ihm an, wie daß ein mannlicher Held mit ihnen komme, welcher ein christgläubiger Mensch wäre. Als der König Solches von seinem Volk vernommen, gieng er hinaus an das Gestade des Meeres zu dem Schiff, empfieng Herzog Ernsten ehrenvoll, führte ihn mit sich heim, und hielte ihn mit seinen Dienern gar herrlich und wohl. Also blieben sie eine Zeitlang in gutem Frieden bei dem König.

Da nun Herzog Ernst mit dem Grafen Wetzelo eine Zeitlang bei dem König in Indien gewohnt hatten, da kam eines Tages ein Bote von dem König von Babylonien, dieweil sie noch über Tisch saßen. Der sprach zu dem König Du König der Mohren, wiße, daß mich mein König von Babylonien zu dir geschickt hat dir zu sagen: wenn du nicht von deinem Glauben willst abstehen, so will er dich mit deinem ganzen Land verderben und verbrennen: darnach wiße dich zu richten. Der König hinter dem Tisch erschrak sehr solcher

Worte und wuste nicht, was er dem Boten antworten sollte; aber Herzog Ernst, als ein mannlicher Held, sprach zu dem Boten: Sag deinem König, er soll kommen: wir wollen seiner warten als tapfere Kriegsleute. Hierauf sprach er zu dem König: Großmächtiger Herr, was gedenkt ihr, daß ihr also betrübt seid? wißet ihr nicht, daß ihr ein Herr und König seid in euerm Lande? und wenn ihr nur zehn Mann hättet, so solltet ihr euch nicht fürchten. Wißet ihr nicht, daß ihr Solches thut um des Wortes Gottes willen? Denn der Herr spricht also: Was ihr thut und leidet um meines Namens willen, das soll tausendfältig bei mir und meinem Vater vergolten werden. Darum sollt ihr euch ein Herz faßen. Gott läßt sein Volk nicht, denn wie oft hat er sein Volk wunderbar erhalten? Diese Rede gefiel dem König von Herzog Ernsten sehr wohl: er sprach zu ihm: Lieber, eure Worte haben mir mein Herz erquickt; nun will ich es wagen und sollte mein Königreich darüber zu Grunde gehen. Er hat mir das Land zuvor sehr verwüstet mit Rauben und Brennen; auch hat er mir viel Schaden auf dem Meer gethan. Wie nun der Bote wieder heim kam zu dem König von Babylonien, zeigte er ihm an, was er gehört hatte von Herzog Ernsten, und sprach: Großmächtigster König, ich kann euer Majestät nicht verhalten die Worte, die mir des Königs von Indien Herren einer gab, der bei ihm stand. Derselbe Herr sprach also: Sage deinem König, er soll kommen, wir wollen ihm Manns genug sein; und noch mehr schnöder Worte redete er, die ich Ew. Gnaden nicht sagen mag, denn ich fürchte euern Zorn. Solche Botschaft verdroß den König gar sehr. Alsbald forderte er zusammen an die hunderttausend Heiden, fiel den König von

Indien in sein Land, verwüstete alles was er fand, schlug Männer, Weiber, Kinder zu Tode und vergoß viel unschuldiges Blut.

Nun war der König von Indien mit großer Gewalt wider den babylonischen König zu Felde gezogen und ließ ihm gegenüber sein Gezelt aufschlagen. Wie nun der folgende Tag anbrach, gebot der König von Indien seinem Volk, daß sie alle auf sein, und sich zu einer Feldschlacht schicken sollten. Nun ritt der König von Indien um sein Heer, sprach ihm Muth zu und sprach: sie sollten getrost sein, und tapfer unter die Heiden schlagen, denn so sie das nicht thäten, würden sie aus ihrem ganzen Lande ewiglich verstoßen; darzu würde es ihren Weibern und Kindern übel ergehen. In solcher Ansprache kam Herzog Ernst geritten: den bat der König inständigst, daß er das Panier tragen sollte. Des war Herzog Ernst wohl zufrieden, denn er hatte sich mit seinem Vetter, Grafen Wetzelo wohl gerüstet, auch hatte er den großen Riesen stäts bei sich.

Als sie nun eine gute Weile voreinander in der Schlachtordnung gestanden, ritt der König von Babylonien um seine Armee, tröstete sie mit dem Mahomet, und sprach: sie sollten beherzt drein schlagen, denn sie sähen wohl, daß der König von Indien nicht viel Volks hätte: sie sollten nur immer wider das Panier streiten, daß sie das eroberten. Er wuste aber nicht, daß es so ein kühner Held trug. Wie man nun zum ersten und andernmal aufgeblasen, schickte sich ein jeder mit seiner Wehr aufs Beste, wie er sie denn gebrauchen wollte. Und als man jetzt zum drittenmal blies, hub ein mächtiges Spießkrachen an und so ein groß Geschrei, daß mans wohl eine Meile hätte mögen

hören. Nun unterfiengen sich die Heiden, auf das Panier los zu gehen: das ward ihnen übel gelohnet, denn Graf Wetzelo stand mit seinen Dienern hart bei dem Panier: die schlugen so tapfer unter die Heiden, daß es voller Todten um ihn lag. Insonderheit der Riese, den Herzog Ernst mitgebracht hatte aus Arimaspien, der schlug so tapfer um sich mit seinem Baum, daß ihm kein Held mehr stehen wollte. Als nun so großes Schlagen zu beiden Seiten geschah, ritt der König von Indien hinter sein Heer, stieg von seinem Pferde, kniete nieder auf die Erden, hub seine Hände auf gegen den Himmel, und sprach mit andächtigem Herzen zu Gott: Allmächtiger, barmherziger, gütiger Gott, schicke uns deinen einigen Sohn und Erlöser, unsern Herrn und Heiland Jesum Christum, daß er dieß sein gläubig Volk wolle beschirmen vor den Hunden, die seinen Namen schänden.

Nun war der Steit gar heftig, viel Blutvergießen ward auf beiden Seiten gesehen, daß Mancher so von Mohren als Heiden darin elend ertrinken muste, der sonst wohl noch aufgekommen wäre. Wie der König von Babylonien sah, daß ihm so großer Schade von Herzog Ernst mit dem Panier geschah, ritt er in schneller Eil gegen ihn und vermeinte ihn zu Boden zu reiten; aber Graf Wetzelo wurde des innen, ritt auf den König zu und gab ihm einen harten Schlag mit seinem guten Schwert, daß er mit dem Roſs zu Boden fiel. Die Heiden, die das sahen, wollten ihrem König zu Hülfe kommen; aber der Ries stund mit seinem Baum dabei und schlug so viel Heiden zu Tode, daß Keiner zu ihrem König kommen mochte: also nahm ihn Graf Wetzelo gefangen. Wie nun die andern Heiden sahen, daß ihr König gefangen wäre und nicht wieder

befreit werden könne, wußten sie nicht, was sie thun sollten und waren gar verzagt und fiengen an die Flucht zu nehmen. Wie das die Mohren sahen, kriegten sie erst ein Herz, rannten ihnen mit großer Gewalt nach, erstachen ihrer viel in der Flucht, daß der heidnischen Hunde wenig davon kamen. Da hätte man eine ganze Meile Weges nichts gesehen denn eitel todte Körper. Wie nun die Mohren sahen, daß sie das Feld behalten hatten, ritten sie wiederum zurück an die Stelle, wo die Schlacht geschehen war, und suchte ein jeder seinen Freund unter den Todten. Da fand mancher seinen nahen Anverwandten todt, den andern ohnmächtig liegen. Nun gieng auch Herzog Ernst hin, und rief seine Diener zusammen: da kamen nur drei, und einer blieb außen. Da ließ alsbald Herzog Ernst unter den Todten suchen, so lange bis sie ihn fanden. Als sie ihn nun gefunden hatten, brachten sie seine Leiche vor Herzog Ernsten und seinen Vetter Wetzelo. Als ihn Herzog Ernst also todt vor sich liegen sah, fieng er an mit seinem Vetter, Graf Wetzelo und den andern dreien Dienern bitterlich zu weinen, und sprach: O du allerliebster Diener, soll ich dich jetzt also todt vor mir sehen! Gott hat dich doch so oft wunderbar am Leben erhalten. Aber weil er dich nicht mehr darin haben will, so nehm er deine Seele in seine Hände! Darauf ließ er ihn nach christlicher Ordnung feierlich zur Erde bestatten. Darnach ritt er wieder mit betrübten Herzen zu dem König von Indien und klagte ihm den Tod seines Dieners, worüber der auch sehr bekümmert war.

Wie Herzog Ernst von dem König von Babylonien Geleit nach Jerusalem erhielt.

Nun gieng der Herzog mit seinem Vetter Wetzelo zu dem babylonischen König, und sprach: Du König der Heiden, warum unterstehest du dich, die Christenheit also zu schwächen, und willst sie von ihrem Glauben bringen, der doch der richtigste Weg zu Gott ist? Da fieng der König von Babylonien an, und sprach zu Herzog Ernsten: Du mannlicher Held, wer magst du doch sein? Denn fürwahr, mir ist großer Schade von deiner Hand an meinem Volk geschehen, und so du mit deinem Gesellen, der mich gefangen hat, nicht gewesen wärst, so würde ich den Mohrenkönig wohl überwunden haben; nun aber bin ich ein gefangener Mann. Da nun der König von Herzog Ernst zu wißen begehrte, wer und woher er sei, fieng er an und erzählte ihm seine Schicksale und die Reise, so er vollbracht hatte, ließ dann seine wunderlichen Leute herbeibringen, stellte sie dem König vor und sprach: Diese Leute habe ich überwunden mit meinen Gesellen in seltsamen Landen. Da sprach der König von Babylonien zu Herzog Ernst: Lieber Herr, wo ihr mir nicht helfet aus diesem Gefängniß, so muß ich mein Lebtag hie gefangen bleiben; werde ich aber ledig, so will ich euch wohl an das endliche Ziel eurer Reise fördern und will euch begleiten mit meinem Volk bis in die heilige Stadt Jerusalem; auch sollt ihr frei sein aller Zehrung.

Solche Verheißung des babylonischen Königs gefiel Herzog Ernsten wohl. Da gieng er alsbald zu dem Mohrenkönig und sprach zu ihm: Großmächtigster König, dieweil ihr euern

großen Feind gefangen habt, so dünkt mich am besten, daß ihr von ihm eine Versicherung nehmet und laßet ihn ledig.

Da sprach der König von Indien: Nein, der König von Babylonien wird jetzt nicht alsobald ledig von mir, sondern er muß gezwungen werden, den christlichen Glauben anzunehmen. Solcher Worte des Königs erschrak der gute Herzog Ernst und sprach: Wie, wollt ihr einen dazu zwingen? Wißet ihr nicht, daß man niemand zum Glauben zwingen soll? Wer nicht aus seinem frei eigenen Willen den Glauben annehmen will, den soll man bei seinem alten Glauben bleiben laßen, so wird er dermaleinst empfinden vor Gottes Gericht, was er gethan hat. Jedoch wollen wir ihn darum fragen; ihr wißet aber wohl, daß böse Hunde nicht wohl bändig zu machen sind.

Alsbald schickte der König von Indien zum König von Babylonien und hieß ihn zu sich kommen, welches er alsbald that. Wie ihn nun die Mohren, die ihn verwahren musten, brachten, fragte ihn der König von Indien und sprach: Ihr wißet, König von Babylonien, daß ihr mein Gefangener seid: wollt ihr euch nun laßen taufen und den christlichen Glauben annehmen, so sollt ihr ledig von mir werden; wo ihr das aber nicht thut, so müßt ihr Lebenslang mein Gefangener sein und bleiben: darnach habt ihr euch zu richten.

Da fieng der König von Babylonien an und sprach zum Mohrenkönig: Ich weiß wohl, daß ich euer Gefangener bin, aber euern Glauben, den nehme ich nicht an; wenn ich mich sonst loskaufen kann, es sei mit Gold oder Silber, wie viel das auch sein soll, das will ich thun und will euch auch verheißen und zusagen, daß ihr nimmermehr von mir sollt bekriegt

werden, dieweil ich lebe, und will euch euer Land, das ich gewonnen habe, wieder einräumen.

Da der Mohrenkönig dieß von dem Heidenkönig gehört hatte, gieng er mit Herzog Ernsten beiseite und sprach zu ihm: Was rathet ihr mir zu solchem Verheißen, das mir der Heidenkönig gethan hat, wie ihr selber gehört habt?

Da sprach Herzog Ernst zu dem König: Habt ihr nicht behalten meine vorige Rede, die ich euch gesagt habe? Darum so wäre mein Rath, daß ihr ihn los gäbet und ließet euch einen Eid schwören, daß er seine Zusage halten würde. Alsdann will ich mich aufmachen und den nächsten Weg gen Jerusalem mit ihm ziehen, denn er hat mir sicher Geleit zugesagt durch sein ganzes Land. Nun giengen sie miteinander wieder zum König von Babylonien, und zeigte ihm der König von Indien seine Meinung an und sprach: wenn er halten wollte, was er gesagt hätte, und einen Eid schwören, solcher Verheißung nicht entgegen zu handeln, so wollt er ihn losgeben.

Da sprach der König von Babylonien, er wolle die Verheißung, die er gethan habe, getreulich halten und sei bereit sein Versprechen eidlich zu bestärken. Darauf hob er die Hand auf und sprach: Ich König von Babylonien gelobe hier vor Gott und allen Menschen, daß ich oder meine Nachkommen das Königreich der Mohren nimmermehr mit Krieg anfechten wollen; so verbinde ich mich auch hier vor euch allen, daß ich will Herzog Ernsten begleiten mit seinen Dienern durch mein ganzes Land bis gen Jerusalem, und darnach so weit als mein Land ist. Solches Gelübde gefiel dem König von Indien wohl; doch ward er sehr betrübt, daß Herzog Ernst von ihm scheiden wollte, redete mit ihm auf das Freundlichste und bat, daß er

bei ihm bleiben sollte, er wollte ihm das halbe Königreich geben; aber Herzog Ernst schlug ihm das ab.

Als der babylonische König dem von Indien geschworen hatte, nahm er sammt Herzog Ernsten von dem König von Indien Urlaub. Da nun Herzog Ernst den König gesegnete, fieng der König an und sprach zu ihm: Allerliebster Freund und guter Herr, ich bitte euch auf das allerinständigste, da ihr durchaus nicht bleiben wollt, daß ihr doch einen eurer Diener bei mir bleiben laßen wollt. Aber Herzog Ernst schlug ihm diese Bitte mit großem Dank ab und ritt also in großen Freuden mit dem König von Babylonien in sein Land. Wie sie nun eine Tagreise oder drei hinein gekommen waren, wurden viel Herrn und Fürsten der Heiden der Wiederkunft ihres Königs gewahr: da ritten sie ihm entgegen mit viel Volks, empfiengen ihn schön, sammt Herzog Ernsten und Graf Wetzelo, verwunderten sich auch sehr der wunderlichen menschlichen Geschöpfe, die Herzog Ernst mit sich gebracht aus den Ländern, die er dem König von Arimaspien unterworfen hatte. Nun ritten sie mit viel und mancherlei Kurzweil, bis sie in die schöne Stadt Babylon kamen: daselbst blieb er drei Wochen und besah die Stadt mit Fleiß. Darnach gieng er zu seinem Vetter Wetzelo und sprach zu ihm, er sollte sorgen, daß alle Dinge bereit würden für die Reise, denn er wollte sich aufmachen und seinen Weg nach Jerusalem nehmen. Damit gieng er zum König und begehrte Urlaub von ihm; den gab ihm der König ungern, denn wiewohl er kein Christ war, so gefiel ihm doch seine Tapferkeit wohl. Er sprach zu Herzog Ernsten: Dieweil eures Bleibens nicht länger bei mir sein mag, so bedanke ich mich höflich gegen euch, denn wo ihr nicht

gewesen wärt, so hätte ich müßen ein gefangener Mann bleiben mein Leben lang; nun aber bin ich durch eure Bitte, die ihr um meinetwillen an den Mohrenkönig gethan habt, frei geworden; dagegen hab ich verheißen, euch mit meinem Volk zu begleiten bis zu der Stadt Jerusalem. Hiemit hieß er ihm bringen viel Gold und Silber und mancherlei Kleinode: das schenkte er ihm; diese Schenkung nahm Herzog Ernst mit großem Dank an. Hierauf befahl der König, daß sich rüsten sollten an die zwei tausend Heiden mit ihren besten Waffen, welches alsbald geschah. Da nahm Herzog Ernst Urlaub von dem König und ritt mit seinen Dienern auf Jerusalem zu; aber der König befahl insonderheit seinen Leuten, daß sie Herzog Ernsten Ehre und Gehorsam erzeigen sollten, welchem sie auch folgten. Nun ritten sie eine lange Zeit, bis sie in die Nähe von Jerusalem kamen: da nahmen sie wieder Urlaub von Herzog Ernsten.

Als Herzog Ernst manchen Tag auf der Reise begriffen gewesen mit seinem Volk, kamen sie hart an die Stadt Jerusalem. Da sprachen die Heiden zu ihm: Ihr wißet, allerliebster Herr, daß wir jetzt von euch scheiden müßen, denn ihr seid nun in der Christenheit; da dürfen wir nicht hinein kommen, denn sie würden uns Alle zu Tod schlagen: also begehren wir jetzt einen freundlichen Abschied von euch. Wie nun Herzog Ernst sah, daß sie nicht länger mit ihm ziehen durften, dankte er ihnen freundlich der Ehrerbietung, die sie ihm auf dem Wege erzeigt hatten; also schieden sie von einander. Da ritt Herzog Ernst der Stadt zu und als er hart hinzu kam, schickte er seine wunderliche Leute mit einem Diener vor sich hin, und behielt den Riesen bei sich mit seiner großen Stange. Wie nun

der Diener mit den wunderlichen Leuten durch die Stadt zog, erschrak das Volk sehr, lief scharweis herbei und besah die seltsamen Leute. Nun war die Gaße so voller Pilger, daß niemand zu dem Hause kommen konnte, worin die Diener die Herberge bezogen hatten. Indem ritt Herzog Ernst mit seinem Vetter, Graf Wetzelo, zweien Dienern und dem Riesen in die Stadt. Als er nun in die Gaße kam, sah er so viel Volk vor dem Hause stehen, daß er nicht wohl zu seiner Herberge kommen konnte; doch hieß er den Riesen einen Raum machen mit seiner Stange: das that er unverzüglich. Also drangen sie mit großer Arbeit durch das Volk in die Herberge. Da hieß der Herzog seine wunderlichen Leute in die Fenster stellen, damit sie genug gesehen würden von Jedermann.

Als sich nun das Getümmel des Volks in etwas verlaufen hatte, giengen etliche vornehme Pilger, die Herzog Ernsten kannten, zu dem König und zeigten ihm an, wie dieser Herr angekommen wäre mit vielen wunderlichen Leuten, der eine so große Wallfahrt hätte vollbringen wollen mit den Griechen, die alle durch des Meeres Ungestüm untergegangen, so daß nur sein Schiff und er mit seinen Rittern davon gekommen wären. Solcher Botschaft war der König von Herzen froh, gieng alsbald in die Stadt zu ihm, empfieng ihn schön, führte ihn mit sich heim in den königlichen Palast und fragte Herzog Ernsten um alle Dinge, wie es ihm ergangen wäre. Solches sagte ihm Herzog Ernst, und erzählte ihm alles; des sich der König sehr verwunderte. Nun kam die Zeit; das sie mit großen Freuden das Mittagsmal nahmen; darnach giengen sie zum heiligen Grabe, darin unser Herr Christus geruht hat: daselbst fiel Herzog Ernst auf seine Kniee, dankte Gott innig-

lich und sprach: O du ewiger, barmherziger Gott, du hast mich wunderbar erhalten und mir zum öfternmal deinen lieben Sohn geschickt, unsern Herrn und Heiland Jesum Christum, der mich gestärkt und erhalten hat bei seinem Glauben, und mich behütet vor allem Uebel bis auf diese Stunde: darum so sage ich dir Lob, Ehre und Dank bis in Ewigkeit. Nach solchem vollbrachten Gebet zog er mit dem König wieder in seinen Palast und blieb ein ganzes Jahr zu Jerusalem.

Wie Herzog Ernst von Jerusalem über Bari und Rom wieder nach Deutschland kam.

Wie nun Herzog Ernst ein halb Jahr zu Jerusalem gewesen war, kamen zween Pilger gen Jerusalem, die Herzog Ernst sehr wohl kannten, und da sie die Fahrt vollbracht hatten und wieder nach Hause kamen, giengen sie zu dem Kaiser und zeigten ihm an, wie sein Sohn, Herzog Ernst, zu Jerusalem wäre und wunderliche Leute aus seltsamen Landen mit sich gebracht hätte. Dessen verwunderte sich der Kaiser sehr und gab den zweien Pilgern große Geschenke. Darnach gieng er zu seiner Gemahlin, der Kaiserin, und sprach: Liebe Frau, ich will euch neue Zeitung sagen: unser Sohn Herzog Ernst ist zu Jerusalem, und ist ganz grau geworden. Von solchen Worten erschrak die Kaiserin, jedoch mit Freuden, und sprach zu dem Kaiser: Fürwahr, gnädiger Herr, die grauen Haare, die er hat, die kommen ihm nicht vom kleinen Unglück, denn er manchen großen Schaden darüber leiden müßen.

Da nun Herzog Ernst ein ganzes Jahr zu Jerusalem gewesen, sprach er einsmals zu dem König: Gnädiger Herr, ich begehre einen freundlichen Abschied von euch, denn es ist

nun Zeit, daß ich wieder in mein Vaterland ziehe. Ob dieser Rede erschrak der König, denn er vermeinte er solle sein Leben zu Jerusalem endigen; weil das jedoch nicht sein konnte, ließ er ihm zwei große Schiffe mit aller Zubehör ausrüsten. Nun nahm Herzog Ernst Urlaub von dem König zu Jerusalem, und fuhr mit seinem Volk auf Bari zu; auch fuhren mit ihm viel andere Pilger, und kamen mit gutem Winde gen Bari in Italien. Da sie nun zween Tage in der Stadt waren, ward einer seiner wunderlichen Männer krank. Den hatte er aus Arimaspien mitgebracht: er war genannt Sciopous und hatte einen so großen Fuß, daß er sich vor der Sonnenhitze damit bedecken konnte: derselbe starb zu Bari. Darüber war Herzog Ernst sehr bekümmert und sprach zu seinem Vetter, Graf Wetzelo: Mich dünkt, lieber Freund, wir wollen alsbald gen Rom schiffen, diese Stadt auch besehen, und darnach trachten, daß wir gen Deutschland kommen.

Herzog Ernst betrübte sich sehr, daß ihm seiner wunderlichen Männer einer gestorben war, fuhr also in geschwinder Eil von Bari, und kam in kurzer Zeit gen Rom. Da ward er schön empfangen mit seinem Volk. Aber alle Leute hatten große Verwunderung solcher seltsamen Menschen, die er mit sich brachte. Nun ließ Herzog Ernst seine wunderlichen Leute alle Tage auf der Gaße herumführen, damit sie jedermann genau besehen könnte. Darauf gieng Herzog Ernst zum Pabst und bat ihn inständigst, daß er doch seinen Herrn Vater besuchen und für ihn bitten möchte, daß er ihn doch zu Gnaden annehme. Aber der Pabst schlug ihm diese Bitte ab, denn er stand selbst nicht in Einigkeit mit dem Kaiser.

Nun war Herzog Ernst wohl acht Tage zu Rom gewesen.

Nachdem er nun alle Dinge in der Stadt auf das Fleißigste gesehen hatte, gieng er auf eine Zeit mit seinem Vetter, Graf Wetzelo, zu Rath, und sprach zu ihm: O mein allerliebster Vetter, wir wollen uns aufmachen, und nach unserm Vaterland reisen. Nun haben wir, wie du wohl weist, mancherlei Gefahr hin und wieder bestanden, und sind in großen Aengsten unsers Leibs und Lebens gewesen; doch hat uns Gottes Hand daraus geholfen. Nun aber will mich bedünken, daß ich allererst in das gröste Elend komme, denn mein Vater wird seinen grimmigen Zorn über mich nicht von sich gethan haben, obgleich ich keine Schuld daran habe. Darum bitte ich dich, lieber Vetter, um deinen getreuen Rath, wie ich mich hierin verhalten soll.

Da sprach Graf Wetzelo: Lieber Herr und Vetter, ich sehe wohl, daß es uns jetzt übler ergehen dürfte, denn es uns ergangen hat; doch bitt ich euch, ihr wollt mir dießmal folgen. Ihr habt doch selbst von unserm Wirth gehört, daß der Kaiser Otto einen Tag will in der Stadt Nürnberg halten, mit seinen Fürsten und Herren: darum so laßet uns auf sein, daß wir bald dahin kommen, so wollen wir dann unsere Leute heimlich auf einem Wagen hinein führen laßen, damit der Kaiser unsere Ankunft nicht gewahr wird: wer weiß, was dann Gott für ein Mittel dazwischen schicken mag. Ihr seht wohl, daß wir vom Pabst keine Hülfe zu erwarten haben. Dieser Rath gefiel Herzog Ernsten wohl; er sprach zu ihm: Wir wollen uns noch diesen Tag hinweg machen: welches sie auch thaten. Als sie nun zu Mittag gegeßen hatten, ließ Herzog Ernst zween große bedeckte Wagen zurichten, und jeden Wagen mit vier Pferden bespannen, nahm noch zween Knechte

an und verbot ihnen, daß sie Niemand sagen sollten, wer auf dem Wagen säße. Nun ritt Herzog Ernst mit seinem Vetter, Graf Wetzelo, aus der Stadt Rom, und ließen hinter sich die drei Diener reiten, die so viel Unglücks mit ihnen erlitten hatten; die beiden Wagen aber fuhren hinten nach. Wo sie dann in eine Herberge kamen, verbot Herzog Ernst dem Wirth, daß er niemand was sagen sollte von den wunderlichen Leuten, die er bei sich hatte. Aber der Ries lief stäts neben ihm her und wo er in eine Stadt kam, da verwunderten sich die Leute sehr ob seiner Größe. Also ritt Herzog Ernst mit den Seinen in die Stadt Nürnberg, daß ihn Niemand kannte.

Wie Herzog Ernst sich seiner Mutter der Kaiserin zu erkennen gab.

Als nun der Kaiser mit der Kaiserin und allen seinen Herren in die Stadt kam, war es an einem Christtag Morgen, da jedermann in die Kirche gieng, und die Kaiserin war auch hinein gegangen mit ihren Jungfrauen. Des war Herzog Ernst gewahr worden, und sprach zu Graf Wetzelo, seinem Vetter: Was räthst du mir? jetzt ist meine Frau Mutter, die Kaiserin in der Kirchen: ich darf wohl hineingehen, und mich ihr zu erkennen geben, dann ich will mich gegen sie stellen wie ein Armer, der ein Almosen begehrt. Solcher Rath gefiel dem Grafen Wetzelo wohl. Da giengen sie mit einander in die Kirchen.

Als sie nun hinein kamen, gieng Herzog Ernst alsbald durch das Volk zu der Kaiserin, seiner Frau Mutter, und als er zu ihr kam, grüßte er sie freundlich, und sprach: Gnädige Frau Kaiserin, gebet mir doch ein Almosen um Christi willen

und eures Sohns Ernsten. Da sprach die Kaiserin: Ach lieber Freund, meinen Sohn hab ich lange Zeit nicht gesehen: wollte Gott, daß er noch am Leben wäre; ich wollte euch ein gutes Botenbrot geben. Da sprach Herzog Ernst: Gnädige Frau, gebt mir das Botenbrot, so will ich mich gleich wieder von hinnen machen, denn ich bin einmal in Ungnade bei meinem Vater gefallen und kann nicht wieder zu Gnaden kommen. Da sprach die Kaiserin: So seid ihr mein Sohn Ernestus. Herzog Ernst sprach: Gnädige Frau Mutter, ich bin euer Sohn: darum helft mir, daß ich wieder zu Gnaden komme bei dem Kaiser, meinem Vater.

Da die Kaiserin ihren Sohn wieder sah, sprach sie zu ihm: O du mein allerliebster Sohn, daß wir jetzo nicht Zeit haben, miteinander zu reden! ich wollte dir gern einen Weg zeigen, wie du möchtest Gnade erwerben bei deinem Herrn Vater, dem Kaiser; doch bitte ich dich, daß du morgen wollest kommen. Da wird der Bischof von Bamberg ein feierliches Hochamt halten, und sobald er das heilige Evangelium gesungen und die Predigt gehalten hat, so sollst du dem Kaiser zu Füßen fallen und ihn mit weinender Stimme um Gnade flehen, sollst aber um Alles nicht dein Antlitz enthüllen, ehe du Gnade hast, denn sonst ohne Zweifel wird dir das Leben genommen. So will ich heute den Bischof und andere Herren bitten, daß sie sich deinethalben bei dem Kaiser bemühen, und mit dir einen Fußfall thun: so hoffe ich, daß sich des Kaisers Herz doch erweichen wird, und du Gnade bei ihm findest.

Nachdem sie solcherlei Worte miteinander gesprochen, nahm Herzog Ernst Urlaub von seiner Frau Mutter und gieng wieder zu seinem Gesellen Graf Wetzelo und sagte ihm

von Wort zu Wort, wie ihm die Mutter gesagt hatte. Des ward er von Herzen froh. Hierauf giengen sie wieder in ihre Herberge, und warteten beide des andern Tages mit Freuden.

Da nun die Kaiserin aus der Kirche heim kam, schickte sie alsbald nach dem Bischof von Bamberg. Als er nun gekommen war, führte sie ihn in ihre Kammer, und bat ihn mit weinenden Augen, daß er sie doch einer Bitte gewähren wollte; welches er ihr verhieß. Hierauf sprach sie zu ihm: Wißet, lieber Herr, daß mein Sohn heute bei mir gewesen in der Kirchen, und hat sich sehr beklagt wegen meines Herrn, des Kaisers, Ungnaden; wie ihr dann selber wohl wißet, daß er unschuldig ist. Darum so will ich gebeten haben, wenn ihr morgen das Evangelium gesungen und die Predigt gehalten habt, so wollt ihr darnach ein klein wenig still halten: dann wird mein Sohn kommen, und einen Fußfall vor dem Kaiser thun, und ihn um Gnade bitten. Auch will ich euch auf das Treulichste gebeten haben, daß ihr Solches unterschiedlichen Fürsten und Herren anzeiget, damit sie ihm auch helfen Gnade erwerben. Solche bewegliche Rede der Kaiserin jammerte den Bischof sehr, er versprach es ihr zu thun, nahm Urlaub von ihr und gieng zu vielen Fürsten und Herren, welchen er der Kaiserin Begehren anzeigte. Sie verhießen ihm, willig und gehorsam zu thun wie die Kaiserin geboten hätte.

Wie Herzog Ernst seines Vaters des Kaisers Gnade erwarb.

Da nun Herzog Ernst des andern Tages mit großem Verlangen gewartet hatte, und jetzt der Kaiser mit seinen Herren in die Kirchen gegangen war, giengen Herzog Ernst

und Graf Wetzelo auch miteinander dahin, und befahlen ihren Dienern, aus der Ferne nachzukommen. Als sie nun hinein kamen, blieb Herzog Ernst bei der Thüre stehen; Graf Wetzelo aber stellte sich hinter den Altar, und wartete seine Zeit ab, denn wenn der Kaiser seinen Sohn nicht begnaden wollte, sondern ihn ins Gefängniß zu ziehen gedächte, wollte er hervorspringen und Herzog Ernst befreien. Da saß der Kaiser auf seinem Stuhl ganz herrlich, und die Kaiserin neben ihm. Indem fieng der Bischof von Bamberg das Evangelium mit lauter Stimme zu singen an, stieg dann auf die Kanzel und predigte von der Liebe, und daß jegliche Tugend ohne die Liebe Nutzen und Namen verliere, denn sie sei die Wurzel aller Tugenden, und sprach: Jede andere Tugend wird den Menschen gerathen, aber die Tugend der Liebe hat uns Gott selber geboten, denn Er spricht im Evangelio: Das ist mein Gebot, daß ihr einander lieb habet. Darum werfe heut auf den Tag unseres lieben Herrn Jesu Christi ein jeglicher Christenmensch das Gift langwierigen Zorns und alten Neides hinweg, und vergebe seinem Nebenchristen seine Schuld, so wird ihm Gott auch seine Sünde vergeben. Bei diesen Worten trat Herzog Ernst mit großem Muth vor den Kaiser, seinen Vater, und hatte seinen Mantel um sein Angesicht geschlagen, fiel vor ihm nieder auf die Knie, neigte sein Haupt dreimal gegen ihn und sprach: Großmächtiger Kaiser und Herr, ich bitte euer kaiserliche Majestät, daß ihr wollt verzeihen einem Sünder, der wider euer kaiserliche Majestät sich vergangen hat; jedoch weiß Gott wohl, daß er nicht so schuldig ist, als ihr glaubt. Solche Bitte hörte der Kaiser, und sprach zu ihm: Darnach die Uebelthat ist, der du dich entschuldigst, darnach kann ich

dir verzeihen. Da stand die Kaiserin auf von ihrem Stuhl, und sprach: Gnädiger Herr, vergebet diesem Menschen, dieweil er euch an einem so hohen Feste so inständig bittet. Desgleichen kam der Bischof von Bamberg mit vielen Fürsten und Herrn und knieten Alle mit der Kaiserin zur Erden. Da bat der Bischof inständigst und sprach: Großmächtigster Kaiser und Herr, ihr sollt diesem armen Menschen verzeihen und vergeben, denn ihr wißet wohl, es ist kein Sünder so groß vor Gott, wenn er rechte Reue hat über seine Sünden, sie werden ihm verziehen und vergeben. Da sprach der Kaiser:

Es soll ihm verziehen sein; doch will ich wißen, wer er ist. Hiemit stand er auf, nahm ihn bei der Hand und hob ihn auf von der Erde; desgleichen die Kaiserin, den Bischof von Bamberg und die übrigen Herrn. Als Herzog Ernst den Mantel von seinem Angesicht geschlagen hatte, erkannte ihn der Kaiser erst, und entfärbte sich sehr in seinem Angesicht vor Zorn. Das sah Herzog Ernst, erschrak sehr und winkte seinem Gesellen Wetzelo bei dem Altar, daß er Achtung habe, wenn ihn der Kaiser wollte gefangen nehmen laßen, so sollte er ihm zu Hülfe kommen.

Da der Kaiser sah, daß so große Bitte für seinen Sohn geschah von allen Herren, sprach er zu ihm: Lieber Sohn, wo ist denn dein Freund, Graf Wetzelo hingekommen? Da sprach Herzog Ernst: Dort bei dem Altar steht er, und rief ihn herbei. Da kam er mit großen Freuden gegangen, und der Kaiser gab ihnen den Kuß des Friedens, worüber die Kaiserin sehr erfreuet war, daß ihr Sohn Gnade bei dem Kaiser gefunden. Also blieben sie in der Kirchen bis der Bischof von Bamberg das Hochamt zu Ende gehalten: darnach giengen sie mit großen Freuden heim.

Hierauf wurde nun öffentlich Tafel gehalten, wobei der Kaiser viel und mancherlei Reden mit seinem Sohn hatte. Unter andern fieng Herzog Ernst an, und sprach: Lieber Herr Vater, ich bitt euch in aller Güte, daß ihr mir doch wollet sagen, warum ihr mich also aus meinem Lande vertrieben habt, da ich euch doch niemals weder mit Wort noch That zuwider gehandelt? Da sprach der Kaiser: Liebster Sohn, ich will dir nicht verhehlen warum ich Solches gethan habe. Heinrich, der Pfalzgraf, kam zu mir in meinen Saal, mit

diesen Worten: Wißet, gnädiger Herr, denn ich bin schuldig euch zu warnen vor euerm Schaden, euer Sohn Ernestus hat sich bei einigen Herren vernehmen laßen, so er allein zu seinem Vater käme, wolle er sich unterstehen ihn zu erstechen. Auch verschwur er sich hoch, er hätte es selbst aus deinem Mund gehört, und überredete mich solchermaßen, daß Niemand den Zorn hätte beschwichtigen mögen, den ich wider dich gefaßt hatte. Da sammelte ich etliche Kriegshaufen, und wollte dich vertreiben laßen: da schlugst du sie alle zu Tod. Darnach wie ich den Reichstag zu Speier hielt, kamest du in meine Kammer, und stachst den Pfalzgrafen an meiner Seite zu Tod, und wo ich nicht wär in die Capelle gesprungen, so glaube ich, du hättest mich auch erstochen. Da ward ich erst noch recht in Zorn gegen dich entzündet, und verjagte dich vollends aus dem Lande. Da sprach Herzog Ernst: Fürwahr, gnädiger Herr Vater, so wahr als Gott lebet, ich habe nie mit einem Wort etwas wider euch geredet; als ich aber erfuhr, daß mich der Pfalzgraf also verlogen hatte, hab ich ihn getödtet.

Wie Herzog Ernst dem Kaiser seine wunderlichen Leute vorstellt und ihm erzählt, wie es ihm auf der Wallfahrt ergangen.

Indem sie nun die Malzeit mit vielen Freuden vollendeten, und der Kaiser sich sehr verwunderte über des Pfalzgrafen üble Verrätherei, schickte Herzog Ernst seinen Diener in die Herberge und sprach zu ihm: Bring das wunderliche Volk hieher, das ich mit mir gebracht habe: das that er. Wie er sie nun auf die Gaßen brachte, lief das Volk so sehr auf sie an, daß der Ries genugsam zu wehren hatte. Da sie nun in den Saal

kamen, verschloß man ihn alsbald, damit das Volk nicht hinein kommen konnte.

Da nahm Herzog Ernst seinen Vater bei der Hand, führte ihn zu seinen Leuten und sprach: Lieber Vater, diese Leute habe ich dem König von Arimaspien unterthänig gemacht, und dieser Mensch mit dem einen Aug ist in dieses Königs Lande daheim. Nun sehet ihr wohl, was für mancherlei Gefahren ich erlitten habe, und doch ist mir noch Einer zu Bari gestorben; auch hab ich von den Agrippinern keinen mit mir bringen können, denn ich hatte ihren König erstochen. Dabei wurden mir acht Ritter zu Tod geschlagen. Diese Agrippiner haben Hälse, wie die Kraniche, und ihrer ist ein sehr großes Königreich. Darnach schifften wir weiter und kamen an den Magnetenberg: daselbst gieng unser Schiff zu Stücken. Nun kamen unser sieben in ein ander Schiff: da fanden wir sehr viel Ochsenhäute, darein ließen wir uns nähen. Da kam ein Greif, führte uns in sein Nest, da musten wir uns mit großer Mühe herausarbeiten und Gott half uns in einem Walde, daß wir wieder zusammen kamen. Darnach sind wir hinabgestiegen, und in einen tiefen Grund zu einem Waßer gekommen. Da haben wir Bäume abgehauen, und ein Floß gemacht: darauf setzten wir uns und fuhren durch einen großen finstern Berg; hernach kamen wir zu einem hellen Schein: von diesem Berge habe ich diesen Stein abgeschlagen. Hiermit gab er ihn seinem Vater, denn es war ein großer köstlicher Carfunkel: des dankte ihm der Vater sehr. Weiter sagte Herzog Ernst seinem Vater alle Geschichten, die sich noch mit ihm zugetragen hatten. Da wunderte sich der Kaiser sehr, und sprach zu seinem Sohne: Dieweil du, mein liebster Sohn, dich also viel versuchst hast, so verheiß ich dir hier vor allen

meinen Herren, daß du dein Land wieder besitzen sollst, und ich will dir noch mehr Städte dazu schenken; welches er auch that. Nun ward der Tag mit großen Freuden vollendet; darauf ritt Herzog Ernst mit Graf Wetzelo in sein Land und ließ die Bürger schwören. Da ritt der Kaiser auf Speier, blieb eine lange Zeit daselbst, und hielt einen köstlichen Hof, weil sein Sohn wiederum zu Lande gekommen war.

Einiges Wunderbare von der Kaiserin Adelheid, Herzog Ernstens Mutter.

Da nun die Kaiserin wiederum von Nürnberg zog, ritt sie mit ihren Jungfrauen und etlichen Rittern auf Straßburg zu und war der Wiederkunft ihres Sohnes von Herzen froh und daß ihm der Kaiser sein Erbland wieder eingegeben hatte. Nun fieng sie an, und bestellte Bauleute zu Salza im Straßburger Bisthum gelegen und ließ ein Münster aufrichten St. Benedicten-Ordens, darin sie auch nach ihrem Tode begraben worden ist. Nun hatten die Maurer aufgemauert bis auf das Holzwerk: das hatte der Zimmermann viel zu kurz abgehauen, weswegen er sehr bekümmert war, und vermeinte, wo es die Kaiserin gewahr würde, müßte er darum sterben, und wollte darüber entlaufen. Doch scheute er mehr die Schande denn den Tod, gieng mit betrübtem Herzen zu der Kaiserin und zeigte ihr den Schaden an. Da erbarmte sich die Kaiserin seiner Bedrängniſs, und gieng mit ihm auf den Platz. Als sie dahin kamen, sprach die Kaiserin zu dem Zimmermann: Nehmt ihr das Holz bei dem einen Ende, so will ich es bei dem andern Ende nehmen: so wollen wir es meßen. Das thaten sie: da streckte sich das Holz auseinander, daß es die rechte Länge zum Bau hatte. Des war der Zimmermann von Herzen froh.

Einsmals saß der Kaiser und die Kaiserin beieinander an der Tafel und hatten das Mittagsmal eingenommen. Nun hatte die Kaiserin die Gewohnheit an sich, daß sie stäts die Brosamen aufklaubte an der Tafel und sie aß, denn sie wollte Gottes Gabe nicht verderben laßen. Das hatte der Kaiser oft besprochen; aber sie ließ es nicht. Dießmal that sie es wieder: des ward der Kaiser gewahr und sprach zu ihr: Frau, was habt ihr unter der Hand verborgen? ich sehe wohl, daß ihr eine geizige Frau seid: habt ihr nicht genug Brot zu eßen? Hierüber erschrak die gute Kaiserin sehr, und sprach mit demüthigen Worten: Herr, es sind Weinbeerlein. Indem that sie die Hand auf, da hatten sich die Brosamen in Weinbeeren verwandelt. Darüber verwunderte sich der Kaiser nicht wenig, gieng von ihr in sein Gemach und hatte mancherlei Gedanken, wie er sie versuchen wollte, ob sie ihn auch von Herzen lieb hätte oder nicht.

Als er sie nun mit den Weinbeeren bewährt erfunden hatte, sprach er einsmals zu ihr: Frau, wollet eure Kleider abziehen, denn ich will euch mit Ruthen schlagen. Ueber solche Worte des Kaisers erschrak die gute Kaiserin sehr, und sprach: Gnädiger Herr, warum soll ich das thun? hab ich doch nichts ungebührliches gethan, noch das euch Schaden brächte. Dieweil ihr es aber haben wollt, so will ichs thun. Da zog sie sich nackend aus, und stund also mit entblößtem Leib vor dem Kaiser.

Der Kaiser aber hatte eine große Ruthe unter seinem Rock, zog sie hervor und schlug mit allen Kräften auf die fromme Kaiserin. Aber Gott, der die Seinigen nicht verläßt, kam ihr durch den Sonnenschein zu Hülfe, daß die Stralen einen Mantel um sie wirkten, und alle Streiche, die der Kaiser

nach der Kaiserin that, die hielt der Mantel auf. Als der Kaiser solche Gnade, die seine Frau von Gott hatte, ersah, warf er die Ruthe hinweg, und sprach mit lauter Stimme zu ihr: Du meine herzallerliebste Frau, ich sehe die große Gnade, die dir von Gott geschieht; darum will ich gebeten haben, daß du mir die Uebelthat verzeihest, die ich jetzt an dir begangen habe. Auch hielt er sie forthin lieb und werth bis an ihr Ende.

Nachdem der Kaiser nun eine lange Zeit in Frieden mit der Kaiserin gelebt hatte, auch Herzog Ernst wieder in seinem Lande saß, und wohl regierte mit seinem Freund, Graf Wetzelo, saß der Kaiser und die Kaiserin einmal beieinander, und redeten von mancherlei Geschichten. Indem überfiel die Kaiserin ein großes Seufzen, und bedünkte sie wie eine Stimme in ihr Ohr gieng und sprach: Jetzo fällt das große Münster zu Augsburg ein, das deine Verwandten haben bauen laßen. Von solcher Stimme erschrak sie sehr; doch sprach sie bei sich selbst: Dieweil es Gott haben will, kann ich nicht dawider streben. Da fragte der Kaiser, warum sie also geseufzet hätte? Da erzählte sie ihm Alles. Der Kaiser schrieb die Stunde auf, schickte einen eigenen Boten dahin, um zu hören, ob dem also wäre. Da der Bote gen Augsburg kam, und berichtet wurde, um welche Zeit das geschehen war, ritt er wieder zu dem Kaiser und zeigte es ihm an. Da befand es sich, daß es um dieselbe Stunde geschehen war, wo es die Kaiserin ihrem Herrn angezeigt hatte. Nun lebten sie nach Gottes Willen in Lieb und Einigkeit friedlich miteinander bis sie Gott von dieser Erden zu sich nahm.

Anhang nützlicher Redensarten und Sprüche.

Laß Gott den Anfang und das Ende deines Thuns sein, so bist du seiner Hülfe gewiſs.

2. Ehe man etwas anfängt, soll man das Ende zuvor betrachten.

3. Es ist beßer und löblicher, arbeiten und sich ernähren als umsonst eßen und Vorwurf leiden.

4. Einen Feind kann man durch Wohlthaten zum Freund machen; aber unsern Begierden sollen wir allezeit widerstreben.

5. Wer Almosen giebt, daß er gesehen werde, der hat weder Lob noch Belohnung zu gewarten.

6. Anfechtung ist der Seele eine Arznei, und dem Leibe Gift.

7. Der ist recht arm, welcher von Gott verlaßen ist.

8. Es ist beßer Armut leiden, als Ehrbarkeit laßen.

9. Wer viel anfängt und nicht vollendet, ist in Gedanken reich, aber in der That arm.

10. Alles nimmt ab in der Welt, aber die Laster nehmen zu.

11. Amtleute schneiden gemeiniglich das beste Stück vom Tuch, Gott weiß, was dem Herrn übrig bleibt.

12. Wer sich zu sehr demüthigt, der schwächt sein Ansehen.

13. Geschwind sein im Antworten, ist ein Zeichen eines unerfahrnen Mannes.

14. Wodurch kann man sich bei den Leuten angenehm machen? Wenn man thut was sie wollen, und redet was sie gerne hören.

15. Ein Armer fragte einen Reichen, wie viel unser Herr Gott Tuch zu einem Rock bedürfte? Der Reiche sagte, das könnte niemand wißen; der Arme sagte: so viel als ich nöthig habe, denn es steht geschrieben: wer den Armen Gutes thut, der hat es mir gethan.

16. Bösen Leuten Gutes thun, hilft ihre Bosheit stärken.

17. Blinden muß man die häßlichen Töchter verheiraten.

18. Wenn bei den Reichen Billigkeit und bei den Armen Genügsamkeit wäre, so würde das Betteln bald aufhören.

19. Es ist beßer in Demuth betteln als durch Stehlen stolz sein, dem Henker in die Hände fallen, und an den Galgen gerathen.

20. Du sollst nicht begehren, was deinem Beruf und Gottes Ehre zuwider ist.

21. Wer die Bibel zum Wegweiser braucht, der wird nimmer irre gehen.

22. Es kann kein Betrübter kräftiger und beßer getröstet werden, als durch den, der noch betrübter als er selbst ist.

23. Große Bäume wachsen langsam, werden aber in einer Stunde ausgerottet.

24. Gute Bücher sind Begräbnisse der Gelehrten.

25. Man soll sich einen Tag vor seinem Tod zu Gott be-

kehren, und weil der Tag morgen kommen möchte, soll man heute anfangen.

26. Die Liebesbücher und Faxgedichte sind gleich den Fröschen, welche Pharaonem auch auf dem Lager geplagt haben.

27. Es steht einem Christen nichts übler an als wenn er im Kreuz seinen Muth fallen läßt.

28. Drei Dinge werden nicht erkannt als zu gewisser Zeit: ein kühner Held im Kriege, ein weiser Mann im Zorn, und ein Freund in der Noth.

29. Es ist keine schändlichere Dienstbarkeit als wenn man sein eigener Sclave ist.

30. Was heißt recht dienen und recht leben? Gott herzlich, dem Fürsten getreulich, dem Nächsten redlich, und sterben seliglich.

31. Was nützt einem Dieb das gestohlene Gut, der morgen hängen, und einem Sünder gute Tage, der morgen zur Hölle soll?

32. Den Degen soll man ohne genügende Ursache nicht ausziehen, und ohne Ehre nicht wieder einstecken.

33. Dreierlei Leute sind lob- und rühmenswerth: züchtige Weiber, gottesfürchtige Geistliche und tapfere Kriegsleut.

34. Ein Diener soll in seines Herrn Gegenwart nicht viel reden, doch also schweigen, daß es ihm zur Weisheit gerechnet wird; seine Antwort aber soll verständig und kurz sein.

35. Die Druckerei ist gleich einer Mühle: jenachdem man gut Getraide darauf schüttet, bekommt man gut Mehl; also auch, darnach die Schriften sind, darnach ist auch der Nutzen.

36. Aus schlimmem Eisen ist kein gut Schwert zu machen.

37. Wer ißt, wenn ihn hungert, und aufhört, ehe er vollkommen satt ist, der darf dem Arzt keinen Lohn, und dem Apotheker keine Arznei bezahlen.

38. Allzu eifrig bringt Haß, aber allzu gelind bringt Verachtung.

39. Durch Einigkeit kann man den Feind abhalten.

40. Das Ende krönet oder schändet eine That.

41. Der hat noch keinen Vorschmack des ewigen Lebens gehabt, welcher nach dem Himmel zu gehen säumig ist.

42. Einem Edelmann stehen schöne Rosse und glänzende Wagen wohl an.

43. Erfahrung gewinnt niemand ohne Mühe und Ungemach, ein Lautenist bricht die Saiten, eh er Meister wird.

44. Ueber dem Eßen soll man nicht in Gedanken sitzen, sondern fröhliche Gespräche führen, und lustige, ergetzliche Dinge reden.

45. Ehre und Reichthum ohne Weisheit sind gar ungewisse Güter.

46. Das ist die beste Ehe, wo der Mann das Haupt und das Weib das Herz ist.

47. Der Fürst ist das Haupt, die Beamten die Arme und Hände, und die Unterthanen die Füße; wenn nun die Füße sehr geschwächt werden, können die Hände und Arme nicht fortkommen, und muß also endlich das Haupt auch abfallen.

48. Eines Freundes Treue muß bis ins Gefängniß, Tod und Grab bestehen.

49. Bei Wohlleben, Freßen und Saufen kann kein Freund erkannt werden.

50. Einen Freund zu viel und oft besuchen bringt Verachtung.

51. Die schönen Haare der Frauen soll man nicht so genau betrachten.

52. Eines Fremden Noth wird von keinem erkannt als der ein Fremdling gewesen.

53. Ein Freund, der selten kommt, ist am angenehmsten.

54. Wer unbedachtsam fragt, muß mit einer unhöflichen Antwort zufrieden sein.

55. Mache mit deines Gleichen Freundschaft.

56. Viel Freunde haben und ihnen wenig vertrauen, ist Weisheit.

57. Wer sein selbst eigener Freund ist, ist niemand nützlich.

58. Der ist fromm, der seinem Freund schaden kann, und thuts nicht.

59. Wer fleißig lieset, wird ein Herr der Wißenschaft.

60. Es ist beßer, daß Fürsten wegen ihrer Gütigkeit geliebt werden, als daß man sie wegen ihrer Strenge fürchte.

61. Ein Fürst soll diese fünf Eigenschaften an sich haben: Gerecht im Richten, wahrhaftig im Reden, beständig im Handeln, verschwiegen in Rathschlägen, und kostfrei im Geben.

62. Zu jeder Handlung gehören drei Dinge: 1. anheben, 2. fortsetzen. 3. vollenden. Anfangen ist leicht, das kann Jedermann, fortsetzen können verständige Leute, vollenden die, so Herz und Fäuste haben. Man bedarf zum Anfange Verstand und Rath, zum Fortsetzen Klugheit und Eifer, zum Vollenden Beständigkeit und Glück.

63. Geschäfte müßen durch fünf Dinge, als 1. Weisheit

und Wohlredenheit, 2. List und Geschwindigkeit, 3. Fleiß, 4. Geld, und zum 5. Gewalt, verrichtet werden.

64. Als ein Herzog von Savoyen gefragt wurde, ob er auch Jagdhunde hätte, wies er auf eine Tafel voll armer Leute, so er täglich speisen ließ, und sagte: mit diesen will ich das ewige Leben erjagen.

65. Ein König oder Fürst, so sein Land wohl regieren will, muß zwei Stücke wohl in Obacht nehmen: Erstlich, daß er von den Bösen gefürchtet, zum andern, von den Frommen geliebt werde, denn er kann den Frommen und Getreuen wohl sein Gut, aber den Bösen nicht sein Gewissen mittheilen.

66. Ein kluger Mann soll Gutes und Böses verstehen. Gutes, daß er andern damit diene, Böses, daß er sich wiße vor anderer Leute Bosheit zu hüten.

67. Ein Jüngling soll sich seiner Jugend freuen und die Welt genießen, aber allezeit dabei bedenken, daß er für alles muß Rechenschaft geben.

68. Eine Mutter hatte vergeßen ihrem Sohn bei Tisch Fleisch zu geben, da forderte er Salz. Die Mutter fragte, wozu willst du das Salz gebrauchen? der Sohn sagte, zu dem Fleisch, das ihr mir geben werdet.

69. Der Lacedämonier Befehl war, die Götter ehren, in Widerwärtigkeiten geduldig sein, der Obrigkeit gehorchen, Müßiggang meiden, und entweder todt oder sieghaft aus dem Streit kommen.

70. Ein Obrister eines Kriegsheers soll allen Schaden hindern, die Gotteslästerer strafen, die Unschuldigen vertheidigen, das Uebel wehren, das Kriegsvolk bezahlen, die Unterthanen schützen, und dem Feind Glauben halten.

71. Einer wurde gefragt, warum die Pallas mit einem Spieß bewaffnet wäre? der antwortete: weil aus den Büchern viel Streit und Fechtens entsteht.

72. Wer sein Haus nicht zu regieren weiß, wie soll der einem ganzen Land vorstehen? darum muß ein Herr bei sich selbst anfangen, so werden die Unterthanen gut thun und folgen.

73. Die rechte Regierungsart kann man nicht auf Universitäten kaufen, sondern man muß sie durch Erfahrung, Geschicklichkeit und Weisheit erlangen.

74. Ein rechter Richter soll sein: 1. aufrichtig im Wandel, 2. eifrig zur Gerechtigkeit, 3. geduldig bei Schmähungen, 4. bedächtig im Reden, 5. gerecht im Urtheilen, und 6. barmherzig im Strafen.

75. Die Rede ist einer solchen kräftigen Wirkung, daß sie die verborgenen Gedanken eröffnet, Aufruhr stillet, Betrübte tröstet, Furchtsame wacker macht, das ungezähmte Volk zum unterthänigen Gehorsam locket.

76. Ein Reisender soll an jedem Ort beobachten, ob die Geistlichkeit einig, die Obrigkeit mild ist, und gerne hört und hilft, was für eine Hantierung in der Stadt ist, was für Nahrung sie hat, ob die Juristen auch Geschenke nehmen, und ob auch Schuster und Bäcker im Rathe sitzen.

77. Welche ohne genugsamen Verstand in fremde Länder reisen, und nicht wißen, was sie darin lernen und werden sollen, sind gleich den Schiffleuten, welche sich ohne See-Compaß und Steuerruder auf das hohe Meer begeben, und erwarten, wo sie der Glücks- und Unglückswind hintreibt.

78. Als einer einen guten Rath gab, und solcher nicht

wohl ablief, sprach er, ich bin Meister im Reden und Rathen, aber das Glück ist Meister im Gerathen.

79. Ein Richter in einer vornehmen Stadt wollte in seiner eigenen Sache gegen seine Widersacher nicht streiten, sondern übergab die Sache einem andern zu rechtfertigen.

80. Gleichwie es nicht nützlich ist, wenn Knechte und Mägde über Herren und Frauen herrschen, also und noch viel schädlicher ist es, wenn der gemeine Pöbel die Obrigkeit verwirrt und das Regiment führen will.

81. Wenn Regenten in einem Jahre nicht zwei Frühlinge, zwei Sommer, zwei Erndten, zwei Herbste machen können, so sollen sie auch ihren Unterthanen in einem Jahr nicht zwei Schatzungen auflegen.

82. Plutarchus sagt, dieses sei die beste Regierung, wenn einer mild in Thaten und karg mit Worten sei, und andern so gebiete wie er wollte, daß man ihm geböte, wenn er ein Unterthan wäre.

83. Sicherheit bringt Verderben, denn es verursacht, daß wir uns zwar stündlich mit dem Leibe dem Tode nähern, mit Gedanken aber gar weit davon sind.

84. Unter den Christen werden nur zwei Schwerter gefunden, das geistliche und das weltliche, denn das dritte, daß man den Glauben mit Krieg fortpflanzen will, soll billig nicht Statt finden.

85. Die heilige Schrift ist die Sara, die übrige Wißenschaft ist die Hagar: wenn sie herrschen will, soll man sie hinausstoßen.

86. Einer wollte einem ein Geheimniß offenbaren; jedoch sollte ers verschwiegen halten. Er antwortete: Wie soll

ich zusagen, es geheim zu halten, da du es doch selber nicht verbergen kannst?

87. Der Teufel ist gleich einer Schlange: wo er den Kopf durchbringt, da folgt der ganze Leib; also auch, wer leicht schwört, der leugt auch, wer leugt, der stiehlt, wer dieses thut, dem ist keine Sünde zu groß.

88. Der Tod ist ein Schlaf, ein Schrecken der Reichen, eine Scheidung der Freunde, eine Sehnsucht der Armen und Betrübten, eine ungewisse Reise, ein Dieb der Menschen.

89. Die grösten Tugenden eines Menschen sind, daß er in Widerwärtigkeiten nicht verzage und im Wohlstand sich nicht überhebe.

90. Die Tugend ist wie ein Oel, man schütte es auf Waßer oder sonst anders wohin, so schwimmt sie allezeit oben.

91. Als einer wegen seines verstorbenen Sohns gar zu sehr trauerte, tröstete ihn ein Freund und sprach: Wenn dir einer ein Gut zu treuen Händen vertrauete, und es hernach wieder abforderte, wolltest du dich deshalb betrüben? Also solltest du dich auch mäßigen, weil Gott deinen Sohn hat abgefordert, der dir doch solchen nur geliehen hatte.

92. Die Leute laßen sichs sauer werden, daß sie zum Teufel fahren oder die Hölle verdienen; betrachte die Geitzigen, die Buhler, die Soldaten, die Wucherer, die Todtschläger: all ihr Thun ist mühsam und gefährlich.

93. Einer fragte und zweifelte, ob die Weiber Menschen wären? darauf antwortete ein Weib: sind wir keine Menschen, so soll man alle Männer verbrennen, denn Gott hat geboten, wer bei einem Thier schläft, der soll verbrannt werden.

94. Als einer gefragt wurde, warum er ein so kleines

Weib genommen? antwortete er, er hätte gehört, wenn man die Wahl hätte, so sollte man von zweien Uebeln das kleinste wählen.

95. Ein Weib wurde der Stadt Troja verglichen, weil sie von vielen wackern Leuten zur Ehe begehrt worden, und sie all abgewiesen, hernach aber einen groben Esel heiratete; indem die Trojaner sich vieler tapfern Helden erwehrt hatten, und hernach durch ein Pferd eingenommen wurden.

96. Jenes Weib sagte zu ihrem Mann: es muß alles nach meinem Kopf gehen. Da warf ihr der Mann Schüßel und Teller, und was er bekam, nach dem Kopf: so hat sie die Wahrheit gesagt.

97. Er ist witzig wie ein Mann von sieben Sinnen, er hat einen zweischneidigen Verstand hinter sich und vor sich, wie eine Sägmühle, er hört die Flöhe husten, und kann den Mücken zur Ader laßen.

Der gehörnte Siegfried.

Der gehörnte Siegfried.

Vorwort.

Es wird in vielen Historien gelesen, daß König Artus von Britannien zu seiner Zeit so eine herrliche Hofhaltung mit den allertapfersten Rittern, so zu der Zeit gelebt, gehalten habe bei der Tafelrunde; von demselben ist auch zum Ritter geschlagen der vortreffliche noch junge Herr Wigoleis vom Rade, der dann kurz darauf in seinen noch blühenden Jahren die allervortrefflichsten Abenteuer bestanden, daß es kaum zu glauben ist, indem er nicht allein Riesen und andere Ritter getödtet, und etliche gezwungen, daß sie seinen Willen erfüllen und selber die Zeitung nach der Tafelrunde bringen musten, daß sie von ihm überwunden wären; sondern er hat auch noch über das den ungeheuern Drachen Python, damit wohl ein ganzes Heer zu thun gehabt hätte, getödtet; wie auch den verzauberten Wurm und Drachen, oder vielmehr den leibhaften Teufel, mit großer Mühe und Arbeit überwunden, und endlich dem Erzzauberer Roas nach sehr hartem Gefechte in seinem eigenem Schloße und Pallast mit allen seinen Abenteuern ein Ende gemacht, und dasselbe ganze Land und Königreich Coro-

tin wieder an die überaus schöne und holdselige Jungfrau Laria, des Königs Tochter gebracht, die er auch (Herr Wigoleis) nach seiner großen und überaus schweren Mühe, Arbeit und Gefahr zur Vergeltung, nebst dem Königreich, überkommen, wie solches weitläuftig in der abenteuerlichen Historie von Herrn Wigaleis nach der Länge mit aller Lust und Ergetzlichkeit wohl zu lesen. Fast dergleichen ist folgende Historie, zu welcher wir uns ohne fernere Weitläuftigkeit wenden wollen.

Wie Siegfried, König Sieghards Sohn, von seinen Eltern wegzieht, und wie es ihm ergangen.

Um die Zeit, da der Held und Ritter, Herr Wigoleis (deßen wir im Eingange gedacht), lebte, wohnte in den Niederlanden ein König mit Namen Sieghardus: derselbe hatte mit seiner Gemahlin einen einzigen Sohn, genannt Siegfried: was derselbe für Abenteuer und Gefahren ausgestanden, werdet ihr hernachmals hören.

Der Knabe ward groß und stark, darum er auch weder auf Vater noch Mutter etwas gab, sondern nur allezeit damit umgieng, wie er sein eigen, oder wie man sagt, ein Freiherr werden möchte; darob seine Eltern große Sorgen hatten.

Wie aber der König deswegen mit seinen Räthen Raths gepflogen hatte, riethen dieselben dem König, wenn ja der Sohn nicht bleiben wollte, sollte man ihn ziehen laßen, denn so er was ausstünde und endlich sich eines Beßern bedächte, möchte vielleicht noch ein kühner Held aus ihm werden. Ob nun wohl der König ungern daran wollte, ward doch endlich beschloßen, man sollte den Knaben ziehen laßen. Siegfried konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihn der Vater ausmontiert hatte, sondern zog ohne Urlaub davon, sein Abenteuer zu versuchen. Indem er nun durch manch Gehölz und Wildniß gieng und ihm der Magen begunnte hungrig zu werden, sah er von Ohngefähr vor einem dichten Gehölz ein Dorf liegen, daselbst

gieng er hin. Nun wohnte nächst bei dem Walde außen vor dem Dorfe ein Schmied, zu dem machte sich Siegfried und sprach ihn an, ob er keinen Jungen oder Knecht vonnöthen hätte, denn Siegfried muste es jetzt machen wie er konnte, weil er des Hungers nicht gewohnt war, denn er hatte fast in zwei Tagen nichts gegeßen und war stark gegangen. Dazu schämte er sich wieder nach Hause zu laufen; auch war der Weg zu fern. Aber er hat des Hungers wohl beßer gewöhnen müßen, als er seine grösten Abenteuer ausstehen muste, wie man hernach hören wird. Der Schmied aber, als er sah, daß Siegfried wacker und stark anzusehen, läßt sichs gefallen, giebt ihm Eßen und Trinken, dessen Siegfried wohl bedurfte. Weil es nun bald Abend war, läßt er ihn zu Bette weisen. Am Morgen aber ruft der Meister den Jungen oder Knecht, und führt ihn zur Arbeit, will sehen ob er sich dazu schicke: da werdet ihr nun Wunder hören, wie er sich dazu angelaßen hat.

Wie Siegfried das Eisen entzwei und den Amboß in die Erde schlägt, dessen der Meister sehr erschrickt.

Wie nun der Meister seinen neuen Jungen oder Knecht zur Arbeit anspannt, schlägt derselbe mit so grausamer Stärke auf das Eisen, daß es davon entzwei gieng, und der Amboß fast halb in die Erde sank, dessen der Meister sehr erschrak, und Siegfrieden beim Kopf nahm, und ein wenig zauste. Siegfried war solches Dinges nicht gewohnt, und deshalb erst neulich von seinen Eltern weggegangen, weil er keinen Zwang leiden konnte, wiewohl es des Vaters Wille nicht war; weil aber die Räthe Siegfrieden gerne los sein wollten, hatten sie dem Kö-

nig dazu gerathen. Wie nun Siegfried seines Meisters Streiche nicht länger erdulden konnte, nimmt er denselben beim Kragen, und wirft ihn wider Gottes Erdboden, daß er sich in geraumer Zeit nicht besinnen konnte. Wie er aber zu sich selber kam, winkte er seinem Knecht, daß er ihm zu Hülfe kommen sollte. Denselben empfähet Siegfried eben wie seinen Meister, darum derselbe auf Mittel und Wege bedacht war wie er Siegfrieden wieder los werden möchte.

Wie der Meister Siegfrieden in den Wald sendet in der Meinung, daß er nicht wieder kommen sollte.

Da nun gehörtermaßen der Meister und sein Knecht von Siegfrieden wacker Stöße empfangen, musten sie sich zu Bette legen. Wie nun die Nacht vergangen und der Tag begunnte anzubrechen, ruft der Meister Siegfrieden, und spricht zu ihm: Ich bin anjetzo Kohlen sehr benöthigt, darum must du in diesen Wald gehen und mir einen Sack voll holen, denn es wohnt ein Köhler darin, mit dem ich allzeit meine Handlung habe. Er meinte aber, der Drache, der sich in dem Walde bei einer Linden (dahin er Siegfrieden wies) aufhielt, sollte ihn tödten und verschlingen. Siegfried geht ohn alle Sorge in den Wald, nicht anders gedenkend als daß er Kohlen holen wollte. Indem er aber zu der Linden kommt, siehe, da kommt der ungeheure Drache auf ihn daher, ohne Zweifel ihn zu verschlingen.

Siegfried bedenkt sich nicht lange, sondern den ersten Baum, der ihn zu Handen kommt, reißt er aus der Erden, und wirft denselben auf den Drachen, der sich denn also mit seinem Schwanz in die Telgen oder Aeste des Baumes verwickelt oder verstrickt, daß er nicht ledig werden konnte; dessen sich denn Siegfried zu seinem Vortheile wohl zu gebrauchen wuste, indem er mehr und mehr Bäume ausriß und auf das Gewürme (dessen noch mehr da war) warf. Läuft damit eilends zum Köhler, nimmt Feuer, und zündet die Bäume über dem Gewürme an, daß sie alle verbrannten. Da floß das Fett als ein kleines Bächlein dahin. Siegfried tauchte den Finger in das Fett: wie dasselbe erkaltet, wird es ein hartes Horn. Als Siegfried Solches gewahr wird, zieht er sich ganz nackend aus, und

überstreicht damit den ganzen Leib außer zwischen den beiden Schultern oder Achseln: dahin konnte er nicht wohl kommen, welches ihm denn auch endlich sein Leben an demselben Ort gekostet hat, wie ihr hernachmals hören werdet. Dieses ist die Ursache, daß man ihn den gehörnten Siegfried genannt hat.

Wie Siegfried sich an des Königs Gilbaldi Hof begiebt, und was daselbst vorgegangen.

Wie nun Siegfried sich aller Orten hörnern befand, gedachte er, du kannst hinfüro wohl ein anderer Cavalier (wie man jetzo redet) werden; begiebt sich alsbald von dannen an des weitberühmten König Gilbaldi Hof. Von demselben ward er an- und aufgenommen, lieb und werth von jedermänniglich gehalten, so daß er auch zuletzt, doch nach großen Abenteuern, des Königs Tochter überkam.

Dieser König Gilbaldus wohnte und hielt zu der Zeit Hof zu Worms am Rhein, und hatte drei Söhne und eine überaus schöne Tochter.

Nun begab sichs einmal an einem heißen Mittag, daß die Jungfrau sich an ein Fenster stellte, um frische Luft zu schöpfen, siehe, da kommt ein großer ungeheurer Drache daher geflogen, daß es nicht anders schien, denn als ob die Burg ganz in Feuer stünde, und führte die schöne Jungfrau Florigunda mit sich in die Luft, hoch über das Gebirge hinweg, daß man seinen Schatten über eine Viertelmeile auf dem Gebirge sehen konnte.

Da sah man Vater und Mutter in solchen Aengsten

schweben, daß es nicht zu beschreiben ist. Vornämlich weinte die Mutter Tag und Nacht, daß sie ganz blöde Augen bekam.

Wie nun der Drache die Jungfrau auf den Drachenstein gebracht hatte, da legte er ihr sein Haupt in den Schooß, und entschlief. Weil denn nun seine Stärke über alle Maßen groß war, erschütterte der Drachenstein von seinem Odemholen. Nun mögt ihr leicht denken, wie der Jungfrau mag zu Muthe gewesen sein, bei solch einem scheuslichen Wurm zu wohnen; was für Herzensangst und Wehklagen sie daselbst geführt, ist nicht zu beschreiben.

Dieser Drache ward an einem Ostertag zu einem Menschen: da sprach die Jungfrau zu ihm: Vielwerther Herr! wie übel habt ihr an mir, an meinem herzliebsten Vater, Mutter, und vielgeliebten Brüdern gethan. Weil es denn nun so mancher Tag ist, seit ihr mich hergeführt, so wollt ich gern meinen herzgeliebten Vater, Mutter und Gebrüder sprechen: wollt ihr mich wieder dahin führen, so will ich euch hie festiglich angeloben, daß ich wiederum mit euch hieher auf diesen Stein kommen will, oder wohin ihr mich sonst wollt führen, will ich gerne folgen. Da sprach das Ungeheuer zu der Jungfrau: Du bittest vergeblich, denn du wirst nicht allein deinen Vater, Mutter und Brüder nicht mehr sehen, sondern auch keinen einzigen Menschen nimmermehr. Das war ein Donnerschlag in ihre Seele und Herz. Wie nun die Jungfrau in Aengsten und Todesschrecken saß, und kein Wort mehr reden konnte, sprach er zu ihr: Du darfst dich so sehr nicht grämen, viel weniger dich meiner schämen, denn heut über fünf Jahr werde ich wieder zu einem Mann: also must du noch mit mir harren fünf Jahr und einen Tag, alsdann wirst du meine Frau,

wonach du dich zu richten, denn du must doch mit mir zuletzt nach der Höllen zu, da dann ein einziger Tag ein Jahr sein wird. Wie die Jungfrau die erschrecklichen Worte hörte, fehlte wenig, sie wär in eine Ohnmacht gesunken, denn sie zitterte und bebte; rief doch Gott im Himmel von ganzem Herzen inniglich an, getröstete sich seiner theuern Zusag und Verheißung in Gottes Wort, und bat von Herzen, er wolle doch zum wenigsten ihre Seele (die er nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem theuern Blut erlöset) bewahren, und sie, wenn es sein gnädiger Wille wär, von diesem schweren Gefängniss erledigen und befreien. Weiter sprach die Jungfrau: Ach! daß meine Brüder mein Gefängniss wüsten! ich weiß, sie hülfen mir wieder davon, und ließen ihr Leben darum; imgleichen mein herzlieber Vater würde sein Aeußerstes daran wagen. Mich erbarmt über alle Maßen meine herzgeliebte Frau Mutter: ich weiß, daß sie alle Tage sowohl als ich das rothe Blut aus ihren Augen weint.

Solch Geschrei und jämmerliche Klagen trieb das tugendsame Jungfräulein Tag und Nacht, daß sie zum öftern ganz kraftlos in eine Ohnmacht danieder sank.

Hier sendet der König Boten aus in alle Lande, seine Tochter Florigunda zu suchen.

Wie sich nun der König und seine Gemahlin lange genug gehärmt und Leid getragen hatten, wurden sie Raths und sandten Boten aus in alle Lande, die ihre Tochter Florigunda suchen sollten: da sie denn etlichermaßen Kundschaft erlangten, daß ihre Tochter auf dem Drachenstein von dem Drachen

verwahrt gehalten würde, und aber, daß sie Niemand als ein einziger Ritter mit unerhörten Abenteuern und Gefahren erlösen möchte. Indessen verliefen sich bei vier Jahren, daß die Jungfrau auf dem Steine verharren muste. Und ich glaube gänzlich, sollte das fünfte Jahr auch noch hingeschlichen sein, es würde mit der Jungfrau nicht zum Besten abgelaufen sein.

Nunmehr war Siegfried zu seinen männlichen Kräften gekommen, also, daß er die Bären und Löwen fieng und sie zum Gespött an die Bäume henkte, darob sich Männiglich verwunderte. Eines Tags war Siegfried in Kundschaft der schönen Florigunda etwas fern ausgeritten, da begegnete ihm in einem Weg ein großer Bär, denselben fiel er männlich an, tödtete ihn, und henkte ihn an den nächsten Baum, denn das war sein Gebrauch. So begab sichs auch einmal, daß der König Gilbaldus mit seinem Hofgesinde auf die Jagd geritten war, seine melancholischen Gedanken zu vertreiben: da war er von Ohngefähr etwas fern von seiner Gesellschaft in den Wald gekommen, und war niemand bei ihm, als Siegfried, der stäts um ihn war. Da begab sichs, daß ein großer Eber auf den König zulief. Der König wollt ihn mit seinem Spieß erstechen; aber Siegfried kam ihm zuvor, und schlug dem Eber mit seinem Schwert den Kopf voneinander, daß er todt zur Erde fiel, darob sich der König verwunderte.

Wie nun das Lob von dem edeln Siegfried sich weit in allen Landen ausgebreitet, ward der König Gilbaldus demselben mehr und mehr gewogen. Nicht lange danach kam der König von Frankreich, der König von Spanien, der König von Engelland, Schottland und andere mehr zu dem König Gilbaldo, ihn und seine Gemahlin wegen ihrer Tochter zu

trösten. Da ließ er ein Turnier und Stechen ausschreiben, damit er sähe wie Siegfried sich dazu schickte. Denn er setzte alle seine Hoffnung auf denselben, weil er hörte, daß sein Lob schon in so fernen Landen ausgebreitet war. Demnach wartete ein Jeder auf den bestimmten und angesetzten Tag, damit man sähe, wer das Beste auf dem Turnier thun, und das Lob davon tragen würde.

Wie an des Königs Gilbaldus Hof ein Turnier gehalten wurde, darin Siegfried den Preis erlangte.

Als nun der angesetzte Tag heran nahte, kam ein Jeder wohlgewappnet und gerüstet auf den Kampfplatz: da ward die Bahn gleich getheilt, also, daß Keiner vor dem andern einigen Vortheil hatte. Nun sollten wir wohl von einem jeden Ritter insbesondere Meldung thun; aber das würde viel zu lang werden. Wir sind beflißen, diese Historie auf das Allerkürzeste zu beschreiben. Wer aber von dergleichen ritterlichen Stechen Lust und Liebe zu lesen hat, der findet Solches im Kaiser Octavianus, schönen Magelona, oder Peter mit den silbernen Schlüßeln, Weißen Ritter, Herrn von Mömpelgart, Herrn Christopher, genannt Hugo, und insonderheit im Ritter Pontus, und andern mehr: dahin ich den Leser will gewiesen haben. Dieses aber ist zu merken, daß allhier ritterlich gestochen ward, also daß mancher Ritter den Sattel räumen muste. Aber Siegfried war niemals nur im Sattel bewegt worden, darum ihm auch nach vollendetem Stechen und Turnieren der Preis zuertheilt ward, und bekam zur Verehrung eine schöne güldene Kette, daran ein köstliches Kleinod hieng von sehr großem

Werth. Da das die anwesenden Könige, Fürsten, Grafen und Herren sahen, ward der edle Siegfried mit aller deren Beifall geehrt und zum Ritter geschlagen. Was auch allda für Pomp und Pracht vorgegangen, wäre viel zu weitläuftig zu beschreiben. Will aber den günstigen Leser an die obgedachten Historien gewiesen haben.

Wie Siegfried den fremden Königen, Fürsten und Herren das Geleite gab und was sich weiter begeben und zugetragen.

Wie nun die ganze werthe Ritterschaft Urlaub genommen, und der Ritter Siegfried ihnen das Geleit auf etliche Meilen Weges gegeben hatte, kehrte er wiederum heim, und fand den König Gilbaldus nebst seiner Gemahlin ganz traurig und betrübt. Dieselben waren von ihrer Tochter Florigunda zu reden gekommen: darob war ihr Herz in Aengsten und Trauern gerathen. Siegfried tröstete sie so gut wie er konnte und sprach: Ew. Maj. sollen ihr übermäßiges Trauern einstellen und fahren laßen: ich hoffe mit Gott Eure Tochter bald zu erlösen. Wie sie ein wenig gutes Muthes waren, nahmen sie das Nachtmal und legten sich schlafen. Zu Nachts hatte Siegfried einen Traum, wie er die schöne Florigunda sähe, darob er große Freude empfieng. Als nun die Nacht vergangen, und die Sonne allmählich den Tag verkündigte, da erwachte Siegfried, stund auf kleidete sich an. Da kommt ihm eine Lust an zu jagen; nimmt demnach seine Hunde, und reitet damit aus, da er denn mit denselben in einen dichten Wald kam, wo sich auch kein Wild durfte blicken laßen: siehe, da läuft seiner besten Spürhunde Einer in das Gehölz: dem eilte Siegfried

mit Begierde nach, und kam von Ohngefähr auf die Spur, da der Drache mit der Jungfrau war hingefahren. Siegfried eilte seinem Hund und dem Gespüre des Wurms bis an den vierten Tag ungegeßen und ungetrunken nach, bis er endlich am vierten Morgen hoch über das Gebirge kam. Hier hatte der gute Siegfried wohl beßer Hunger leiden müßen als zuvor, da er zuerst zu dem Schmiede kam, wie vorher gemeldet worden. Siegfried aber vergaß sich selbst, und dachte stäts an die schöne Florigunda. Wie er aber vermerkte, daß sein Pferd matt wurde, ließ ers ein wenig grasen, weil kein Haber vorhanden; und da er selbst auch matt war, wollt er auch ein wenig ruhen: siehe, da lief ein großer Löwe aus dem Walde gegen Siegfrieden zu. Als er das gewahr ward, dachte er, hier ist nicht lange Zeit zu rasten, griff demselben beherzt (wie Simson) in den Rachen, und riß ihn wohl von einander, daß er todt vor ihm lag. Da nahm er denselben und hieng ihn an einen Baum, sattelte sein Pferd und eilte seinem Hunde nach, denn derselbe zeigte ihm allzeit den Weg.

Wie ein gewappneter Ritter Siegfrieden auf freier Straße anfällt, den er überwindet und tödtet, und was ihm weiter begegnet.

Wie nun Siegfried wieder auf sein Roß geseßen und noch nicht gar weit geritten war, begegnete ihm ein wohlgewappneter Ritter; der sprach ihn also an: Du junger Mann, wer du auch bist, ich sage dir, du kommst ohne Schwertstreich nicht von dannen, du giebst dich mir denn gefangen; wo nicht, so must du von meinen Händen sterben; zog damit vom Leder. Siegfried bedachte sich nicht lange, griff zu seinem guten

Schwert, und sprach: Du viel kühner Ritter, wer du auch seist, nun wehre dich mannlich, denn es wird dir sehr noth sein; ich will dich bald lehren wie du einen beherzten Ritter auf freier Straße anfallen sollst. Damit schlugen sie kräftiglich zusammen, daß die Funken herumflogen. Da sprach der gewappnete Ritter zu Siegfried: Ich sage dir, Held, gieb dich mir gefangen, denn du bist nicht gewappnet, darum magst du mich nicht bestehen. Siegfried sagte: Ich will dir deine Waffen bald auftrennen, faßte damit sein Schwert in beide Hände und führte einen so harten Streich auf den Ritter, daß er ihm sein Visier wegschlug. Da sprach der Ritter zu Siegfrieden: Das soll dir übel bekommen, denn ich habe dich bisher geschont, führte hiemit einen gewaltigen Streich, und gedachte damit Siegfrieden das Haupt zu zerspalten. Aber Siegfried empfieng den Streich auch behende auf, und traf den Ritter damit in seinen Hals, daß er vom Pferd zur Erde sank. Siegfried sprang geschwind vom Pferde, gieng zu dem Ritter, besah seine Wunden, und da er vernahm, daß sie tödtlich waren, gereute es ihn gar sehr, daß er den Ritter so verwundet hatte, zog ihm seinen Harnisch ab und vermeinte, wenn er frische Luft schöpfte, würde er wieder zu sich selbst kommen, welches auch so viel Nutzen schaffte, daß der Ritter noch etliche wenige Worte redete. Siegfried sprach: Nun sage mir, viel edler Ritter, von wannen bist du, und wie heißt dein Name, und was ist die Ursach, daß du mich so freventlich angerannt hast? Der Ritter antwortete: Ich wollte dir Alles sagen, wenn ich nur so viel Kraft in mir hätte; aber sage mir, wer bist du? Siegfried, der gerne etwas Neues von dem Ritter erfahren hätte, antwortete ihm bald und sagte: Ich werde

genannt der gehörnte Siegfried. Als der Ritter dieses hörte, sagte er: Mein viel edler Ritter, bist du derselbe? ich habe viel von dir sagen hören; aber ich merke, daß meines Bleibens nicht länger hier ist: darum, edler Ritter Siegfried, nimm meinen Harnisch und Schild, denn es wird dir sehr noth thun, denn hier in diesem Wald wohnt ein großer Riese, Wolfgrambär genannt: derselbe hat mich bezwungen, daß ich sein Gefangener bin. Denn ich bin aus der Landschaft Sicilia gebürtig, um Abenteuer ausgereiset, und so bin ich von Ohngefähr in diesen Wald gekommen, da mich denn dieser Riese bezwungen und ihm unterworfen hat, so lange bis ich ihm fünf Ritter wieder unterwürfig machte: alsdann sollte ich wieder auf freien Fuß gestellt werden. Nun habe ich ihm nicht mehr als Einen bezwungen, und werde ihm hinführo keinen mehr bezwingen. Nun wollte ich dir, gestrenger Ritter Siegfried, noch viel mehr sagen von sonderlichen Abenteuern, so noch in diesem Walde vorhanden, wegen eines Drachens, der eine schöne Jungfrau gefangen hält; aber ach leider, ich muß scheiden. Damit gab er seinen Geist auf. Als Siegfried Dieses hörte, und ihn so plötzlich dahin scheiden sah, fehlte wenig, er wäre in eine Ohnmacht dahin gesunken; eine gute Weile gedachte er hin und her wie er seine Sachen angreifen wollte, und beklagte den Ritter schmerzlich. Ach, du edler Ritter, sagte er, wollte Gott, du wärst noch am Leben, damit ich mehr von dir erfahren möchte, wo die schöne Florigunde anzutreffen wäre; aber ach leider, das mag nun nicht sein. Siegfried nahm von des Ritters Waffen nicht mehr als den Schild und die Sturmhaube. Denn er sprach: Ich habe nun in dreien Tagen keine Speise genoßen, und bin deshalb sehr matt,

daß ich den ganzen Cüraſs nicht tragen mag; dazu hab ich auch einen guten Harnisch an meiner Haut, verstehe das Horn; setzte damit die Sturmhaube auf sein Haupt, nahm den Schild in seine Hand, sprang wieder auf sein Roſs, und ritt fürbaß in den Wald, seiner Spur nach, in der Hoffnung, die schöne Florigunda anzutreffen und zu erretten, oder sein Leben darum zu laßen. Wie er nun in solchen Aengsten eine gute Weile verharrte, unwißend, daß er so nah an dem Drachenstein war, indem sticht er sein Roſs mit Sporen, Willens durch den Wald davon zu sprengen, siehe, da kommt ein Zwerglein, Namens Egwaldus, auf einem kohlschwarzen Rosse daher geritten, mit überaus köstlichen Kleidern, wie ihm denn wohl gebührte zu tragen, denn er war ein König von großem Reichthum.

Wie Siegfried das Zwerglein König Egwaldus an den Stein wirft.

Wie nun der Zwerg-König Egwaldus den gehörnten Siegfried ansichtig ward, grüßte er ihn tugendlich, deſſen sich Siegfried bedankte, und sich seiner kostbaren Kleidung und sonderlich der überaus köstlichen Krone wegen zum Höchsten verwunderte; auch wegen seines Gefolges, das er bei sich hatte, nämlich tausend Zwerge, alle wohl geputzt und gewappnet, die sich denn Siegfrieden alle zu Diensten erboten, denn sein gut Gerücht war auch unter diesen Zwergen erschollen. Wie sich nun der Zwerg, König Egwald, ob Siegfried nicht genugsam verwundern konnte, wie und warum er doch an diesen Ort gekommen sei, fragte er ihn, was doch die Ursache sei, daß er sich an diesem Ort allein aufhalte, zumal es

sehr gefährlich allhier beschaffen? Siegfried dankte Gott, daß er ihm Mittel und Wege zugeschickt hätte, sein Vorhaben weiter ins Werk zu stellen, und bat den König, er möchte ihn doch seiner Tugend und Treue genießen laßen, und ihm Mittel und Wege zeigen wie er am füglichsten zum Drachenstein kommen könnte. Wie nun der Zwerg mit Siegfrieden redete und ihn bei Namen nannte, verwunderte sich Siegfried darob und sagte zu dem Zwerg: Weil du mich so wohl kennst, so wirst du auch wohl wißen wie mein Vater und Mutter heißen und ob sie noch am Leben sind. Der Zwerg antwortete ihm und sprach: Dein Vater heißt Sieghardus, und ist ein König in den Niederlanden, deine Mutter heißt Adelgunda, und beide sind annoch am Leben. Wie nun Siegfried vernahm, daß der Zwerg von Allem so gut Bescheid wuste, gedachte er, meine Sache wird noch gut werden, denn er verließ sich auf seine Stärke, welche der vierundzwanzig beherzter Männer gleich war. Er bat demnach ferner, der König möchte ihm doch den Weg zum Drachenstein zeigen. Darob erschrak der König Egwald sehr und sprach: Du sollst Solches nicht begehren, denn es wohnt hie vorn auf dem Drachenstein ein überaus schrecklicher Drache, der hält die schöne Jungfrau, eines Königs Tochter, gefangen, welche kein Mensch erlösen kann; ihr Vater heißt Gilbaldus und die Jungfrau Florigunda. Von diesen Worten ward Siegfried über die Maßen froh, daß er einmal gewissen Bericht bekommen hatte wo des Königs Tochter anzutreffen, und sprach derowegen zu dem Zwerg: Ich habe genug, und bedarf nun nicht mehr als die schöne Jungfrau von dem verfluchten Drachen zu erretten. Wie nun der König Egwaldus dieß vernahm, daß Siegfried

von seinem Vorhaben nicht laßen wollte, bat er ihn, er möchte ihm erlauben, mit seinem Willen in Frieden von hinnen zu scheiden, denn seines Bleibens sei nicht länger hier. Siegfried steckte sein Schwert in die Erde, und schwur drei Eide, er wolle nicht von dannen weichen, er habe denn die schöne Jungfrau erlöst. Der Zwerg sagte: Und wenn du noch gleich drei Eide schwüreſt, so ist doch alles vergebens und du hast dein Leben schon verloren, es sei denn, daß du dich von hinnen begäbest. Siegfried sprach: Ach mein König Egwald, das kann nicht sein, Solches geschieht nimmermehr, ihr solltet euch Solches nicht unterwinden, mich davon abzuschrecken, sondern mir viel lieber die Jungfrau erretten helfen. Weil sich aber das Zwerglein sehr fürchtete wegen dem Abenteuer, wollt es von dannen fliehen: da ergriff Siegfried den Zwerg bei den Haaren, und schmiß ihn an eine steinerne Wand, daß ihm seine schöne Krone zu Stücken fiel. Da sprach das Zwerglein, König Egwald: Du tugendhafter Ritter Siegfried, stille deinen Zorn, und laß den Unmuth fahren: schone meines Lebens, ich will dir rathen und helfen alles was ich kann. Siegfried sprach: Das danke dir der Teufel, sags! Da sprach der Zwerg, König Egwald: Hier bei uns wohnt ein Riese mit Namens Wolfgrambär: demselben gehört diese ganze Gegend, und er hat tausend Mann unter sich, die ihm alle zu Gebote stehen. Derselbe hat den Schlüßel zum Drachenstein. Da freute sich Siegfried über die Maßen und sprach: Nun zeige mir denselben bald, damit ich der Jungfrau zu Hülfe komme und sie errette; wo nicht, so must du sterben. Da weiste er ihn fürbaß zu dem Berge bei einer steinenen Wand, da der Riese seine Wohnung hatte. Da nun Siegfried Solches ver-

nahm, klopfte er an die Thür, und hieß den Riesen zu ihm herausgehen. Sobald der Riese das vernahm, sprang er mit Grimm und Zorn heraus, und hatte eine eiserne Stange in der Hand, und als er Siegfrieden ansichtig ward, sprach er: Welcher Teufel hat dich hieher gebracht? gedenke nur nicht, daß dich deine Füße wieder hinweg tragen werden. Siegfried sprach: Es ist nun schon vier Jahr, daß du die schöne Jungfrau auf dem Drachenstein in solcher großen Trübsal verschloßen hast: darum begehre ich von dir, daß du mir die Jungfrau heraus giebst, denn ich weiß, daß du den Schlüßel zum Drachenstein hast. Da der Riese diese Worte hörte, ward er voller Grimm und Zorn, und faßte die eiserne Stange, und schlug damit einen solchen ungeheuern Schlag nach Siegfrieden, daß die Aeste von den Bäumen umher stoben, und die Stange fast halb in die Erde fuhr. Es fehlte aber der Schlag, daß er dem Helden nichts schadete, denn Siegfried war ihm aus dem Wege gesprungen.

Siegfried ficht mit dem Riesen Wolfgrambär um den Schlüßel zum Drachenstein.

Da nun der Riese sah, daß er des Schlags gefehlt hatte, ward er noch grimmiger, und schlug so heftig auf den Helden, als ob er ihn zerschmettern wollte. Siegfried aber hurtig und geschwind sprang wohl drei Klafter hinter sich und faßte sein gutes Schwert zur Hand. Und weil der Riese von dem ungeheuern Schlag die Stange fallen ließ, sprang Siegfried wieder vor sich und schlug dem Riesen eine solche tiefe Wunde, daß das Blut haufenweise von ihm lief. Da sprach der Riese voller

Zorn: Du junger Lecker darfst dich dessen erkühnen, wider mich zu streiten, da sich wohl ein ganzes Heer vor mir gefürchtet: du solltest dich tausend Meilen von dannen wünschen; aber Solches mag dir nicht widerfahren, denn du hast nunmehr dein Leben verloren. Hiermit schlug er abermals solch einen kräftigen Schlag auf den Helden, daß die Stange tief in die Erde fuhr, hätte ihn auch ohne Zweifel damit zu Boden geschlagen, aber Siegfried war dem Schlag wiederum geschwinde aus dem Wege gewichen, daß er davon keinen Schaden nahm; er säumte sich aber nicht lange, sondern gab dem Riesen hinwiederum zu verstehen, daß er auch kein Kind wäre, indem er ihm abermals eine tiefe Wunde in den Leib hieb, daß er schier davon zur Erde gesunken wäre. Das verdroß den Riesen über die Maßen sehr, er floh in die steinene Wand, und verband seine Wunden so gut er konnte. Indessen stand Siegfried und dachte, wie er die Jungfrau erretten möchte, klopfte demnach wieder an des Riesen Haus, der ihm zur Antwort gab, er sollte sich die Zeit nicht lang werden laßen, er wollte bald bei ihm sein, und das Garaus mit ihm spielen. Indem hatte sich der Riese gewappnet in einen vergüldeten Harnisch, der war mit Drachenblut gehärtet; sein Helm war über die Maßen künstlich und stark; sein Schild von gutem Stahl, eines Schuhes dick; dazu trug er eine andere Eisenstange, als die vorige war, in seiner Hand, die war an allen vier Ecken so scharf, daß er damit ein Wagenrad, wie stark es auch mit Eisen beschlagen war, in einem Schlag entzwei schlagen konnte. Ueberdem hatte er ein großes Schwert nach seiner Größe und Stärke künstlich zugerichtet an seiner Seiten: damit sprang er wieder aus der steinenen Wand vol-

ler Grimm und Zorn (wenn aber der Riese diese Waffen an sich gelegt, getraute er sich einem ganzen Heer zu widerstehen) und sprach zum Ritter Siegfried: Nun sage, du kleiner Bösewicht, welcher Teufel hat dich hieher geführt, daß du mich in meinem eigenen Hause willst ermorden? Siegfried sprach: Das lügst du in deinen Hals, ich habe dich heißen zu mir herausgehen. Was, sagte der Riese, pochst du noch? du solltest wünschen, daß du nimmermehr hergekommen wärst; ich will dich an einen Baum henken. Du Bösewicht, sagte Siegfried, meinst du, daß ich um Henkens willen hergekommen bin? wahrlich nein, das wird dir Gott verbieten. Und ich sage dir fürwahr, wofern du mir nicht die Jungfrau vom Drachenstein gewinnen hilfst, so will ich dir das Leben nehmen; und ob du gleich der Teufel selber wärest, so ist doch Gott noch stärker; der wird dich in meine Hände geben. Sollte ich dir die Magd gewinnen helfen? sprach der Riese, das geschieht nicht; du weist meine Kraft und Stärke nicht: ich will dich lehren, daß dich nicht mehr nach Jungfrauen gelüsten soll. Schnarcher, sprach Siegfried, hilf mir die Jungfrau gewinnen, oder ich will dich das lehren, und dir zeigen wer ich bin und was ich vermag. Damit schlugen sie beide so grimmig aufeinander, daß das wilde Feuer aus ihren Helmen und Schilden fuhr. Siegfried vermeinte nicht anders denn daß er noch bei seinem Meister auf den Amboß schlüge, gedachte den großen Riesen auch so in die Erde zu schlagen; es fehlte auch wenig daran. Und als er ihn so hart geschlagen, schwang er sich auf sein Pferd, weil er sonst gegen ihn gar klein war, und stach und schlug den Riesen so gar tödtlich, daß er auf den Erdboden gestreckt dahinfiel, und das Blut haufenweise von ihm floß.

Wie nun der Riese mit sechzehn tiefen Wunden gefällt war, begunnte er um sein Leben zu bitten, und muste dem viel kühnen Ritter den Preis wider seinen Willen geben. Dann sprach er: Du magst wohl mit allen Ehren eines Ritters Namen führen, denn du bist ein kleiner Mann, und gegen mich ein Kind zu rechnen, und hast mich gleichwohl überwunden: wirst du mir aber mein Leben schenken, so will ich alle meine Rüstung und mich selbst dir zum Pfande meiner Treue übergeben. Siegfried sprach: Das soll dir von mir gewährt sein, dafern du mir die Jungfrau Florigunda vom Drachenstein willst gewinnen helfen. Das versprach er ihm mit aller Treue zu thun.

Wie der Riese Wolfgrambär dem Siegfried schwört, er wolle ihm die Jungfrau vom Drachenstein gewinnen helfen.

Da schwur der Riese Wolfgrambär dem Ritter Siegfried einen theuern Eid, er wollt ihm die Jungfrau gewinnen helfen. So schwör ich dir auch, sagte Siegfried, dein Leben zu erhalten, und verband dem Riesen selbst seine Wunden, und sprach zu ihm: Der Wunden hättest du wohl können überhoben sein, denn mit diesem Streit hätten wir die Jungfrau gewinnen können.

Nun sage mir, Gesell, sprach Siegfried, wie kommen wir zum füglichsten auf den Drachenstein? Das will ich dir zeigen, sagte der ungetreue Riese (denn er hat seinen Eid, den er geschworen, nicht lange gehalten, wie man bald hören wird): hiermit wies er ihn in ein finster Thal, bei demselben floß ein strenges Waßer daher, daß sein Geräusch ein häßliches Geheul

mit Widerschall zwischen dem Gebirge und dem Drachenstein abgab. Wie sie nun dahin giengen, versah sich Siegfried keines Uebels, sondern erwartete nur mit Verlangen, daß er bald sowohl der schönen Jungfrau als des Drachens möchte ansichtig werden. Indem er in solchen Gedanken gieng, gedachte der Riese: Jetzt wird es Zeit sein, deine Scharte auszuwetzen; und damit gab der meineidige Bösewicht dem edeln Ritter von hinten zu einen so ungefügen Schlag, daß er davon zur Erden sank, und ihm das Blut aus Mund und Nasen floß.

Siegfried hatte noch nie solch einen harten Streich von der Faust bekommen als er allhier schurkischer Weise bekam. Es hätte ihm auch der Riese ohne allen Zweifel das Garaus gemacht, wenn nicht das Zwerglein Egwaldus dazwischen gekommen wäre, und dem Siegfried mit seinen Künsten das Leben erhalten hätte. Im Niederfallen aber hatte Siegfried seinen Schild über sich gedeckt, vor mehrern Schlägen sich zu behüten, lag also in einer Ohnmacht ohne alle Sinne danieder.

Das Zwerglein setzt dem Siegfried eine Nebelkappe auf, daß ihn der Riese nicht sehen konnte.

Da nun Siegfried also unter seinem Schild auf der Erde lag, da kam das Zwerglein und setzte ihm eine Nebelkappe auf, daß ihn der Riese nicht sehen konnte. Da läuft der Riese ganz toll und unsinnig herum, und weiß nicht wie es nur zugehe. Hat dich denn der Teufel von hinnen geführt, sprach er, oder hat es Gott gethan? Erst lagst du vor mir gestreckt auf der Erden, und jetzt bist du nicht mehr da. Dessen muste das Zwerglein bei sich selber lachen; es richtete den Siegfried auf, und setzte sich neben ihn. Als nun Siegfried zu sich selber kam,

dankte er dem Zwerg von ganzem Herzen: Gott, sprach er, muß dirs vergelten, daß du so treulich an mir gehandelt hast, da ichs doch um dich nicht verdient habe. Ja, sprach das Zwerglein, du edler Ritter hast wohl Ursach Gott zu danken, denn wär ich dir nicht zu Hülfe gekommen, so würde dir viel mehr geschehen sein. Ich bitte dich aber, du wollest dich um die Jungfrau nicht mehr bekümmern noch bemühen, damit dir nicht Aergeres widerfahre, denn jetzt kannst du ohn alle Furcht in dieser Nebelkappen wohl von dannen kommen. Da sprach Siegfried: Dein Bitten ist vergebens: sollte ich alle meine Mühe und Arbeit umsonst angewendet und verloren haben? das sei ferne! und hätte ich tausend Leben, ich wollte sie alle daran wagen, und sollte mir auch kein einziges übrig bleiben. Damit riß er die Nebelkappe von sich, nahm sein Schwert in beide Hände, lief den Riesen voller Grimm und Zorn männlich an, und hieb demselben noch acht tiefe Wunden. Da schrie der Riese gar sehr: Du bist ein kleiner Mann, und schlägst so kräftig auf mich: was nützt dir mein Tod? sintemal kein Mensch auf der Welt nach mir vorhanden, der dir die Jungfrau kann gewinnen helfen. Da gedachte Siegfried an die große Liebe, so er zu der Jungfrau hatte, und ließ den Riesen beim Leben, und sprach: So hebe dich von dannen, und geh immer voran, und zeige mir den Weg zu der Jungfrau, oder ich schlage dir dein Haupt ab, und sollte gleich die ganze Welt untergehen.

Da nun der Riese den Ernst an dem Ritter sah, nahm er den Schlüßel in die Hand, und gieng voran und schloß die Thür auf, welche acht Klafter unter der Erde verborgen und verschloßen war.

Als nun die Thür aufgesperrt war, riß Siegfried den Schlüßel zu sich, und sprach: Heb dich fort geschwind, du nichtswürdiger treuloser Bösewicht, und zeige mir den Weg zu der Jungfrau, oder ich will dir deine Untreue auf deinen Kopf vergelten.

Da sie nun beide diesen ungeheuern Stein hinabgiengen, wurden sie sehr müde, voraus der Riese, der gern niedergeseßen wäre, weil er seine Wunden wohl empfand; aber Siegfried trieb ihn mit Gewalt fort. Indem ward der edle Ritter Siegfried der Jungfrau gewahr, deßen er sich von Herzen erfreute. Florigunda die Jungfrau begann vor Freuden zu weinen, wie sie den tapfern Ritter sah, und sprach: Diesen Ritter hab ich mehrmalen bei meinem Vater gesehen; sie hieß ihn willkommen, und begehrte zu wißen wie es ihrem Vater, Mutter und drei Brüdern zu Worms ergienge. Wie er nun kürzlich berichtet, wie sie bei seinem Abreisen vor vier Tagen noch bei guter Gesundheit gewesen, sprach er: Vieltugendreiche Jungfrau, laßt ab von euerm Trauern und schickt euch zur Reise, denn unser Bleibens wird nicht lange hier sein. Ach mein edler Ritter, sprach die Jungfrau, ich habe große Sorge um euch: ihr werdet mich nicht ohne Streit von hinnen bringen; aber ich fürchte sehr, ihr werdet dem ungeheuern Drachen nicht Widerstand thun, denn er ist der leibhafte Teufel. Und wenn er gleich der Teufel wäre, vieltugendhafte Jungfrau, sagte Siegfried, sollte ich darum meine saure Arbeit und große Mühe umsonst angewendet haben? das sei ferne. Entweder ich muß euch erretten oder mein Leben verlieren. Helfet mir, Gott im Himmel mit Herz und Mund anzurufen, daß er mir wolle Kraft und Stärke verleihen.

Die Jungfrau betete von Herzen inniglich zu Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke verleihen wolle, damit sie doch einmal von dem grausamen Drachen erlöset würde. Sie sagte auch dem Ritter viel Danks, daß er so große Arbeit und Gefahr um ihretwillen über sich genommen hätte und versprach ihm zugleich ihre Treue, dafern er sie erretten würde, wie denn auch nicht unbillig war. Siegfried hieß die Jungfrau gutes Muthes sein und sagte, er wollte an sich nichts ermangeln laßen, sondern wollte den Drachen, wenn es Gottes Wille wär, wohl bestehen, oder sein Leben verlieren.

Zuhand sagte Wolfgrambär zu Siegfrieden: Siehe da vor dich in der steinenen Wand, da wirst du eine überaus schöne Klinge finden, die der berühmteste Meister in der Welt mit Künsten zugerichtet hat, und ohne dieselbe ist keine zu finden, damit der Drache mag überwunden werden.

Siegfried, sehr begierig, griff gleich nach dem Schwert, sich keines Uebels besorgend: siehe, da schlägt der treulose Bube, der nicht werth, daß man ihn nennen soll, dem edeln Siegfried eine tiefe Wunde, daß er kaum mit Einem Fuß auf dem Drachenstein stehen mochte. Da lief der Held in grimmigem Zorn auf den Untreuen zu, und fieng sich von Neuem solches Ringen an, daß der Drachenstein darob erschütterte. Die Jungfrau wand ihre Hände, und raufte ihr goldgelbes Haar aus dem Haupt, und rief inniglich zu Gott, er wolle doch dem Gerechten beistehen. Indem rief sie dem Ritter zu: Du viel kühner Held, streite mannlich für dein Leben, rette mich armes Mägdlein, gedenke der großen Arbeit, die du allbereits meinetwegen ausgestanden hast.

Da Siegfried die Jungfrau also klagen hörte, sprach er:

Sei getrost, meine Schöne, es hat keine Noth. Der Riese dachte: Das wird jetzt übel ablaufen, jetzt muß es gewonnen oder verloren sein. Da faßte Siegfried dem Riesen in die Wunden, und riß ihm die voneinander, daß das Blut den Stein hinab floß. Da sank der Riese zur Erden, mit bebender Stimme den Ritter flehentlich bittend, er wolle ihn doch seiner Tugend genießen laßen, und ihm das Leben schenken. Er bekannte auch, daß er an ihm nun dreimal treulos worden sei. Weil ihr denn sehet, sagte er, daß ich so kraftlos daliege, werdet ihr euch desto weniger vor mir zu fürchten haben. Siegfried aber, der die Jungfrau in seiner Gewalt sah, und den Schlüßel zum Drachenstein bei sich hatte,achtete solcher Bitten nicht, sondern stieß den ungeheuern Riesen vom Drachenstein hinab, daß er ganz zerschmetterte.

Da lachte die Jungfrau und freute sich über die Maßen, und dankte Gott, daß er dem Ritter Kraft und Stärke verliehen hatte. Der Ritter gieng mit Freuden zur Jungfrau, empfieng sie züchtiglich, und sprach zu ihr: Nur gutes Muthes, meine Schöne, euer Leid soll bald in Freude verwandelt werden. Die Jungfrau dankte dem Ritter von Herzen mit beweglichen Worten; sie erinnerte ihn aber dabei, daß dieses noch nicht genug sei, denn sie befürchtete sich des Drachens: der würde ihm noch größer Ungemach anthun. Hieran, sprach der Ritter, ist wenig gelegen; nur dieß ist mein größter Kummer, daß ich in vier Tagen weder gegeßen noch getrunken, viel weniger einiger Ruhe gepflogen habe.

Das hörte das Zwerglein Egwald, und erschrak nebst der Jungfrau über die Maßen, lief hin, und verschaffte, daß dem Helden zu Eßen gebracht ward, erbot sich auch, ihn und seine schöne Jungfrau zum Wenigsten vierzehn Tage mit Speis und

Trank zu versorgen, und ihm noch mit vielen seiner Brüder und Kameraden zu dienen und aufzuwarten.

Siegfried setzte sich zu Tische mit der Jungfrau, sich seines Hungers zu sättigen und zu laben, siehe, da kommt der Drache daher geflogen, und noch neun Junge mit ihm.

Als nun das Eßen, so gut es in Eil konnte zubereitet werden, aufgetragen war, setzte sich Siegfried mit der Jungfrau zu Tische, sich mit Eßen zu laben, damit er wieder zu Kräften käme. Ehe sie aber gegeßen hatten, siehe, da kam der ungeheuere Drache über das Gebirg daher geflogen, und neun junge Drachen mit ihm, daß davon das ganze Gebirg erschütterte, als ob es über einen Haufen fallen wollte, daß es kein Wunder gewesen, wenn ein Mensch vor Schrecken gestorben wäre. Da erschrak die Jungfrau über die Maßen, daß ihr der Angstschweiß übers Gesicht lief, und alle Zwerge, die zu Tische dienten, flohen davon. Siegfried nahm sein Seidengewand statt eines Wischtüchleins, und wischte damit der Jungfrau zärtlich den Schweiß ab, und sprach zu ihr: Meine Schöne, verzagt nur nicht, Gott wird schon helfen. Ach mein lieber Herr! sagte die Jungfrau, wenn euch die ganze Welt anjetzo beistünde, so wäre es doch nunmehr um uns geschehen. Das wollte Gott nimmermehr, meine Liebste, sagte der Ritter, so pflegen die Weiber zu reden; ein Ritter aber sagt viel anders dazu: so lange Gott und ich bei euch sind, hat es keine Noth. Wer will uns das Leben nehmen, das uns Gott gegeben hat?

Als nun die zwei Herzlieben in diesem Gespräche waren, da kam der Drach daher gefahren, und das Feuer dreier Reisspieße lang vor ihm her, daß davon der Felsen erhitzte als

ob er brennte. Indem stieß der Drache mit solcher grausamen Wuth an den Stein, daß derselbe erschütterte als ob er über einen Haufen fallen wollte, dessen Siegfried benebst der Jungfrau unter dem Felsen sehr erschrak, vermeinend, er würde über sie fallen und sie bedecken. Denn sie hatten sich vor der großen Hitze unten in die Höhle gemacht, damit das Feuer, so der Drache ohne Zweifel mit aus der Hölle gebracht, etwas verlöschen und vergehen möchte.

Dieser Drache war zuvor ein feiner Jüngling gewesen, und von Buhlschaft wegen von einem Weibe verflucht worden, also daß der leibhafte Teufel bei ihm war, dem er auch mit Leib und Seele dienen muste. Doch behielt er menschlichen Verstand, und hatte teuflische Kraft an sich, darum er auch die Jungfrau geraubt hatte, Willens, dieselbe nach verfloßenen fünf Jahren, wenn er wieder zum Menschen geworden, zum Weibe zu nehmen. Ob nun zwar die Jungfrau der Hoffnung lebte, daß er nach verfloßenen fünf Jahren wieder ein Mensch werden sollte, so graute ihr doch so sehr vor ihm als vor dem Teufel selber, daß sie ihm nimmer und in Ewigkeit nicht hold werden konnte, wie leichtlich zu erachten.

Der Drache aber erboste sich über die Maßen grausam, daß er seiner schönen Jungfrau sollte beraubt werden, die er nunmehr über vier Jahre ernährt, und des Winters mit seiner Hitze erwärmt hatte. Denn er legte sich zu Winters Zeit von ferne vor die Höhle, und hielt Wind, Frost und Kälte auf, damit der Jungfrau kein Ungemach zustieße (außer wann er aus war, Speise zu holen), und gedachte sie nunmehr zum Weibe zu nehmen; darum wär er schier vor Zorn gestorben.

Wie Siegfried auf dem Stein mit dem Drachen kämpft.

Siegfried konnte in der Höhle nicht länger verharren, sondern waffnete sich so gut er immer mochte, nahm sein gutes Schwert zu sich, das ihm der Riese auf dem Drachenstein gezeigt hatte, als er ihn gedachte schurkischer Weise zu fällen, und gieng damit den Drachenstein hinan. Als der Drache den Siegfried ansichtig ward, griff er ihn mit solcher Gewalt an, daß es nicht zu glauben ist. Da sollte man ein Gefecht gesehen haben, daß der Stein davon erschütterte als ob er zerfallen wollte. Siegfried wehrte sich mannlich, so gut er nur immer mochte; doch konnte er nicht verhindern, daß ihm der Drache den Schild abriß mit seinen ungeheuern Klauen. Ueberdieß machte er eine solche Hitze, daß der Felsen wie eine Schmiede anzusehen war, und dem Siegfried der Schweiß über den ganzen Leib floß. Als nun diese beide solch grausam Turnier miteinander hatten, wurden die Zwerge gezwungen, aus dem Berge in die Wälder zu fliehen. Denn sie besorgten sich, der Felsen würde einfallen und sie alle zerschmettern.

Nun waren Egwaldi zween Söhne in dem Berge gewesen, die waren Egwaldi Brüder, und hatten ihres Vaters Schatz daselbst gehütet. Da sie nun alle davon flohen, versteckten sie den Schatz in einen hohlen Stein hart an der steinernen Wand unter dem Drachenstein, welcher hernachmals von Siegfried gefunden, aber ihm nicht zu Nutz gekommen ist, wie man hernach hören wird. Der Zwerg Egwaldus wußte nicht, daß die Zwerge geflohen waren, auch nichts von dem Schatz, den sie verborgen hatten. Denn er hatte sich verborgen um Acht zu haben, wie es mit dem erschrecklichen Streit ab-

laufen würde, damit er im Fall der Noth dem Siegfried mit seiner Kunst zu dienen bereit wäre. Denn sollte Siegfried überwunden worden sein, so wären die Zwerge alle des Todes gewesen, weil Egwaldus dem Siegfried zu der Jungfrau geholfen hatte. Denn der Drache wuste, daß die Zwerge Wißenschaft von dem Steine hatten.

Wie nun Siegfried die große Hitze von dem Drachen nicht länger ausstehen konnte, weil ihm sein Horn am Leibe erweichte, floh er zu der Jungfrau in die Höhle des Berges bis sein Horn wieder erhärtete und sich die große Hitze auf dem Steine etwas minderte. Indem findet er den überaus reichen Schatz, den die Zwerge da versteckt hatten. Er meinte aber, daß der Wurm den Schatz da versteckt hätte, und denselben, wenn er wieder zum Menschen würde, wieder zu sich nehmen wollte, oder ob er dem Riesen, den er getödtet, zugehört hätte? wuste aber nicht, daß er dem Zwerg Egwaldus zuständig wäre.

Da sprach die Jungfrau zu Siegfried, wie sie von dem Zwerge Egwald Bericht vernommen, daß der Drache noch sechzig junge Drachen zu sich genommen hätte: darum würde es nunmehr um sie geschehen sein. Siegfried gedachte: Ich muß dennoch mein Heil versuchen: wer weiß, wenn die Gefahr am allergrösten, so ist Gott mit seiner Hülfe am nächsten. Fiel damit auf die Knie, und betete also:

O Gott, dieweil ich geh zum Streit,
Gieb mir mit deiner Kraft Geleit,
Mit deiner Stärke steh mir bei,
So werd ich von dem Drachen frei.

Wie er nun sein Gebet vollbracht hatte, stieg er den Drachenstein unverzagt wieder hinan, sein Heil ferner zu versuchen. Wie er nun den Drachen mit seinen Jungen wieder ansichtig ward, faßte er sein Schwert in beide Hände, und schlug so grimmig auf den ungeheuern Drachen aus allen seinen Kräften als ob er ihn zerschmettern wollte. In dem Gefechte flogen die jungen Drachen alle davon, des Weges wieder hin, daher sie gekommen waren. Aber der alte Drache blieb und schoß aus seinem verfluchten Rachen über den Helden Siegfried die Flammen blau und roth in solcher Menge, daß er den Helden etlichemal beinah zur Erde gefällt hätte. Ueberdieß bediente sich der Drache seines Schwanzes mit solcher List, daß er den Ritter zum öftern darein flocht, ihn damit vom Drachenstein hinunter zu schleudern. Siegfried aber, der sich ganz Gott ergeben hatte, sprang aus der Schlinge, und trachtete, wie er den Wurm des Schwanzes berauben möchte; faßte demnach sein Schwert, und führte solch einen gewissen und harten Streich auf des Drachen Schwanz, daß er denselben von ihm absonderte, als ob er nie daran gewesen wäre. Da nun der Drache sich seines Schwanzes beraubt sah, ergrimmte er über den Ritter dermaßen, daß er ihn mit Feuer dachte zu verbrennen, warf ihn mit so viel Gluth an als ob ein ganz Fuder Kohlen auf dem Stein angelegt wäre, wovon sowohl der Drachenstein selbst als Siegfrieds Horn erweichte. Wie nun Siegfried sah, daß sein Schwert auf dem Drachen begunnte zu haften, faßte er sich ein muthig Herz, schöpfte neue Kraft und führte einen harten und gewissen Streich, daß er damit den Drachen in zwei Stücken voneinander theilte, und die eine Hälfte von dem Stein hinabfiel. Da nahm Siegfried die

andere Hälfte, und stieß dieselbe auch hinab, daß er ganz zerschmetterte.

Hier fällt Siegfried vor großer Hitze und Mattigkeit in eine Ohnmacht.

Wie nun die Jungfrau von dem erschrecklichen Geschrei, Knall und Fall des Drachen unten in der Höhle so viel verstanden, daß er gewiss müste überwunden sein, da läuft sie voller Freude, Furcht und Schrecken den Stein hinan: siehe, da liegt ihr Erretter vor großer Arbeit und Hitze erbleicht aus-

gestreckt auf dem Boden. Seine Lippen waren ihm kohlschwarz, also daß kein Zeichen des Lebens mehr an ihm zu finden war.

Da wollte die Jungfrau davonfliehen, vielleicht daß sie vermeinte, es würden die andern jungen Drachen wieder kommen, oder daß sie das Zwerglein Egwaldus um Hülfe rufen wollte: siehe, da fiel auch die Jungfrau in eine Ohnmacht; und wäre gewiss todt geblieben, wenn nicht der Zwerg ihr mit Hülfe beigesprungen wäre.

Als nun der edle Ritter eine gute Weile also ohne Vernunft und Sinne gelegen war, da begunnte er seine Lebens-Geister wieder zu sammeln und ein wenig Odem zu schöpfen. Indem er nun seine Augen etwas aufthat, fieng er an sich allmählich aufzurichten. Wie er nun eine Weile gesessen und sich umgesehen, wird er gewahr, daß seine schöne Jungfrau dorten an der Erde liege, dessen er von Herzen erschrak. Er stund auf, gieng zu ihr, und fiel bei ihr in Unmacht nieder, umfaßte sie mit seinen Armen, rüttelte und schüttelte sie, ob er nicht noch ein Zeichen des Lebens bei ihr spüren möchte und sprach: Ach daß es Gott im Himmel erbarme! soll ich denn für alle meine große Gefahr, schweren Streit und Arbeit nicht mehr als eine todte Jungfrau davon bringen? Was schlechte Freude wird das meinen Eltern sein? O wehe! daß ich hieher gekommen bin!

Wie er nun diese Klage eine gute Weile getrieben hatte, kommt zu allem Glück der Zwerg Egwald daher gelaufen, bringt eine Wurzel mit sich und giebt die Siegfrieden, daß er dieselbe der Jungfrau in den Mund stecke. Von Stund an erholte sich die Jungfrau, und kamen ihre Lebensgeister allmählich wieder zu ihr: sie richtete sich auf, und empfieng den

Helden mit freundlichen Gebärden, wie ihr das zu thun wohl geziemte.

Das sprach das Zwerglein Egwaldus zu dem Helden: Der falsche Riese Wolfgrambär hat uns in diesem Berge bezwungen, wo wir deren über tausend sind, daß wir ihm haben unser eigen Land verzinsen müßen; davon habt ihr uns frei gemacht, des wißen wir euch viel und großen Dank, und erbieten uns euch zu dienen, so viel unser sind. Wir wollen euch begleiten bis gen Worms an den Rhein, da wir die Wege wohl wißen. Dessen bedankte sich Siegfried höflich gegen ihn. Unterdessen bat der Zwerg den Ritter nebst der Jungfrau zu sich in den Berg, mit ihnen zu eßen, dessen er denn auch wohl bedürftig war.

Als nun Alles aufs Beste zugerichtet worden, Siegfrieden mit Speis und Trank wiederum zu laben und zu erquicken, so waren die Zwerge sehr geschäftig, und trugen auf das Beste, so sie immer in geschwinder Eile konnten zusammen bringen. Das Zwerglein Egwaldus war sehr beschäftigt, brachte seine schöne Musik zuwege, davon sie alle erfreut wurden. Als nun die Malzeit vollbracht war, trug man allerhand Confect in vergüldeten Schüßeln auf, und wurde da des edeln Ritter Siegfried und seiner Liebsten Gesundheit von den Zwergen weidlich herum getrunken. Die Zwerge waren recht fröhlich, tanzten und sprangen; aber der Ritter war von Herzen müde, da er in vier Tage und drei Nächten gar nicht geruht: darum bat er, daß man ihm und seiner liebsten Jungfrau wolle die Ruhe bereiten. Wie das König Egwald vernahm, schaffte er, daß die Betten aufs Köstlichste zubereitet würden. Unterdessen nahm Siegfried die schöne Florigunda zu sich, und sprach:

Meine allerschönste Jungfrau Florigunde, nun saget mir doch, wie habt ihr bei dem ungeheuern Drachen so lange bleiben können? Mein edler Ritter, sagte die Jungfrau, das mögt ihr wohl denken. Aber sagt, wie seid ihr auf diese Reise gekommen, daß ihr euer Leben so frisch gewagt? Siegfried antwortete: Meine ehr- und tugendreiche Jungfrau, zu dieser gefährlichen Reise, und Gott Lob, glücklichem Abenteuer, hat mich nichts anders veranlaßt und verursacht, als Eure Schöne, Freundlichkeit und edle Tugend. Darum hab ich mein Leben geringgeschätzt, damit ich Euer Leben erretten möchte. Als er Dieses gesagt, floßen der schöne Florigunda die Zähren mildiglich über die Wangen. Sie zog einen gar schönen Ring mit köstlichen Diamanten von ihrer Hand, und steckte ihn dem Ritter an seinen Finger. Siegfried wollte die edle Gabe nicht unvergolten laßen, sondern nahm die goldene Kette, die ihm im Turnier an ihres Vaters Hof war zu Theil geworden, von seinem Halse, und hieng sie der Jungfrau an ihren Hals, und damit war beider Liebe bestätigt.

In diesem Gespräch war allbereits die Sonne hinter dem Gebirge untergegangen, die schwarzen Wolken überzogen allmählich den hellen Himmel, und Siegfrieden begunnten die Augen zuzufallen. Wie die schöne Florigunda Solches sah, winkte sie dem Zwerg Egwald und bat ihn, doch zu verschaffen, daß der Ritter zur Ruhe kommen möchte. Also ward dem Ritter ein köstlich Bett gezeigt, darauf war eine schöne sammetne Decke, darein des Himmels Lauf künstlich gewirkt war. Siegfried sagte: Bisher hab ich unter dem gestirnten Himmel geschlafen, aber nun will ich unter diesem sammetnen Himmel schlafen. Florigunda ward hart neben ihn absonderlich gebettet. Als sie nun

ihr Gebet gethan, und sich Gott befohlen, schliefen sie geruhig bis an den Morgen. Als nun der herannahte, und die Sonne ihre Stralen begunnte über das Gebirge zu strecken, erwachte die schöne Forigunda, stund auf säuberte sich, und verrichtete ihr Gebet, und dankte dem lieben Gott, daß er sie diese Nacht und die letzte Zeit ihres Lebens bewahret, und aus so großer Gefahr so gnädiglich erlößt habe. Darauf gieng sie vor des Ritters Bette, denn sie hatte Sorge für ihn um alle seine harte Arbeit und Gefahr, die er ausgestanden. Als sie nun vernahm, daß der Ritter noch schlief, ließ sie ihn ruhen, setzte sich und sang einen gar lieblichen Morgengesang davon der Ritter erwachte welcher sich schämte, daß er so lange geschlafen. Aber er war wegen seiner schweren Arbeit und Müdigkeit wohl zu entschuldigen.

Florigunda gieng ein wenig beiseit, daß sich der Ritter, ankleiden konnte: der stund auf, säuberte Hände und Gesicht, und betete sein Gebet. Darnach gieng er züchtiglich zu der Jungfrau Florigunda, grüßte dieselbe, und fragte, ob sie nicht bald Lust hätte, ihre Eltern zu sehen? Ja, antwortete die Jungfrau, von Herzen gern. Da kam eben der Zwerg Egwald herzu, grüßte das verliebte Paar freundlich, und fragte wie sie geschlafen? Sie antworteten ihm, gar wohl. Siegfried begehrte von dem Zwerg Urlaub; der Zwerg bat ihn länger zu bleiben, welches Siegfried höflich abschlug. Demnach ließ der Zwerg eilig ein Frühstück bereiten. Als sie nun ein wenig Speise zu sich genommen hatten, nahm Siegfried höflich Abschied von dem König Egwald und dessen Brüdern, welche ebenmäßig Könige waren. Der König Egwald schenkte der Florigunda ein wohl ausstaffiertes Roß mit auf die Reise, bat den Ritter und Florigunda ihnen

mit ihrer Gunst gewogen zu bleiben, erbot sich ihnen zu dienen nach höchstem Vermögen, und sprachen die drei Könige, der Zwerg Egwald und seine Brüder, zu Siegfrieden also: Edler Ritter, unser Vater Egwaldus ist gar vor Leid gestorben. Weil denn eure ritterliche Hand den ungeheuern Riesen Wolfgrambär besiegt und erlegt, dessen wißen wir euch viel Danks, denn sonst hätten wir alle des Todes sein müßen, darum, daß wir euch gesagt, daß er den Schlüßel zum Drachenstein hätte.

Damit ihr nun unser dankbares Gemüth erkennen möget, wollen wir euch das Geleite gen Worms geben, und damit euch kein Unfall unterwegs zustoßen möge, wollen unser hundert oder mehr mit euch ziehen.

Wie Siegfried mit der Jungfrau hinweg zieht und der König Egwald auf einem prächtigen Rosse voran reitet, und ihnen den Weg zeigt.

Als nun Siegfried Urlaub von den Zwergen genommen hatte, hieß er sie alle zu Hause bleiben, bis auf den König Egwald, der muste ihm den Weg zeigen, was er denn auch gerne that: er setzte sich auf sein schönstes Pferd, und ritt vor ihm her. Wie sie nun so ritten, sprach Siegfried zu Egwald: Ich habe auf dem Stein gesehen, daß du der Kunst Astronomia wohl erfahren bist: darum bitte ich, du wollest mir sagen wie mirs ins Künftige ergehen wird. Das will ich wohl auf dein Begehren thun, sagte der Zwerg; allein ich fürchte, daß dir Solches nicht zum besten gefallen möchte. So ichs nun begehre, sagte Siegfried, was liegt dir daran, wie es mir ge-

fallen wird? Wohlan, sagte der Zwerg, so sollst du wißen, daß du dein schönes Weib, die du jetzt noch als Jungfrau heimführest, nur acht Jahre haben wirst, alsdann wird dir dein Leben mörderischer Weise genommen werden. Aber dein Weib wird deinen Tod schmählich rächen, und wird mancher brave Held darum ins Gras beißen müßen; doch wird deinem Weibe der Krieg auch zuletzt den Tod anthun. Da denn mein Tod so wohl gerochen werden soll, sagte Siegfried, so begehre ich auch den Thäter eben nicht zu wißen; hieß damit den König Egwald wieder zurückzukehren, der dann mit weinenden Augen wieder zurück in den Berg gieng.

Da gedachte Siegfried an den Schatz, den er in dem hohlen Stein gefunden und vergeßen hatte, und hatte zweierlei Gedanken, einen auf den Riesen, den andern auf den Drachen, wie schon gesagt worden. Aber auf die Zwerge konnte er nicht denken, sonst hätte er ihn nicht geholt, zumal er sein doch nicht froh ward, wie man bald hören wird.

Dieser Schatz war von dem alten König Egwald hergekommen und war kein König so reich geschätzt, als eben dieser Schatz werth war; wenn wir aber den Krieg und Streit, der von diesem Schatz herrührt, beschreiben wollten, so würde eine besondere Historie erfordert. Denn von diesem Streit ist Keiner entronnen als Meister Hildebrand und Dietrich von Bern. Also kommen wir wieder auf unsere Historie.

Siegfried kehrte demnach mit der Jungfrau wieder um, und sagte: Wir wollen den Schatz darum nicht liegen laßen, denn da ich den Stein mit Gefahr meines Lebens gewonnen habe, so kann derselbe auch Niemand füglicher zukommen als mir. Nahm also den Schatz, legte ihn auf sein Pferd, und

trieb das vor ihm her, und ritt die Straßen, da er den vorigen Tag den Ritter erschlagen hatte. Da sah er dessen Pferd dort gehen und grasen, und legte sich ein wenig dabei hin ins Grüne und schlief. Und als er wieder erwachte, nahm er den Schatz und legte ihn auf das Pferd; aber Er setzte sich wieder auf sein eigenes, und führte jenes mit dem Schatz neben sich und der Florigunda her. Die Jungfrau sagte: Mein edler Ritter, das Pferd ist uns wohl zu Statten gekommen. Ja, meine Liebste, sagte der Ritter, wer Gott vertraut, den verläßt er nicht. In diesem und anderm Gespräch kamen sie aus dem Walde und bald wieder in ein dichtes Gesträuch: darin waren sie nicht lange geritten, da kamen unversehens dreizehn Mörder und umringten sie. Da sagte Florigunda! O mein edler Ritter, wie wird es uns nun ergehen? Seit zufrieden, Allerliebste, sagte Siegfried, die beißen uns nicht. Indem umgaben ihn sechs derselben; der Ritter lachte dazu. Die Jungfrau sprach: Wir wollen ihnen den Schatz geben, so werden sie uns ziehen laßen. Der Ritter sprach: Ich achte sein wenig; aber den Schimpf wollt ich um den Schatz nicht nehmen, daß ich mich vor diesen Kerlen fürchten sollte. Indessen umringten sechs Mörder die Jungfrau, und der letzte nahm das Pferd beim Zaum und wollte mit dem Schatz davon. Der Ritter gedachte nicht, daß es ihr Ernst wär; wie er aber Solches merkte, sprach er mit strengen Worten zu ihnen: Ihr leichtfertigen Straßenräuber, was habt ihr im Sinn? Fragst du noch, sagte Einer, und schlug damit gewaltig auf ihn los. Siegfried säumte sich nicht lange, nahm sein Schwert, damit er den Drachen getödtet hatte, und schlug dem vornehmsten und trotzigsten Schnarcher im ersten Streich den Kopf hinweg;

im andern Hieb spaltete er dem andern den Kopf bis auf die Zähne. Da sie den großen Ernst dieses mannlichen Ritters sahen, wichen die viere zurück. Als die andern sechs, so die Jungfrau umgaben, das sahen, wollten sie ihren Gesellen zu Hülfe kommen; aber die wurden auch empfangen, daß ihrer drei auf dem Platz blieben. Der das Pferd mit dem Schatz führte, war unterdessen eine gute Strecke vorangekommen; aber Siegfried holte ihn mit seinem guten Pferd bald ein, und machte denselben mit geringer Mühe auch darnieder. Als er sich nun wieder wendete, und vermeinte seine schöne Florigunda, wo er sie wartend gelaßen, wieder anzutreffen, siehe, da hatten sich die flüchtigen Mörder indessen wieder gewendet, und dieselbe davon geführt. Wie der Ritter dieß vernahm, säumte er sich nicht lange, verließ das Pferd mit dem Schatz und eilte der Stätte zu, wo er seine schöne Florigunda gelaßen hatte, damit er auf den Hufschlag des Pferds kommen möchte; denn die Zwerge hatten ihr Pferd gar künstlich beschlagen, daß er den Hufschlag wohl kennen konnte. Da er nun denselben erkannte, eilte er ihm spornstreichs nach und traf die Mörder in einem dichten Gesträuch wieder an, setzte im grimmigen Zorn unter sie, und machte sie alle darnieder bis auf Einen, denn der lief in einen Morast bis an den Hals: da wollte sich Siegfried um denselben nicht weiter bemühen, sondern sprach zu ihm: So dir jemand zu Handen kommt, so sprich zu ihm, daß du den gehörnten Siegfried, der die schöne Florigunda vom Drachenstein errettet hat, gesehen hast, und daß er deine zwölf Mitgesellen geputzt, daß ihnen der Bart nimmer wachsen wird. Damit ritt er mit seiner schönen Florigunda davon. Im Reiten sprach er zu ihr: Allerschönste, wie hat

euch diese Kurzweil gefallen? Mein vielwerther Ritter, antwortete sie, wenn das Kurzweil ist, wer wollte dann im Ernst mit euch fechten oder kämpfen? Indem kamen sie an den Ort, da der Streit zuerst angegangen war: da fragte die Jungfrau den Ritter und sprach: Mein edler Ritter, habt ihr das Pferd mit dem Schatz nicht wieder angetroffen? Ja, sagte der Ritter, Allerliebste, ich hab es dem Bösewicht wieder abgejagt, und ihm so viel gegeben, daß er keines Geldes mehr bedarf. Wie ich aber wieder zurückkam, und euch, meine Allerschönste, an diesem Ort nicht antraf, da merkte ich bald Unrath und zwang mich die große Liebe zu euch, daß ich des Schatzes wenig achtete, ließ das Pferd mit demselben laufen, und gab genau Achtung auf eures Pferdes Hufschlag; weil ich nun denselben bald vermerkte, eilte ich dem so schnell ich konnte nach, Euch, meine Allerschönste zu retten: Was frage ich nach dem gefundenen Schatz? ihr, meine Allerschönste, habt mir viel mehr gekostet. Ei, sagte die schöne Florigunda, so wollen wir uns um deswillen nicht weiter in Gefahr geben, das Pferd mit demselben wieder zu suchen. Der Ritter gedachte, weil ich nur acht Jahre leben soll, was nutzt mir derselbe? Sie ritten nun beide miteinander fort und kamen an den Rhein.

Wie Siegfried und die Jungfrau Florigunda gen Worms kamen, wie er empfangen ward, und wie sie beide Hochzeit machten.

Wie nun der König Gilbaldus und seine Gemahlin Kundschaft erlangten, daß ihre Tochter Florigunda von dem Drachenstein erlöst, und nunmehr mit dem Ritter Siegfried auf der Reise, und nicht weit mehr von dannen wäre, ließ der

König die ganze werthe Ritterschaft und den löblichen Adel aufbieten, damit sie seiner Tochter und dem Ritter gebührende Ehre anthäten, ihnen entgegen ritten, sie mit großem Gepräng einholten und künftig der Hochzeit beiwohnten. Denn der König konnte Solches dem Ritter Siegfried nicht abschlagen, weil er seine Tochter mit großer Gefahr seines Lebens so theuer erworben hatte.

Da sollte man die Pracht gesehen haben, in welcher stattlichen Ordnung sie eingeholt wurden. Dieselbe aber zu beschreiben, würde viel zu lang werden. Ja, es kamen Kaiser, Könige und funfzehn Fürsten, unter welchen auch Sieghar-

dus, Siegfriedens Vater war, die Ritterschaft und Adel ohne Zahl, welche alle wohl empfangen, ehrlich gastiert und bewirthet wurden, wie Solches an königlichen Höfen bei dergleichen Gelegenheiten üblich ist. Was für große Freude Vater und Mutter ob dieser Wiederkunft hatten, ist gar leicht zu denken. Da ward Siegfried und die schöne Florigunda in die Hauptkirche geführt, und mit großem Gepränge in Gegenwart aller anwesenden Kaiser, Könige, Fürsten und Ritter von dem Bischof zu Mainz copuliert und getraut. Solches könnte gar schön und mit vielen Umständen herausgestrichen werden; aber es würde viel zu lang werden, und uns Zeit und Weile mangeln. Nun währte die Hochzeit vierzehn Tage; darnach hielt man allerlei Ringelrennen, Turniere und Stechen, und was sonst zum Ritterspiel gehört. Solches alles zu beschreiben, ist nicht mein Vorhaben, die Historie damit zu verlängern ist auch unnöthig, sintemalen dergleichen Ritterspiele in vielen Historien beschrieben werden.

Nur dieses ist zu wißen, daß Siegfried den Preis überall davon getragen, welches seinen Schwägern, den dreien Königen, nicht zum Besten gefiel. Denn sie warfen einen heimlichen Haß auf ihn, und sprachen: Er trägt alle Tage Waffen und Ringe, damit prangt er gleichsam als ob er allein der Held wäre, macht also im ganzen Lande uns andere geringschätzig: das soll ihm übel bekommen.

Wie aber der Haß und Neid endlich ausgebrochen und ins Werk gerichtet worden, werden wir hernachmals hören, zuvor aber noch eine kleine Kurzweil mitnehmen, welches eines des allerpossierlichsten Stücklein, so auf Siegfriedens Hochzeit vorgegangen, wie man bald mit Lust hören wird.

Was für einen kurzweiligen Kampf Jorcus und Zivilles auf Siegfriedens Hochzeit um Leib und Leben gehalten.

Ehe wir aber den Kampf beschreiben, müßen wir zuvor von König Gilbaldus und einem Bauern reden, wie folgt. Der König Gilbaldus hatte sich einsmals auf der Jagd verirrt: da half ihm ein Bauer, Namens Jorcus, bei Nacht wieder zurecht, und zeigte ihm den Weg. Darum hatte ihn der König zu seinen Oberverwalter über sein Vieh gesetzt; er wohnte zunächst bei des Königs Pallast. Dieser Jorcus war so verzagt und blöder Natur, daß er vor einem bloßen Degen wohl in die Erde, wenns möglich gewesen, gekrochen wäre.

Nun war ein Edelmann an des Königs Hofe, derselbige war ein possierlicher und verschlagener, listiger Schalk, der manche Kurzweil zuwege zu bringen wuste; derselbe redete mit dem Bauer, und bildete ihm fest ein, daß jetzo solche gute Gelegenheit vorhanden sei, sich bei dem König beliebt zu machen, als er sein Lebtag wünschen möchte. Denn, sagte er, es ist unter den anwesenden fremden Fürsten Einer, der hat einen Soldaten bei sich, Namens Zivilles: derselbe ist so verzagt, daß man ihn mit einer Blase mit Erbsen verjagen möchte: den fordere heraus zum Kampf um Leib und Leben.

Wenn er dieses hören wird, so wird er dir vor Schrecken nicht kommen: alsdann hast du schon Ehre genug. Oder da er ja kommen würde, wird er doch, sobald er dich gewappnet sieht, vor Furcht die Flucht nehmen: so kommst du zu großen Aemtern beim König. Der Bauer ließ sich bereden, und sagte es dem Edelmann zu, er wolle den Soldaten fordern laßen.

Wie nun der Edelmann sah, daß er den Bauer dazu be=

wogen hatte, gieng er zum König, und offenbarte ihm Solches, und bat, seine Majestät wolle doch diese Kurzweil erlauben er wolle schon sorgen, daß ihrer Keiner davon zu Schaden kommen solle. Der König gedachte, weil seine Tochter nun viel Jahre groß Ungemach erlitten, wollt er ihr mit dieser Kurzweil, wie auch Siegfrieden und den anwesenden Herren, eine Ergetzlichkeit gönnen, und erlaubte es dem Edelmann.

Da gieng der Edelmann zu dem König Sieghardus, begrüßte denselben, und bat, er wolle doch seinen Willen darein geben: er hätte eine kleine Kurzweil vor, einer Comödie nicht unähnlich; dieses solle dem jungen König, seinem Sohn und allen anwesenden Herren eine besondere Ergetzlichkeit verursachen. Wie nun der König fragte, was es sei, sagte er: Ihro Majestät wißen, daß mein Herr der König den Jorcus bei sich hat: der ist so verzagt, daß er vor einem bloßen Gewehr wohl in die Erde kröche. Denselben hab ich überredet, er solle Euer Maj. Soldaten, den Zivilles ausfordern, und weil sie alle beide furchtsam, wird es eine lustige Comödie abgeben. Der König gab seinen Willen darein, und sagte: daferne man nur meinen Zivilles dazu bereden kann.

Der Edelmann bedankte sich freundlich gegen den König, und gieng selber zu dem Zivilles, und brachte seine Rede mit vielen Umschweifen geschmückt, hervor; er sagte, daß er zu keinem andern Ende zu ihm gekommen sei als ihm anzubringen, daß ihn Jorcus für den morgenden Tag auf Leib und Leben zum Kampf ausfordere. Dieser erschrak so über alle Maßen, daß er ganz erblaßte und erzitterte, und gab mit stammelnder Zunge zur Antwort: Ich habe mit ihm nichts zu thun: wie kommt er denn dazu, daß er mich fordern läßt? Der

Edelmann sagte: Dem sei wie ihm wolle; er hält euch einmal für keinen redlichen Kerl in der Welt, ihr kommt ihm denn auf den Kampfplatz mit guter Rüstung versehen: er will euer allda warten; damit gieng der Edelmann wieder seinen Weg. Wie nun der König und seine Leute sahen, daß Zivilles sehr erschrocken war, redeten sie ihm ein Herz ein, daß er sich endlich entschloß, den Kampf anzunehmen. Er rief den Edelmann zurück, und sagte zu ihm: Mein Freund, ich will mich bis zum Morgen bedenken. Mit dieser Antwort gieng er zu dem Bauern, der sich sehr freute, denn er gedachte, er würde ihm nimmermehr kommen, weil er gehört, daß er so sehr erschrocken wäre.

Am Morgen aber redeten König Sieghardus' Leute mit Zivilles, und sagten: Es wär ihm eine ewige Schande, wenn er den Kampf ausschlüge. Er sollte es nur kecklich wagen, denn Viele hätten wohl gehört, daß Jorcus ein verzagter Kerl wäre: sobald er nur einen bloßen Degen sähe, würde er nicht warten, sondern alsbald die Flucht nehmen. Zivilles ließ sich überreden, und schickte früh Morgens zu dem Bauer, und ließ ihm sagen, daß er um ein Uhr Nachmittags auf dem Kampfplatz in guter Rüstung zu Pferde erscheinen solle: da wollte er ihn lehren, wie er einen redlichen Cavalier ausfordern sollte.

Wiewohl es mir (sagte er), als einem versuchten Soldaten nicht wohl ansteht, mit einem groben Bauernflegel zu schmeißen, dennoch will ich dich lehren, daß du es ein andermal nicht mehr thun sollst.

Also wurden sie beide mit Rüstung wohl versehen, und kamen zu der bestimmten Zeit auf den Kampfplatz. Da möchte ich wünschen, daß Alle, die dieß lesen, selber da gewesen, und

dieser Kurzweil zugesehen hätten. Denn sobald Jorcus, der Bauer, auf den Kampfplatz kam, sah er sich nach allen Seiten um, wo er zum Füglichsten ausreißen möchte, und verfluchte den Ort des Kampfplatzes, weil er ihn so wohl verwahrt sah, denn an den Seiten war er mit hohen Brettern umgeben, und die Pforten wurden alle versperrt, also daß Jedweder aushalten muste. Als nun Zivilles, der Soldat, den Jorcus ansichtig ward, und daß er ein so muthig Pferd hatte, fehlte sehr wenig, er wäre ausgerißen, wenn er nur gekonnt hätte; er war schon Willens sich dem Jorcus zu ergeben. Gleicher Meinung war Jorcus auch.

Indem theilten die Ritter den Kampfplatz in gleiche Theile, und ließen die Trompeten blasen.

Als nun des Jorcus Pferd die Trompeten hörte, konnte es nicht länger warten, weil es Siegfriedens Pferd und des Turnierens wohl gewöhnt war: fieng damit an, und lief so schnell dahin wie ein Pfeil. Jorcus hätte es gern aufgehalten; aber es war vergebens, denn es lief die gewohnte Bahn in vollem Lauf zu Ende. Da war er gezwungen die Lanze fallen zu laßen, und hielt sich mit beiden Händen an des Pferdes Kamm, daß er nicht herunter fiel. Inzwischen schmißen die auf des Zivilles Seite mit Zwickruthen auf sein Pferd, daß es auch in Gang kam. Der legte alsbald seine Lanze, ehe es noch Zeit war, ein; es trieb ihm aber der Wind dieselbe auf eine Seite, daß er den Jorcus ohne sein Wißen damit berührte. Und weil derselbe ohnedem kümmerlich im Sattel hieng, fiel er herunter zur Erden. Zivilles, der Solches nicht inne ward, ließ sein Pferd bis zu Ende der Rennbahn auslaufen.

Indem er nun sein Pferd umwendet, sieht er den Jorcus

dort an der Erden liegen: da gedachte er, nun ist es Zeit, daß du deinem Feinde den Rest giebst, und ihm mit dem Pferde den Kopf zerknirschest, und ihn mit der Lanze, weil das Eisen noch dran ist, durchstößest. Indem er sich aber zu ihm nahte, machte sich Jorcus allmählich auf die Beine.

Wie er nun zu ihm kam, fiel sein Pferd unter ihm nieder; was die Ursach, kann ich eben nicht wißen, ob er mit der Lanze, die er allezeit niedrig hielt, dem Pferd zwischen die Beine gekommen, oder ob Jorcus mit seinem Aufstehen dem Pferd hinderlich war. Dem sei wie ihm wolle, es fiel einmal mit ihm nieder.

Da gedachte Jorcus: Jetzo ist es Zeit ein Ritter an deinem Feind zu werden, und hieb so grimmig von Ferne auf ihn zu, als ob er denselben in Stücken hauen wollte. Aber das Pferd sprattelte so grausam mit den Füßen, daß er ihm nicht beikommen konnte. Wie aber das Pferd sich endlich aufarbeitete, und auf seine Füße zu stehen kam, stampfte, schnaubte und schlug es so grausam um sich, daß der gute Jorcus besorgte, es möchte ihn treffen; er floh demnach in aller Furcht von dannen. Unterdeßen hatte Zivilles Zeit bekommen, wieder aufzustehen, und sich auf seine Füße zu machen. Aber sein Leib war ihm dermaßen zerschlagen und zertreten, daß er voller Furcht und Zittern gedachte, sich seinem Feind zu ergeben. Damit zieht er seinen Degen, Willens denselben bei der Spitze gefaßt dem Jorcus darzureichen. Gleicher Meinung war auch Jorcus, sich seinem Feind zu ergeben. Wie nun Zivilles mit bloßem Degen daher kommt, sich zu ergeben, gedenkt Jorcus, das wird nicht wohl ablaufen, hier wirst du Haar laßen müßen: da flieht Jorcus so schnell und weit als er immer kann.

Als dieses Zivilles gewahr wird, will er an seiner Victorie nicht gänzlich zweifeln, sondern faßt wieder ein Herz, und verfolgt seinen Feind so gut, als ein Verzagter immer kann, schlägt mit vollen Grimm auf ihn, der sobald er die Streiche fühlte, überlaut schrie, und ihn bat, einzuhalten, oder er wolle es dem König Gilbaldus und Siegfrieden klagen. Wie er aber noch nicht nachlaßen will, wich er zurück so weit er immer konnte. Wie er nun bis an das Waßer gekommen war, also, daß er nicht weiter konnte, da war ihm seine Furcht gedoppelt. Denn er gedachte, weichst du weiter, so must du im Waßer ersaufen; gehst du aber vorwärts, so must du unter deines Feindes Waffen sterben. Jedoch schämte er sich wieder, sich seinen Feind zu ergeben, in Betrachtung, daß wenn er sich recht vorgesehen, er seines Feindes hätte Meister werden können. Diese gesammte Angst verursachte eine gänzliche Verzweiflung bei ihm.

Darum beschloß er endlich bei sich, nunmehr festen Fuß zu halten, weil es ja nicht anders sein könnte, und faßte damit seinen Degen in beide Hände, und drückte die Augen fest zu, und fieng an, so grimmig um sich zu hauen und zu schmeißen, daß Zivilles die Flucht mit Schrecken nahm und überlaut schrie: laß mich leben, laß mich leben, so will ich mich dir ergeben, denn er bildete sich ein, er hätte schon viele Wunden empfangen, da er doch noch keine bekommen hatte.

Wie nun Jorcus das Geschrei hörte, that er die Augen wieder auf, und sieht, daß sein Feind weit von ihm gewichen ist: da faßte er wieder einen Muth, und verfolgte seinen Feind so gut er immer konnte. Da schrie Zivilles noch viel mehr: Schenk mir das Leben, ich will mein Lebtag nicht daran ge-

denken, mich an dir zu rächen. So wirf dein Gewehr von dir, sagte Jorcus. Dieser arme Tropf that bald wie ihm befohlen war, und warf sein Gewehr von sich.

Wie nun Jorcus seinen Feind ganz wehrlos sah, hätte er ja nichts zu fürchten gehabt; gleichwohl traute er nicht, sondern sagte zu ihm: Hebe dich weit von mir und lege dich auf die Erde nieder. Dieser gehorchte abermals der Stimme seines Feindes, und lief fern von dannen, und legte sich ganz ausgestreckt auf die Erde nieder, und erwartete wie ein Lämmlein sein Ende.

Da gedachte Jorcus, er könne doch nimmer vor seinem Feind sicher sein, wenn er ihm beim Leben ließe. Besann sich demnach, wie er ihm am Füglichsten beikommen möchte, und sprach bei sich selber: Gehst du mit dem Degen zu ihm, so möchte er sich aufrichten, und dir denselben aus der Hand reißen. Ließ sich demnach bedünken, es werde kein beßer Mittel sein als ohne Degen zu ihm zu gehn, ihm auf die Brust zu knieen und mit seinem großen Meßer, das er bei sich hatte (womit er die Kühe pflegte abzustechen), ihm die Gurgel abzuschneiden.

Wie er nun das Meßer unter seiner Rüstung hervorsuchte und die Richter sein Beginnen inne wurden, kamen sie dazwischen, und hießen den Jorcus innehalten und sich mit der Victorie begnügt sein laßen. Denn solch Beginnen, da schon der Feind überwunden, wär der Waffenordnung schnurstracks zuwider. Jorcus ließ seinen Feind, weil er ihn überwunden, ungern aus seinen Händen. Doch muste er sich ihren vernünftigen Reden gemäß halten, weil sie ihm daneben zusagten, daß Zivilles nimmermehr sich wider ihn auflehnen sollte.

Also ließ Jorcus den Zivilles wieder aufstehen, und gebot ihm, er sollte sich ein andermal beßer bedenken, und zusehen, mit wem er zu thun hätte.

Also ward hiemit der kurzweilige Kampf dieser beiden Hasen geendigt, und war Jeder froh, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Dieses war eins der lustigsten Stücklein auf Siegfriedens Hochzeit, und könnten derselben mehr angeführt werden; würde aber zu lang werden, wollens also bei diesem bewenden laßen.

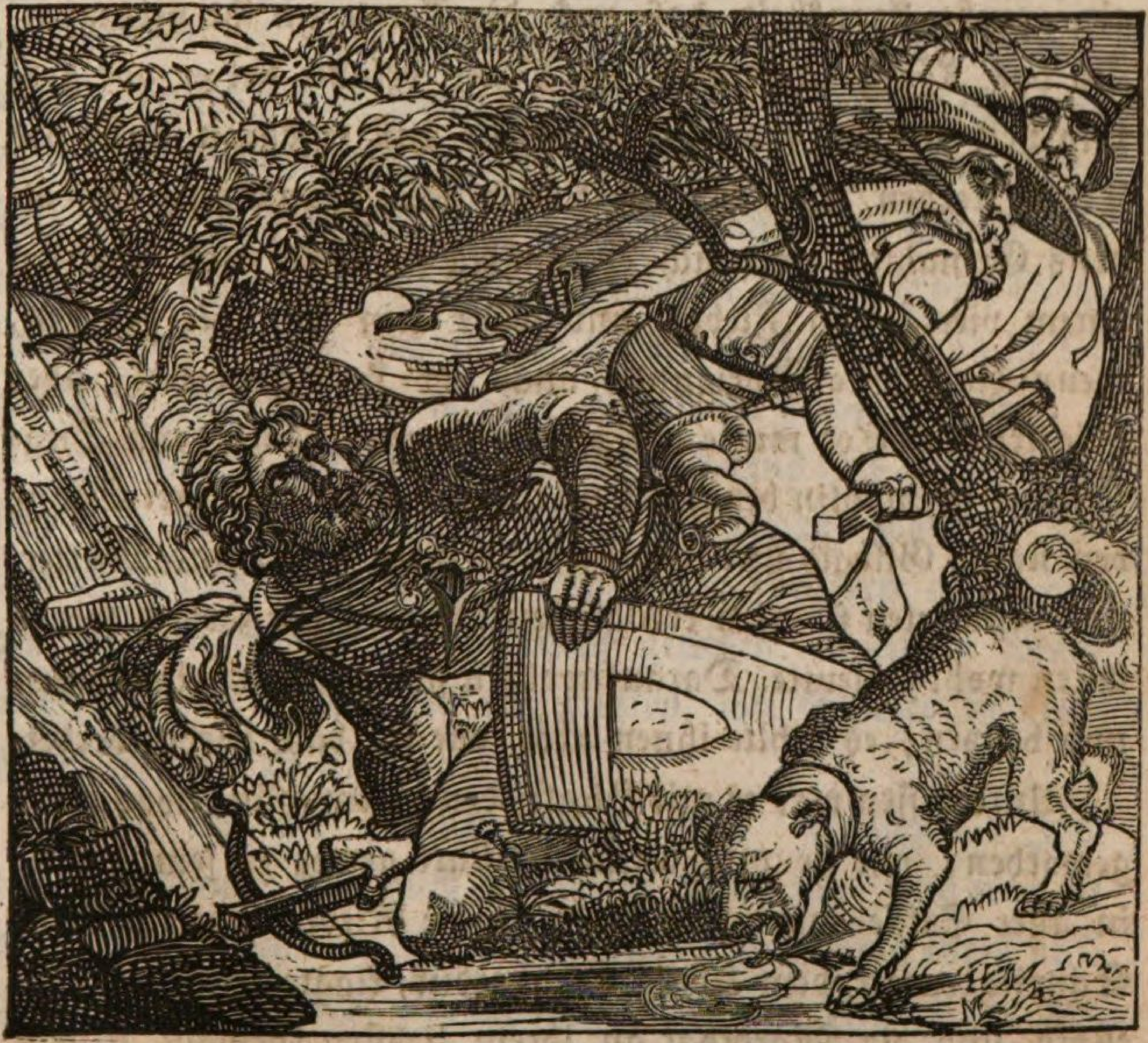
Wie Siegfried mit seiner schönen Florigunda gelebt, wie es ihm endlich ergangen, und wie er umgekommen ist.

Wie nun die Hochzeit und alle Ritterspiele ihre Endschaft erreicht, da kehrte ein jeder wieder heim. Da gab ihnen Siegfried das Geleite so sicher und wohl, daß man hätte ohne alle Gefahr Gold mögen auf dem Haupte tragen.

Wie nun die drei Schwäger, als Ehrenbertus, Hagenwald und Waltherus, der Florigunda leibliche Brüder, dem Siegfried feind waren, weil er den Preis vor ihnen in Turnieren und Stechen davon getragen, und deswegen hoch angesehen und gerühmt ward, trachteten sie heimlich danach wie sie ihn tödten möchten; konnten aber nicht eher Gelegenheit finden bis acht Jahr um waren, wie der Zwerg Egwald dem Siegfried zuvor prophezeit hatte, wie wir schon gemeldet. Siegfried lebte mit seiner schönen Florigunda in Ruhe und gutem Frieden, und zeugte mit ihr einen Sohn, den er Löwhardus nannte: was derselbe für Krieg mit dem Sultan und dem König von Babylonien geführt, und was für große Abenteuer und

Gefahr derselbe ausgestanden, und wie er endlich des Königs von Sicilien Tochter bekommen, ist anderweit beschrieben.

Wie sie nun acht Jahr im stolzen Frieden gelebt, begab es sich eines Tages, daß Siegfried und seine Schwäger mit ihm auf die Jagd ritten, dazu denn Siegfried sehr geneigt war. Weil aber derselbe Tag sehr heiß war und Siegfried sich sehr erhitzt hatte, begiebt er sich zu einen Brunnen im Ockerwalde, und legte sein Angesicht in denselben, sich zu erkühlen. Das ersieht sein Schwager, der grimmige Hagenwald, und gedenkt bei sich selber: Die Gelegenheit begiebt sich nicht alle Wege, die must



du nicht versäumen, denn dieß ist die rechte Zeit, dich an deinem Feind zu rächen. Nimmt sein Rappier, und stößt dem Siegfried zwischen die beiden Schultern, da er fleischern und nicht hörnern war, hinein, daß die Spitze bis an die Brust hinein gieng, daß er davon zur Stunde todt blieb. Also muste der theure Held, dessen Tugend, Kraft, Stärke und Mannheit in der Welt nicht zu finden, so schändlicher und mörderischer Weise um sein noch junges Leben kommen. Dessen Tod aber ist hernachmals wohl gerochen worden.

Als nun Siegfriedens Gemahlin ihres Herrn des Königs Tod berichtet war, fiel sie vor großem Leid und Kummer in eine große Krankheit, daß auch die Aerzte an ihr verzagten. Da das König Gilbaldus, ihr Vater, erfuhr, fiel er vor großem Leid in eine tödtliche Krankheit, daß er daran muste des Todes sterben. Da ward Leid über Leid, denn König Gilbaldens Gemahlin legte sich ebenmäßig zu Bette und starb an einem viertägigen Fieber, und wäre kein Wunder gewesen, wenn die schöne Florigunda auch vor Leid gestorben; aber Siegfriedens Tod muste erst gerochen werden, dazu denn Siegfriedens Gemahlin behülflich war. Da nahmen die drei Söhne den König Gilbald und sein Gemahl, ihren Vater und Mutter, und bestatteten sie nach königlichen Würden zur Erden, wie es ihnen wohl geziemte. Darauf wollten sie das Reich einnehmen und besitzen; es fehlte ihnen aber, wie ihr bald hören werdet.

Unterdessen war es mit Siegfriedens Gemahlin etwas beßer geworden; wie sie nun vermeinet stark genug zu sein, zog sie in aller Stille mit ihrem Sohn in die Niederlande zu ihrem Schwiegervater, dem König Sieghardus, klagte demselben ihre Noth, und die Mordthat an ihrem liebsten Gemahl, seinem

Sohn. Als nun König Sieghardus Solches mit Schmerzen vernommen hatte, ergrimmte er über die Maßen, und ließ in seinem ganzen Lande die werthe Ritterschaft und den löblichen Adel aufbieten, und sammelte in schneller Eile eine unzählige Menge auserlesenes Kriegsvolk, und überzog damit die drei Gebrüder, und rächte an denselben seines Sohnes Tod rechtschaffen. Dieser Krieg hat viel tausend Helden ihr Leben gekostet, und ist darinnen der grimmige Hagenwald wiederum schändlich um sein Leben gekommen. Dann er hat sich dem verzagten Soldaten Zivilles ergeben, in Meinung, Barmherzigkeit zu erlangen; vermeinte auch, bei demselben viel sicherer zu sein als bei einen andern beherzten Soldaten, welches aber weit gefehlt war. Denn dieser Zivilles nahm seiner Schanze wahr: als Hagenwald eingeschlafen war, nahm Ziwilles seinen Degen, und stieß ihn durch seinen Leib, daß er zur Stund todt blieb, und sagte: Wie du meines gnädigen Königs Sohn Siegfrieden gethan, also hab ich dir wieder vergolten, und ist dir mit dem Maß gemeßen worden, womit du gemeßen hast.

Die andern zwei Brüder, als Ehrenbertus und Waltherus, sind von Land und Leuten ins Elend verjagt worden; davon Löwhardus, Siegfriedens Sohn, den jüngsten, als er auf der Reise nach Sicilien begriffen gewesen, in einem Wald winselnd und wehklagend angetroffen, wie Solches in Löwhardi Historie zu lesen.

Der verzagte Zivilles ward auch erschlagen. Jorcus, der Bauer, kam auch in diesem Krieg um. Und was zu beklagen, so muste die schöne Florigunda auch ihren Geist aufgeben. Sonst würde der König Sieghardus dieselbe zur Königin in ihrem eigenen Land wieder eingesetzt haben, davon sie

vorher die andern Brüder verstoßen wollten. Löwhardus, Siegfriedens Sohn, blieb bei seinem Großvater Sieghardo am Hofe, und ward daselbst in aller Gottesfurcht und ritterlichen Tugenden auferzogen, daß ein braver Held aus ihm wurde, wie seine Historie zur Genüge bezeugt.

Wigoleis vom Rade.

Erstes Capitel.

Es wird in vielen Historien von dem hochgepriesenen König Artus von Britannien gemeldet, wie er so herrlich und mild gelebt und Hof gehalten habe mit den theuersten Rittern, die zu der Zeit gelebt, weshalb viel Könige und Fürsten und mancher werthe Held sich aufgemacht, Solches mit eignen Augen zu sehen, ob König Artus und seine hochberühmte Gesellschaft der Tafelrunde billig so hoch zu rühmen wären. Alle aber, so viel ihrer dahin kamen, sahen und befanden mehr als ihnen gesagt worden und begehrten alsbald bei dieser Gesellschaft zu bleiben, welches auch viele derselben nach fleißigem Begehren durch ritterliche Thaten erlangten. Diese werthe Gesellschaft übte sich täglich in ritterlichen Thaten und suchten in fremden Landen Abenteuer zu bestehen, wodurch des Hofes Preis von Tag zu Tag gemehrt wurde. König Artus hielt gewöhnlich Hof in dem Schloß Caridol, auf daß die fremden Ritter, welche ihn besuchen wollten, nicht irre würden, sondern ihn an Einem Ende zu finden wüßten. Dieses Schloß lag vor einem großen Walde, darein die Ritter täglich ritten und sich mit Jagen und andern Abenteuern erlustigten.

Nun fügte es sich einst, daß König Floreis aus dem versperrten Lande, ein kühner und theurer Ritter, so viel Lobs von der hochgepriesenen Gesellschaft der Tafelrunde sagen hörte,

daß er dadurch bewegt ward, Solches in eigener Person zu erfahren und zu beschauen.

Zweites Capitel.

König Floreis läßt sein Gezelt vor dem Schloß Caridol aufschlagen in Meinung des Hofs Gewohnheit und Sitten daselbst zu erfahren.

Darnach über wenig Tage machte sich Floreis fertig, ritt gen Britannien und kam eben im Maien vor Caridol: Allda schlug er ein köstliches Gezelt auf, willens, daselbst so lange zu bleiben bis er des Hofs Gewohnheit erkundigen und seinen Preis erhöhen möchte. Die Ritter in der Burg sahen ihn das Zelt aufschlagen, wusten aber nicht, wer es wäre, denn er war ihnen allen unbekannt. Sie schwiegen jedoch und wollten sehen was sein Vorhaben wäre. Am andern Tage Morgens in der Frühe kleidete sich König Floreis überaus köstlich, ritt hin zu der Burg und begehrte mit der Königin zu reden. Die Königin kam alsbald mit vielen fürstlichen Frauen und Jungfrauen an die Zinnen zu hören was sein Begehren wäre. Als nun König Floreis die Königin mit ihren Frauen an der Zinne sah, grüßte er sie nach königlichen Würden und Ehren und bat sie, daß sie einen gar köstlichen Gürtel von Gold und edelm Gestein von ihm annähme. Die Königin sprach: Dieß geziemt mir nicht zu thun, damit mir nicht hernach Ungelegenheit daraus entstehe. Floreis sprach zu der Königin: Nehmt ihr nur ohne alle Sorge den Gürtel von mir an, denn ich will ihn morgen an diesem Ort ritterlich wieder holen. Unterdeß berathet euch und begehrt ihr ihn zu eigen, so behaltet ihn von meinetwegen, denn ich schätze seinen Werth gegen euch gar ge-

ringe. Die Königin sprach: Edler Ritter, diesen Gürtel nehme ich eurer Bitte willen an, doch mit dem Beding, daß mir nichts Arges daraus entstehe und ihr ihn morgen wiederholt. Dieß verhieß ihr der König zu thun und ritt wieder heim in sein Gezelt. Die Königin schickte alsbald nach Herrn Gawein, zeigte ihm den köstlichen Gürtel, sagte ihm, von wem sie ihn empfangen hätte und begehrte seinen Rath. Herr Gawein, der theure Ritter, sprach zu der Königin: Gnädige Frau, euch gebührt nicht, diesen Gürtel zu behalten, darum gebt ihn dem Ritter wieder. Des andern Tags am frühen Morgen kam König Floreis wohlgewappnet vor die Burg und fand die Königin mit dem Gürtel sein wartend an der Zinne. Als er nun die schöne Königin ersah, löste er seinen Helm vom Haupte, ritt zu ihr hin und fragte sie, ob sie den Gürtel behalten wolle. Sie antwortete dem Ritter züchtiglich und sprach: Edler Ritter, es geziemt mir nicht diesen Gürtel zu behalten, und reichte ihm denselben alsbald wieder auf seinen Sper. Da sprach König Floreis: Gnädige Frau, da euch der Gürtel nicht gefällig ist, so will ich euch nicht höher bitten, ihn auch ohne Streit nicht wieder von hinnen führen. Darum sagt eurer werthen Ritterschaft von Meinetwegen, welcher Ritter ihn mir mit Streit abgewinne, der solle ihn zu eigen haben. Hiermit gesegnete er sie und ritt schnell von der Burg wieder zu seinem Gezelt und Gesinde. Darauf berief die Königin den Ritter Gawein abermals und sagte ihm des Königs Vorhaben. Herr Gawein verkündigte das der ganzen werthen Ritterschaft, die dadurch sehr erfreut und begierig wurde, denn ein Jeder wollte der erste sein. Herr Keie, dem selten wohl gelang, war der erste und vermeinte gewißlich, den Gürtel zu erlangen.

Aber er ward betrogen und von dem Roſs geſtochen als ob er nie darauf gekommen wäre. Dodines war der andere, dem ebenſo geſchah, Segramors der dritte, und viel andere mehr, deren Namen hier zu nennen unnöthig, denn ſie wurden alle ſieglos befunden. Dieß währte an vier Wochen, daß Die von der Tafelrunde alſo niedergelegt wurden, daß es über die Maßen war und ihnen früher nie geſchehen. Da ſprach Herr Gawein: So will ich auch zu ihm hinaus, mein Heil an ihm zu verſuchen, und des Hofes Ehre retten oder darum erſterben.

Drittes Capitel.

Herr Gawein und König Floreis, die beiden tapfern Ritter, ſtritten mit einander, und erhielt König Floreis den Sieg und führte Herrn Gawein mit ſich gefangen hinweg.

Herr Gawein wappnete ſich mit Fleiß und ritt eilends und unerſchrocken hinaus ins Feld auf den König Floreis, welcher mit aufgerichtetem Sper wartete. Er erkannte auch alsbald Herrn Gawein an ſeinem Schild und Helm, wie er von Andern gehört hatte, und freute ſich ſehr ſeines Kommens, indem er vornehmlich ſeinetwegen dahin gezogen war. Sie rannten zuſammen als zwei kühne Helden, und zerbrachen beide Spere, daß die Stücke in die Höhe ſtoben. Jedweden verwunderte, daß ihm der andere im Sattel ſitzen geblieben war. Sie griffen demnach zu den Schwertern und begannen einen ſo harten Streit, daß ihre Helme und Schilde ganz feurig ausſahen. Herr Gawein war ein ſtarker, trefflicher Mann: jetzt holte er mit beiden Armen zu einem ſtarken Streich aus und ſchlug mit ſolchen Kräften, daß ihm ſein Schwert davon in Stücke brach. Als er nun ohne Wehr ſtund,

must er sich bezwungen und überwunden geben, was ihm zuvor nie geschehen war, auch nie geschehen wäre, wenn er nicht durch Kraft der Steine und Zauberei überwunden worden. Floreis nahm ihn gefangen und führte ihn mit sich hinweg, und sagte ihm zur Wegkürzung mancherlei Abenteuer, darunter auch, wie er von ihm nicht durch Mannheit, sondern durch Kraft der Steine und Zauberei bezwungen worden und sprach: Herr Gawein, ich kann mir selbst den Sieg nicht zur Ehre rechnen, denn ich hab ihn nicht durch meine Kraft und Mannheit, sondern durch Wirkung fremder Steine erhalten. Ich bekenne deshalb, daß ihr der theuerste Ritter seid, der jetzt leben mag und bitte euch, ihr wollet euch diese Gefangenschaft nicht betrüben laßen, da sie, wie ich hoffe, mir und euch noch zu Gute kommen soll. Denn da ich so viel Mannheit von euch hörte, so hab ich nicht ruhen können bis ich euch erkundigt und hab es nicht anders als so zu Wege bringen können. Herr Gawein, der gefangne Ritter, sprach zu Floreis: Dem sei nun wie ihm wolle, so bin ich gleichwohl ein gefangner Mann; durch welche Kraft oder List ich aber überwunden bin, weiß ich nicht. Wäre mir aber mein Schwert ganz geblieben, ich wollte euch und alle eure List schon überwältigt und bezwungen haben. Wüste die werthe Ritterschaft meine Gefangenschaft, ich hätte keinen Zweifel, sie würden gar bald ihr Heil an euch versuchen. Weil aber die Sachen also beschaffen sind, und ich von euch durch Zauberei gefangen und überwunden bin, so bitte ich euch, ritterliche Ehre an mir nicht zu schwächen, und euch hinfort solcher List und Zauberei gegen mich nicht mehr zu bedienen. Das verhieß Floreis Herrn Gawein und versprach, ihm hinfort alle Treue zu beweisen. Also

vereinigten sich die beiden kühnen Helden und ritten gesellig durch manches rauhe und wilde Gebirge, bis an den dreizehnten Tag: da kamen sie an das verschloßene Land. König Floreis, der Ritter, empfieng seinen Gefangenen Herrn Gawein gar schön und herrlich und stellte sich ganz freundlich gegen ihn. Er schickte aber zuvor schnell einen Boten zu seiner

Schwester und zu allem Hofgesinde, und gebot, daß sie sich auf das Allerköstlichste bereiteten, diesen werthen Gast würdig zu empfahen. Das geschah: Herr Gawein ward mit freundlichem Umfahen von des Königs Schwester, der schönen Florie, empfangen. Als er die ansah, deuchte ihn, er sähe nicht einen Menschen sondern einen Engel; auch ward er alsbald in Liebe zu ihr inbrünstig entzündet. Darnach nahm sie ihn bei der Hand, und führte ihn in den königlichen Pallast: da erhub sich erst von der ganzen Ritterschaft ein großes Empfangen mit schöner Ehrerbietung und freundlichen Worten. Darnach dienten ihm die Ritter und Jünglinge und führten ihn in eine Kammer, wo er den Cüraß auszog, und bekleideten ihn mit köstlichen Kleidern; auch ward ihm sonst noch manche Ehr und Wohlthat erzeigt. Als es nun Eßenszeit ward, kam der König selbst, führte ihn zu Tische und setzte ihn neben die schöne Florie, deren Gleichniß an Schöne er all sein Leben nicht gesehen hatte. Bald ward auch allerlei köstlicher Trank und Speise im Ueberfluß aufgetragen und ihnen herrlich und mit allem Fleiße gedient.

Viertes Capitel.

Wie König Floreis Herrn Gawein im Schloß umherführte.

Nach der Malzeit führte der König Herrn Gawein im Schloß und Pallast umher, und zeigte ihm alle Gebäude, welche mit mancherlei kunstreichen Stücken köstlich geziert waren. Darunter war ein sehr künstliches Rad, von Golde gemacht, mit erhabenen Bildern geschmückt, und das Rad gieng stäts herum. Dieß Werk hatte ein Priester dem Lande zum Wahrzeichen

gemacht, daß dem Herrn dieses Landes nie ein Ding miss-lang und er allzeit in Glückseligkeit lebte. Als sie nun dieß Alles besehen hatten, nahm der König Herrn Gawein bei Seite und sprach: Herr, ich mahne euch, daß ihr euer Gelübde erfüllt, wie ihr mir verheißen habt. Herr Gawein sprach: Gnädiger Herr, ich bin bereit, euern Willen zu vollbringen. Der König sprach zu ihm: Ich will, daß ihr meine Schwester zur Ehe nehmt, die ich euch sammt meiner Krone gebe, doch mit dem Beding, daß ihr sie nicht hinwegführt, wenn ich anders das von euch begehren darf. Und bleibt ihr also meiner lieben Schwester willen bei uns, so soll größere und beßere Freundschaft nicht gemacht werden als zwischen uns beiden, indem ich euch mit ganzer Treue meine und nach Kräften zu dienen geneigt bin. Doch sollt ihr darum nicht verbunden sein, stäts bei uns zu bleiben; ihr möget gleichwohl Ritterschaft pflegen und andere Lande beschauen, wenn ihr nur die meiste Zeit bei uns verbleibt.

Herr Gawein war zu solcher Verbindung bald bereit, denn die überaus große Schönheit Floriens hatte ihn so eingenommen, daß er eher der ganzen Welt entsagt hätte als sie verlaßen. Er hub also an und sprach: Gnädiger Herr, was ihr von mir begehrt, das sollte billig ich von euch mit allem Fleiß erbitten und begehren. Doch wollt ihr mir so viel Freundschaft beweisen, als ihr sagt, und mir eure Schwester ehlich antrauen, so sollt ihr mich nie anders als erkenntlich gegen euch finden. Demnach ward diese Freundschaft bestätigt, und mit allen hochzeitlichen Freuden vollbracht. Darnach wohnte Herr Gawein bei seinem lieben Gemahl mit inniglicher Liebe bis sie schwanger ward. Dieß währte etwa ein halbes Jahr: da gedachte er wieder

an die werthe Ritterschaft der Tafelrunde und nahm sich vor, dahin zu reiten; doch wollte er sein Vorhaben seiner lieben Frau nicht verhalten.

Eines Tages bat er sie inständig, daß sie ihm doch eine Reise zu seinen Freunden erlauben wolle; er gedächte in kurzer Zeit wieder zu ihr zu kommen. Darüber erschrak sie ohne Maßen und sprach: Herr, das wird mir schwer zu thun; ihr solltet jetzt eine solche Reise nicht von mir begehren, da ich schwanger bin. Ich besorge, euer Abwesen möchte sich zu lange verziehen. Da verhieß er ihr, er wollte sobald als er immer könnte wieder zu ihr kommen, sie möchte um seinetwillen nur fröhlich sein. Da nun die Frau vermerkte, daß ihm diese Reise so ernst war, erlaubte sie ihm die mit schweren Herzen, gab ihm einen sehr köstlichen und theuern Gürtel und bat ihn, den mit zu nehmen, indem er seine Reise sonst nicht vollbringen möchte.

Als er nun von seiner Frauen Urlaub erlangt hatte, ward ihm ganz wohl zu Muth; er wollte aber den Gürtel nicht mit sich führen, sondern getröstete sich seiner Mannheit. Also nahm er freundlich Urlaub von seiner lieben Frau, die er hernach nimmer wieder sah. So schied er auch von seinem Schwager und der ganzen Ritterschaft, die ihn alle ungern von sich ließen: sie gesegneten ihn mit vielen schönen Worten und wünschten ihm viel Glück und Heil. Er ritt hinweg und kam in kurzer Zeit gen Caridol. Als sie Gaweins Ankunft vernahmen, freuten sich alle, die bei der Tafelrunde waren; sie hatten in seinem Abwesen nie recht fröhlich sein können, denn sie wusten nicht ob er lebendig oder todt, noch wohin er gekommen wäre. Um so größer ward ihre Freude, da er wieder frisch und gesund zu Hofe kam. Sie hatten auch mit Freuden mancherlei Kurzweil,

mit Rennen, Stechen, Turnieren, Jagen, Beizen und anderm mehr. Aber Herr Gawein gehub sich bei dem Allen nicht so fröhlich als man zuvor an ihm gewohnt gewesen, denn wie ihn zuvor seine Gedanken hinweg gejagt hatten, so trieben sie ihn nun wiederum hin zu seiner Frauen. Als er nun bei seinen Freunden auch ein halbes Jahr verbracht, nahm er wieder Urlaub von Allen am Hofe und ritt hinweg. Aber je länger er ritt, je weiter kam er von dem Lande, das er erreiten wollte und ritt also durch manches Land und wildes Gebirge ein ganzes Jahr in der Irre. Und in solchem irren Umherreiten ward ihm gesagt, daß Niemand ohne des Königs Geleit das versperrte Land erreiten möchte. Als er das vernahm, verstund er erst, warum ihm sein Gemahl den kostbaren Gürtel hatte mitgeben wollen, und gereute ihn über die Maßen, daß er ihn dort gelaßen hatte. Als er aber sah, daß seine lange Reise, die er mit so viel Beschwerden, Angst und Sorgen vollbracht hatte, unnütz und vergebens war, begab er sich derselben mit großen Schmerzen und ritt wieder zu der hochgepriesenen Ritterschaft gen Caridol.

Als nun der edle Gawein sich von seiner schönen Florien also beurlaubt hatte, war die Klage, die sie seinetwegen führte, nicht klein, wie denn ihr Herz die bevorstehende Noth seines Ausbleibens wohl im Voraus empfunden hatte. Es begab sich aber, daß die Zeit ihres Gebärens kam: Da gebar sie einen schönen Sohn von erwünschter Gestalt, dessen sich alles Volk im Lande höchlich freute. Man trug ihn zur Taufe und nannte ihn Wigoleis. Die Königin wollte ihn aus mütterlicher Liebe keiner Amme befehlen, sondern selbst erziehen und an ihren Brüsten ernähren: pflegte und wartete sein also mit großem Fleiß.

Fünftes Capitel.

Wie die Königin ihrem Sohn, als er erwachsen war, streitbare Männer bestellte, die ihn fechten lehrten.

Als er nun von den Brüsten entwöhnt war und zu erwachsen anfieng, lehrte man ihn lesen und schreiben und andere Künste mehr, wie denn solcher Jugend geziemet. Darnach lehrte man ihn was zur Ritterschaft gehört, darin er so geübt ward, daß ihn Niemand übertreffen konnte, denn die angeborne Art und Tugend wirkte mehr in ihm als man ihn lehren konnte. Als er nun der Stärke seines Leibes inne ward und je älter je stärker wurde, gieng er zu der Königin, seiner Mutter und bat sie inständig, daß sie ihm erlaubte, eine Reise an den Hof von Britannien zu thun, seinen lieben Vater daselbst zu suchen, von dessen Tugend er stäts so viel Lob sagen hörte, nicht minder auch, daß man in der Welt nicht beßere Ritter fände, denn in Britannien. Dahin wollte er reiten, auf daß er sich so werther Ritterschaft auch theilhaftig machte. Als das seine Mutter hörte, ward sie gar betrübt und gedachte, sie würde den Sohn, wie vordem ihr liebes Ehgemahl verlieren. Sie sprach: Ach lieber Sohn, wie hoffst du deinen Vater zu finden? ich zweifle nicht, wenn er noch am Leben wäre, er hätte sich längst hieher gefunden. Darum bitte ich dich, du wollest hier bei mir bleiben, denn du bist noch jung, und kommst wohl noch nach etlichen Jahren zur Ritterschaft. Aber Wigoleis wollte nicht in seiner Mutter Rath willigen, sondern drang so lange auf sein Vorhaben, bis sie zuletzt darein willigte. Sie gab ihm den köstlichen Gürtel, ließ ihm auch Harnisch, Schild, Helm und Schwert bringen, die besten die sie haben mochte, wappnete ihn darein mit Fleiß und befahl Gott dem Herrn seine Hut.

Als er nun bei Hofe Urlaub genommen und mit dem Segen seiner Mutter hinwegritt, kam er hinaus in das Gebirge, wo er lange in der Irre umherritt und nicht wuste wo hinaus. Da begegnete ihm ein stolzer Held in schöner Kleidung: Den fragte Herr Wigoleis, woher er käme und wohin er wollte? Dieser sagte ihm mit kurzen Worte, er wäre von dem theuren König Artus von Britannien ausgesandt, Ritter zu einem Turnier zu berufen. Als das Wigoleis hörte, ward er froh und fragte weiter, wie es an des Königs Hof stünde, was für Gewohnheit sie da hätten, und wie er am nächsten dahin kommen möchte? Als ihn der Held dessen kürzlich berichtet hatte, ritt Herr Wigoleis der bezeichneten Straße nach und kam am neunten Tage gen Caridol. Da stieg er ab, band sein Pferd an eine Linde, und setzte sich bei der Linde auf einen gevierten Stein, darauf zu ruhen und gedachte nicht, ob der Stein Tugend oder Untugend hätte.

Sechstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis auf dem Stein unter einer grünen Linde vor der Burg Caridol saß, und wie König Artus und die Königin mit Rittern und Knechten hinausgiengen ihn zu empfangen.

Nun lagen etliche Ritter und Frauen auf dem Schloß in den Fenstern und sahen den Jüngling auf dem Stein sitzen, dessen sie sich höchlich verwunderten. Einer zeigte es dem andern und fragte, wer doch dieser tugendreiche Jüngling sein möchte, dem der Stein auf ihm zu sitzen gestattete. Denn dieser Stein war von solcher Tugend, daß ihn Niemand berühren durfte, der nicht alle Tugend und Vollkommenheit an

sich hätte. Und so viel tugendreicher und hochberühmter Ritter bei der Tafelrunde waren, so durfte diesem Stein doch Niemand näher kommen als in Klafterweite. Nur Herr Artus saß ganz darauf und Herr Gawein reichte mit der Hand daran. Daß aber einer auf dem Stein nicht sitzen durfte, verwirkte er damit, wenn er einmal eine Jungfrau wider ihren Willen umfieng; dafür muste er von der unvernünftigen Creatur, dem Stein Florant, gestraft und seine That offenbar werden.

Als nun König Artus und seine Diener den Jüngling auf dem Stein Florant sitzen sahen, verwunderten sie sich sehr und vereinigten sich alsbald, ihn herrlich zu empfahen, denn sie wusten gewiss, daß er allen Ehren wohl würdig war. Sie giengen ihm also allesammt mit großer Ehrerbietung entgegen. Als aber der Jüngling die lobwürdige Schar gegen sich kommen sah, stund er geschwind auf, trat von dem Stein und gebärdete sich zierlich und schön mit aller höflichen Ehrerbietung. König Artus und die Königin empfiengen ihn zuerst mit freundlichen Worten, darnach die ganze werthe Ritterschaft. König Artus begann ihn zu fragen, wer und von wannen er wäre und wie er hieße? Er antwortete züchtiglich und sprach: Herr, wer ich bin und woher des Landes, weiß ich so schnell nicht zu sagen; aber Wigoleis ist mein Taufname. Ich bin durch Gottes Gnade in dieß Land gekommen in der Hoffnung, Dienst zu finden, indem ich euer und eurer hochpriesenen Ritterschaft stäts zum Höchsten gedenke. Darum ist mein Begehren und inständiges Bitten, mich als euern Diener in eure königliche Gnade und in eure werthe Ritterschaft aufzunehmen. König Artus antwortete ihm und sprach: Was ihr so bescheidentlich begehrt, soll euch gestattet sein. Er sagte ihm auch zu, daß er

ihn in Kurzem wolle zum Ritter schlagen. Hierauf gebot er Herrn Gawein, sich des Jünglings anzunehmen, der das mit gutem Willen that. Wigoleis ward darüber ohne Maßen erfreut und gedachte: Alle Goldberge des ganzen Landes Kaukasus nähme ich nicht für diese hohe Gabe, die ich, so Gott will, verdienen will, oder das Leben verlieren. Herr Gawein nahm den Jüngling in seine Pflege und hielt ihn sorgfältig in Zucht und Lehre wie ein Vater seinen Sohn; das vergalt ihm der

auch und that in allen Dingen seinen Willen. Also wuchs große Liebe zwischen beiden, und wiewohl Einer dem Andern noch unbekannt war, so verhielten sie sich doch nicht anders gegen einander als Vater und Kinder zu thun pflegen. Darüber kam die Zeit, da der König ein Turnier halten und Ritter machen wollte. Herr Gawein führte den Jüngling zu Felde, ihn zu versuchen, ob er auch zum Turnieren geschickt und brauchbar wäre. Ja ohne Zweifel war er so geschickt, daß alle die, welche sich an ihn wagten, die Sättel räumen und unter den Rossen aufstehen musten. Darnach in Gegenwart vieler Ritter von Caridol, Curnewal und Grahars wurden viele junge Knechte zu Rittern geschlagen, darunter Herr Wigoleis nicht der geringste war. Darauf hub sich wieder ein hübsches Turnieren und Sperbrechen, daß Einer über dem Andern lag. Da hielt sich auch Herr Wigoleis so mannlich, daß es ein Wunder zu sehen war, und ihm Jedermann den Preis gab. Als sich nun das Turnier endete, sagte Herr Artus der Ritterschaft, er wolle an der Tafelrunde sitzen und Herrn Wigoleis Gesellschaft leisten. Dieß geschah vor Caridol auf einem grünen Anger. Denn sobald der Mai kam, hielt der König im Freien Hof unter den Gezelten. Und das geschah auch im Maien, daß er Herrn Wigoleis zu Ehren die Tafelrunde besetzte, und ihn zum Gesellen annahm.

Siebentes Capitel.

Wie eine Jungfrau gen Caridol kam und um einen Ritter bat, ein Abenteuer zu bestehen.

Als sie nun so beisammen saßen und redeten von allerlei kurzweiligen Geschichten, da kam eine Jungfrau über das Feld

eilend daher geritten und wandte ihr Pferd zu dem Gezelt, darin die werthen Ritter saßen. Sie war überaus schön, mit köstlichem Gewand bekleidet, und hinter ihr auf dem Pferd stund ein Zwerglein. Sie stieg behende von ihrem Pferde und gebärdete sich gar züchtiglich. Die Ritter empfiengen sie ehrerbietig und verwunderten sich sehr ihres Aufzugs. Zuhand hub das Zwerglein an mit heller Stimme ein neues Hoflied in hohem Ton zu singen. Darauf trat die Jungfrau näher vor den König und sprach mit gefaltenen Händen: Gnädiger Herr, meine Frau entbeut euch ihre Dienste mit ganzen Treuen und läßt euch klagen die große Noth, mit der sie befangen ist. Sie bittet, die möchtet ihr zu Herzen nehmen und ihr einen mannlichen Ritter zu Hülfe schicken, zumal die Reise, die er vollbringen muß, gar gefährlich ist. Man sagt in allen Landen, daß hier die besten und theuersten Ritter seien, so in der Welt zu finden sind. Darum sucht meine Frau Hülfe bei euch, indem ihr sonst alle Hülfe versagt ist, und sich Keiner mehr findet, der um Abenteuer gen Corotin ritte. Welcher nun unter euch seinen Preis zu mehren gedenkt, der reite mit mir hinweg. Da standen wohl hundert Ritter auf, die Reise von dem König zu begehren; aber Herr Wigoleis kam ihnen Allen zuvor. Der König hätte ihn solcher Bitte gern überhoben und wandte darum allen Fleiß an, aber umsonst, denn er bat je länger je mehr. Da mochte ihm der König nicht versagen und erlaubte ihm zu reiten. Dessen erschrak die Jungfrau ohne Maßen und ritt ohne Urlaub weinend hinweg, wollt ihn auch nicht erwarten, denn sie besorgte, seine unbesonnene Jugend möchte ihn zu dieser Reise verführen. Herr Wigoleis aber ließ sich alsbald Harnisch, Schild und Helm, Sper und

Schwert bringen, wappnete sich und ritt der Jungfrau eilends nach. Das Zwerglein sah ihn bald ihnen nachreiten und sagte: Frau, reitet gemach, denn der Ritter reitet uns eilends nach; ihr solltet sein gewartet haben. Die Jungfrau ward unmuthig und sprach aus großem Zorn: Ach wehe mir, daß ich meine lange Reise so verloren haben soll. Es ist Einer bei der Gesellschaft, mit Namen Gawein, von dem sagt man, daß nie so ein theurer Ritter gewesen ist als er: derselbe wäre auch ohne Zweifel mit mir geritten, wäre ihm dieser thörichte junge Mann mit seiner Bitte nicht zuvorgekommen. Also komme ich nun heim ohne allen Trost. Wehe mir, daß ich in dieses Land gekommen bin, da ich so ganz trostlos von hinnen scheiden muß. Das Zwerglein sprach: Habt beßern Trost zu diesem jungen Ritter: wer weiß, ob ihm nicht das Abenteuer von Corotin vor allen andern beschaffen und bestimmt ist. Indem kam Herr Wigoleis, der kühne und theure Held, zu ihnen geritten, grüßte die Jungfrau züchtiglich und bat sie mit Fleiß, daß sie ihrer Tugend willen ihm vergönne, mit ihr in das Land Corotin zu reiten, wo er den Preis zu erlangen hoffe. Die Jungfrau sprach: Ihr bleibt oder reitet, so gilt es mir gleich. Reitet wohin ihr wollt, euch ist die Straße so gut als andern gemein. Nur reitet so, daß ihr mir bei dieser Reise nicht Gesellschaft leistet. Dem Zwerglein misfiel solche stolze Antwort gar sehr und redete solange mit ihr, bis sie dem Ritter endlich vergönnte, diesen Tag, und nicht länger, mit ihr zu reiten.

Achtes Capitel.

Wie es Herrn Wigoleis auf seiner ersten Reise gelang und wie er zwei Riesen auf dieser Fahrt überwand.

Herr Wigoleis begann viel schöne Abenteuer zu sagen, der Jungfrau die Weile zu kürzen. Am Abend aber sahen sie eine wohlerbaute Burg vor ihnen stehen. Da sprach Herr Wigoleis: Frau, ich will voraus reiten und sehen, ob man uns in dieser Burg beherbergen wolle. Da sprach sie: Dieser Wirth pflegt gar seltsamer Sitte. Wir seien verirrt oder nicht, so dürft ihr da keine Herberge suchen. Denn welcher Ritter hier herbergen will, muß dem Wirth vorher einen Ritt gewähren. Fällt ihn dann der Wirth, so muß der Gast zu Fuß und bloß, mit Schanden von dannen scheiden; gewinnt aber der Gast, so wird er von dem Wirth ganz wohl gehalten. Darum rathe ich, daß ihr ihn vermeidet. Indem ritt der Wirth gewappnet gegen ihn. Herr Wigoleis setzte alsbald seinen Helm auf sein Haupt, und rannte so stark mit dem Sper auf ihn, daß er den Wirth des Lebens beraubte. Als das seine Ritterschaft sah, wurden sie gar traurig. Dieser Noth halben durfte die werthe Gesellschaft nun dort ihre Nachtherberge nicht suchen, sondern mußten fort reiten und sich behelfen wie sie konnten. Darüber ward die Jungfrau sehr unmuthig und redete dem Ritter hart zu; er gab ihr aber eine gütliche Antwort. Sie ritten nun weiter in einen Wald, wo sie sich die Nacht aufhielten.

Als es nun zu tagen begann, hörte Herr Wigoleis ein laut Geschrei und eine klägliche Stimme. Er begehrte also Urlaub von der Jungfrau, zu sehen was doch das für ein Geschrei wäre. Sie sprach: Reitet nah oder ferne, ihr braucht von mir keinen

Urlaub zu begehren. Er bat sie aber so lange, bis sie ihm erlaubte. Da ritt er eilends der Stimme nach und sah auf einer Wiese eine Jungfrau mit kläglichen Gebärden, die sich heftig wehrte. Bei ihr waren zwei Riesen, die ihr Gewalt anthun wollten. Als das Herr Wigoleis sah, gedachte er: Das wolle Gott nicht, daß das geschehe. Alsbald setzte er seinen Helm auf und ritt unerschrocken mit allen Kräften wider den Riesen. Er erstach alsbald den einen, den andern aber schlug er wund und bezwang ihn mit dem Schwert, daß er die Jungfrau ohne allen Schaden dem milden König Artus gen Caridol in dessen sichere Verwahrung bringen und dem König und seiner Ritterschaft viel Gutes von seinetwegen sagen muste. Nun war das Zwerglein dem Ritter heimlich nachgegangen, seine Thaten anzusehen. Das gieng nun zu der Jungfrau und sagte ihr Alles was er gesehen hatte, wie der junge edle Ritter die beiden Riesen so mannlich überwunden, und eine Jungfrau von ihnen errettet hatte. Aber sie schätzte das gering und hatte keinen Glauben, daß er ihre Frau erlösen würde. Zwar merkte sie, daß er mannlichen Gemüths wäre, meinte aber, seine Jugend wäre seinem Gemüth zu schwach und darum war ihr sein Mitreiten verdrießlich. Als es nun Tag geworden, wollte sie den Ritter nicht erwarten und machte sich heimlich auf den Weg. Denn dieß Alles war bei Mondschein, kurz vor Tage geschehen. Das Zwerglein ward unmuthig und sprach: Seht den Ritter, wie er uns so schnell nachreitet: ihr habt sehr Unrecht, daß ihr also von ihm flieht. Ich sage euch, es mag euch noch großes Frommen bringen, so ihr euch heut von ihm erbitten laßt. Meint ihr wohl, wenn er nicht Kraft und Mannheit in sich wüste, er wär nach solchen Preis ausgeritten?

Neuntes Capitel.

Wie Herr Wigoleis wieder zu seinen Gefährten kam, die heimlich von ihm geritten waren.

Indem kam Herr Wigoleis wieder zu seinen Gefährten. Da lief ein kleines weißes Hündlein über das Feld ihnen entgegen: dessen eines Oehrlein war falb, das andere roth. Das gefiel der Jungfrau so wohl, daß sie meinte, sie hätte nie ein schöneres Hündlein gesehen. Herr Wigoleis stieg vom Pferde, fieng das Hündlein, brachte es der Jungfrau und bat sie inständig, sie möchte ihm doch erlauben, weiter mit ihr zu reiten. Da ließ sie es geschehen, jedoch mit unwilligem Gemüthe. Alsbald kam ein Ritter geritten und fragte die Jungfrau, wer ihr das Hündlein gegeben hätte. Er begehrte, sie sollte es alsbald wiedergeben. Da zeigte sie auf Herrn Wigoleis: der hätte es ihr gegeben. Herr Wigoleis sprach zu dem Ritter: Was soll diese Rede? Ich glaube nicht, daß das Hündlein euer sei; wer es aber der Jungfrau mit Gewalt nehmen wollte, dessen Helm müßte zuvor in Flammen stehen. Das verdroß den Heiden so sehr, daß er eilends wieder in den Wald ritt, sich wappnete und der Gesellschaft nachritt, Streit zu suchen. Herr Wigoleis hatte sich auch bereit gemacht, und hielt, ihn zu erwarten. Sie ritten so stark zusammen, daß es eine Lust zu sehen war. Aber dem Heiden bekam es gar übel, denn wie köstlich er auch mit Harnisch und Wappen daher geritten kam und wie mannlichen Gemüths er war, so fällte ihn doch Herr Wigoleis im ersten Ritt zur Erde. Als er so das Hündlein frei gemacht, ritten sie fort und kamen an einen Wald: da sahen sie von ferne eine

trauernde Jungfrau reiten. Der edle Ritter begehrte abermals Urlaub von seiner Jungfrau, um zu fragen was die Jungfrau betrübe und warum sie so sehr klage, denn ihr Leid gieng ihm zu Herzen. Sie sprach: Ihr möget reiten oder bleiben; fahrt wohin ihr wollt, so fahr ich auf meiner Straßen.

Zehntes Capitel.

Wie Herr Wigoleis einer Jungfrau ein Pferd und einen Psittich wiedergewann.

Herr Wigoleis erlangte doch zuletzt durch Bitten, daß ihm die Jungfrau erlaubte, die Geschichte zu erforschen. Er ritt fort und kam zu der klagenden Jungfrau, grüßte sie züchtiglich und bat, daß sie ihm die Ursache ihres Weinens anzeigte. Ihr Leid gehe ihm zu Herzen, und wenn er es wenden möchte, dazu wär er willig und bereit. Sie dankte und erzählte ihm dieser Sache Anfang, Mitte und Ende, wie hernach folgen wird und sprach: Also ist es mir mit dem Ritter ergangen, dem wohl hundert Ritter nicht obsiegen mochten. Er sprach: Schöne Jungfrau, ich bitte euch um eurer Ehre willen, reitet zu meiner Herrin, die dort hält und bittet sie, daß sie mit euch zu den euern reite. Ich hoffe euch, so Gott will, mit Kampf von dieser Klage zu erledigen; wo nicht, so will ich ritterlichen Ehren entsagen. Da ritt sie mit dem Ritter zu der Jungfrau und bat sie inständig, mit ihr zu reiten und erzählte ihr die Geschichte, wie nämlich der König von Irland alle Jahr einen Psittich, der wohl sprechen könne, in einem schönen und köstlichen Goldgehäus schicke, dazu das theuerste und schönste Pferd, das man finden möge: beides gebe man dann der, welche

bei diesem Hofe für die schönste Jungfrau erkannt würde. „Nun urtheilten die Herrn, daß diese beiden Kleinode mein sein sollten. Darüber kommt ein Ritter mit seiner Geliebten dahin, nimmt mir in Aller Gegenwart die Kleinode, giebt sie seiner Geliebten, und führt sie mit Gewalt hinweg. Nun hat sich dieser junge Ritter, euer Gefährte, erboten, mir die Kleinode wieder zu gewinnen oder sich von ritterlichen Ehren zu scheiden. Darum bitte ich euch mit mir zu reiten, denn das Heer liegt nicht weit von hier." Sie ritten mit einander dahin: da sahen sie ein schönes Gezelt vor dem Wald aufgeschlagen. Diese Jungfrau führte die fremden Gäste mit sich zu ihrer Muhme: die war des Königs von Persien Tochter, auch wegen ihrer Tugend und Schöne hochgepriesen. Sie fragte, wer ihre Gesellschaft wäre? Dessen berichtete sie die betrübte Jungfrau und sagte ihr des Ritters Vorhaben. Und als sie vor das Gezelt kam, empfieng die Königin sie gar freundlich und führte sie mit sich in ihr Gemach. Der Ritter wurde entwappnet und mit köstlichen Kleidern angethan. Darnach gieng er zu der klagenden Jungfrau und fragte sie, wo der übermüthige Ritter wäre. Ist es möglich, so will ich euch eure Kleinode wieder erstreiten, oder Ehre und Preis darum verlieren. Da nahmen die beiden Jungfrauen ihn bei der Hand und giengen mit ihm vor des übermüthigen Ritters Gezelt. Als er sie kommen sah, sprach er hochmüthig zu Herrn Wigoleis: Was werbt ihr hier mit diesen schönen Frauen? oder was begehrt ihr von mir? des bescheidet mich. Da sprach Herr Wigoleis: Ihr habt dieser Jungfrau, wie ihr wohl wißt, ihren Gewinn mit Gewalt entfrembet; doch mögt ihr es wohl mit Ehren wiedergeben, wenn ihr bedenkt, daß es euch nicht ziemt, und ritterlichen Preis

schwächt, fremdes Gut raubweise hinwegzuführen. Der stolze Mann antwortete und sprach: Seid ihr Predigens wegen hiehergekommen, so heißt euch einen Predigtstuhl auf dem Feld aufschlagen. Ich rath euch aber, daß ihr mit euern Frauen hinweggeht und sagt, ihr wärt hier gewesen. Herr Wigoleis sprach: Glaubt mir in der Wahrheit, daß ich euch eine Predigt halten will, von der ihr den Ablaß mit Schanden heimtragen werdet. Ich biete euch Kampf an für diese Jungfrau: darnach wißt euch zu richten. Morgen zu rechter Kampfeszeit kommt und hört der Predigt wohl zu, denn da sollen Schwert und Helm gar mannlich erklingen. Diese Märe ward bald allenthalben kund, und war Niemand, den es nicht wunderte, daß ein so junger Ritter sich wider einen solchen streitbaren Helden des Kampfs unterwinden dürfte. Des Morgens nun, nachdem sie Messe gehört hatten, kamen sie beide wohl gewappnet und köstlich geziert auf die Kampfstatt und ritten in den Ring, wo Jedweder seinen Preis zu mehren hoffte. Man gab ihnen zwei starke Spere, die nahmen sie und ritten so heftig widereinander, daß die Spere in Stücken davon flogen. Als sie nun die Spere zerbrochen, griffen sie zu den Schwertern: Da ergieng es erst recht über die Schilde, denn ihrer Keiner wollte weichen. Sie schlugen so stark aufeinander, daß das Feuer um sie her leuchtete. Zuletzt that Herr Wigoleis einen so starken Streich auf seinen Gegner, daß er stracks vor ihm niederfiel. Als er sah, daß er so kraftlos da lag, ließ er ihn wieder zu sich selbst kommen. Als er aber wieder zu Kräften kam, lief er Wigoleis mit so starken Schlägen an, daß die Funken von Helmen und Schwertern stoben. Also wollte ein Jeder seinen Preis mehren oder darum sterben.

Eilftes Capitel.

Wie Herr Wigoleis mit dem rothen Ritter kämpft und den Sieg behält.

Der übermüthige Mann, den man den rothen Ritter nannte wegen seines rothen Haars, sonst aber Graf Hogier von Mansfeld, trieb Herrn Wigoleis so weit die Bahn war, umher. Da war von Herrn und Frauen, so umher standen, groß Trauern und Weinen, sonderlich von den Frauen. Die riefen mit gewundenen Händen inniglich zu Gott, daß er dem jungen Ritter die Kräfte mehren und Gnade verleihen wolle. Herr Wigoleis, der diese Klage hörte, empfieng dadurch neue Kraft und sprach: Nun wehre dich, du mannlicher Held, denn ich habe dich bisher geschont. Hiemit schwang er seinen Arm in die Höhe, trieb den Helden zurück, und mit Einem Schlag fällte er ihn nieder zur Erde, brach ihm den Helm vom Haupte und bezwang ihn ganz ritterlich. Als nun der Streit geendet war, gebot er dem Grafen, ohne Verzug gen Britannien zu reiten und dem König Artus seine Sicherheit zu bringen. „Auch sagt ihm dabei, der von dem Rade habe euch gesendet.“ Der Graf antwortete: Herr, ich hoffe ihr werdet euch mir beßer zu erkennen geben, denn vielleicht führen ihrer mehr das Rad, die euch an Mannheit und ritterlichem Preis nimmermehr zu vergleichen sind. Herr Wigoleis sprach: Eurer Tapferkeit wegen will ich euch meinen Namen nicht verhalten. Fragt Jemand wie ich heiße, so sagt, ich heiße Wigoleis und sei Willens, gen Corotin zu reiten, dort die Abenteuer zu bestehen, wozu mir Gott Gnade verleihen wolle. Also ward der Haß, den diese

Ritter zusammen getragen hatten, wieder versöhnt. Darnach gab der Graf die Kleinode, die er der Jungfrau genommen hatte, zurück und schied freundlich von dannen, in Britannien seine Dienste zu leisten. Herr Wigoleis wurde von Herrn und Frauen mit großen Ehren empfangen, denn sie freuten sich sehr seines Sieges. Des andern Tages zergieng der Hof und kehrte ein Jeder mit seinem Gesinde wieder heim. Aber Wigoleis und seine Gesellschaft ritten mit der Jungfrau, für die er gestritten hatte, bis sich ihr Weg theilte. Da bat sie ihn sehr, mit ihr heim zu reiten. Er aber wehrte sich höflich und sprach: er wolle das Abenteuer von Corotin bestehen oder darum ersterben. Als sie ihn nun nicht erbitten konnte, wollte sie vor Unmuth die reichen Kleinode, die er ihr erstritten hatte, auch nicht behalten und sprach: Da ihr mir die Bitte nicht gewähren wollt, so nehmt auch die Kleinode hin, die eure kühne Hand mannlich erstritten hat. Da wollte er die Gabe nicht und sprach: Dieß gebührt mir mit Nichten. Sie wollte sie aber auch nicht. Also hatten sie einen langen Streit miteinander, da keins dem andern seine Bitte gewähren wollte. Zuletzt stieß die Jungfrau das schöne Pferd und den Psittich von sich, nahm Urlaub und ritt im Unmuth hinweg. Als Herr Wigoleis nun sah, daß es nicht anders sein mochte, gab er die Kleinode der Jungfrau, mit der er von Britannien geritten war. Zu dem Pferde gehörte ein Zwerglein: das hub an zu sagen von seinem Herrn, dem König von Irland, und sonst viel seltsamer Geschichten, womit sie den Tag kürzten. Am Abend sahen sie ein köstliches Gezelt, vor dem viel Spere stunden; sie wusten aber nicht, wer ihr Herr wäre, noch was er damit meinte. Aber Herr Wigoleis war muthig, gedachte wohl, er

würde da zu kämpfen finden und ritt voraus, diese Dinge zu erforschen. Als aber der Herr dieser Zelte den Ritter hinzureiten sah, saß er alsbald auf und ritt ihm und seiner Gesellschaft entgegen. Er führte sie höflich in sein Gezelt und empfieng sie wohl. Darnach sprach er zu Herrn Wigoleis: Ich fragte gern, wohin ihr mit dieser Jungfrau reiten wolltet. Herr Wigoleis sprach: Diese Jungfrau habe ich vor König Artus über den Zwang klagen hören, den ihre Herrin erleide; dabei sagte sie: Wer Abenteuer bestehen wolle, der solle gen Corotin kommen, da finde er allerlei Abenteuer genugsam. Da hab ich mich, um ihrer Frauen willen, diese Abenteuer zu bestehen unterstanden; Gott wolle, daß ich es wohl vollbringe. Da sprach der Wirth: Gott erhalte uns beide und verwandele unser Gemüthe. Ich glaube gewiss, unser Einem ist dieß Abenteuer bescheert. Zehn meiner Genoßen haben schon darum geworben, ihrer neun sind nacheinander dahin geritten und haben alle den Tod gefunden. Da wir aber beide auch dahin wollen, so laßt uns morgen mit Sper und Schwert entscheiden, welcher von uns beiden das Abenteuer versuchen soll. Herrn Wigoleis gefiel dieß Vorhaben wohl und willigte gerne darein. Da sprach der Ritter: So laßen wir es also geschehen. Wißt auch, daß ich gleich mit euch theilen will, denn da ich sehe, daß ihr nur Einen Sper habt, deren ich genug habe, so will ich euch deren sechs geben und sechs Knaben dazu; und mir selbst auch sechs Knaben und sechs Spere, so daß ich keinen Vortheil voraus habe. Herr Wigoleis nahm dieß mit Dank an.

Zwölftes Capitel.

Wie Herr Wigoleis und sein Wirth kämpften und Herr Wigoleis obsiegte.

Des Morgens nach der Messe und dem Imbiß ritten sie gewappnet und schön geziert auf die Kampfstatt. Man reichte ihnen zwei Spere dar: die zerbrachen sie gar ritterlich; man reichte ihnen zwei andere, die zerstoben auch zu kleinen Stücken. Als aber der alte Ritter an dem jungen solche Stärke wahrnahm, nahm es ihn groß Wunder. Sie nahmen wieder neue Spere, machten die Bahn noch weiter und rannten solchen starken Ritt aufeinander, daß die Spere zersplitterten und in der Luft umherflogen. Als nun Jedweder sechs Spere zerbrochen und sich doch ritterlich im Sattel behauptet, brachte man ihnen zwei andere stärkere Spere, gar wohl geädert. Da versuchten sie nochmals ihre Kraft und ritten solchen starken Ritt aufeinander, daß der theure Ritter, der Wirth, davon ums Leben kam. Herr Wigoleis sprang zur Erde und sprach: Weh mir, daß deine Mannheit von meiner Hand erstorben liegt; verflucht sei der Preis, den ich hier gewonnen habe. Dich klagten billig mit mir alle Ritter und Frauen. Also klagte Herr Wigoleis den theuern Helden, daß er so früh um sein Leben gekommen war. Er gebot dem Gesinde, den todten Leib in die Kirche zu tragen und christlich und würdiglich zur Erde zu bestatten. Darauf nahm er Urlaub und ritt mit seiner Gesellschaft weiter auf der Straße gen Corotin. Und als die Jungfrau zum öftern seine Mannheit gesehen hatte, begann sie ein Herz zu ihm zu faßen und sprach: Edler Ritter, ver-

nehmt mein Wort im Guten. Ich bekenne meine große Schuld, daß ich so stolz gegen euch gewesen bin. Darum begehr ich Gnade von euch und bekenne, daß mir kein Ritter beßer gefallen hat als ihr. Aber fürwahr, eurer zarten Jugend wegen besorgte ich meine Reise vergeblich gethan zu haben. Wigoleis sprach: Ach zarte Jungfrau, gebt euch zufrieden: das Alles hab ich euch längst vergeben und vergeßen. Aber nun sagt mir doch, wie es mit diesem Abenteuer beschaffen sei. Sie sprach: Herr, davon ist schwer zu sagen, denn dieß Grauen brennt mir fast das Herz ab, zumal, da ich euch in dieß Land gebracht habe, wo ihr, wie ich fürchte, den gewissen Tod vor Augen habt. Auch könnte ich euch nicht viel davon sagen, denn die Ritter, die nach diesem Abenteuer reiten, erfahren allein davon; wir aber haben ihrer leider nie einen gesehen. Jedoch will ich euch sagen, wie diese Noth zuerst begann. Mein Herr war ein kühner Ritter und geborner König zu Corotin: der erzog an seinem Hof den verfluchten Mann, mit Namen Roas von Glois, und achtete ihn für ganz fromm und gerecht. Daran aber ward er leider elendiglich betrogen, denn der Ungetreue kam eines Morgens mit seinen Mitgesellen und ermordete meinen Herrn und etliche Ritter mit ihm, da sie noch im Bette lagen und schliefen. Um dieses schändlichen Mordes ist der Bösewicht in allen Landen verhaßt; doch mag sich leider Niemand an ihm rächen, denn er ist der Zauberei so kundig, daß man ihm keinen Schaden zufügen kann, auch fürchtet er keines Menschen Dreuen noch Feindschaft. Darum liegt dieß gute Land öde und alle Gebäude darin verderben. Diese Schande ist uns gar unerträglich; wir haben auf mancherlei Weise gedacht, wie uns doch möchte geholfen werden, bisher aber nichts ausgerichtet,

nur leider in unserer Hülfe manchen kühnen Helden verloren, denn alle Ritter, die in diese Noth reiten, bringen uns keine Kunde zurück: Darum wißen wir auch nichts weiter davon zu sagen. Aber alle Morgen kommt ein schöner Wurm für das Schloß Roimund und trägt eine köstliche Krone auf dem Haupt; seine Farbe ist lieblich zu sehen. Und wenn der Wurm dahin kommt, so wartet er bis er einen gewappneten Ritter sich nachreiten sieht, dann wendet er sich um auf die Straße gen Corotin. Diesem Wurm folgen also die Ritter nach; wie es aber weiter darum bewandt sei, können wir nicht wißen. Wer nun diesen Zauber brechen und das Land gewinnen könnte, dem gäbe man meine schöne Larie zur Ehe, und das ganze Land dazu. O wohl dem werthen Ritter, der die reine und schöne Maid gewinnen soll: fürwahr, er und seine Freunde mögen sich solchen Heils immerdar erfreuen. Wie aber die noch lebe und dem schändlichen Mörder nicht in die Hände gerathen sei, will ich euch kürzlich melden. Es geschah von Ohngefähr, daß meine alte Frau mit ihrer Tochter Larie von Corotin auf das Schloß Roimund fuhren, daselbst den Mai über zu bleiben, bis mein Herr nachkäme, was leider durch den Mord verhindert ward.

Indem kamen sie dem Schloß so nahe, daß man sie von ihm aus wohl sehen mochte. Der Truchseß wappnete sich behend und ritt ihnen entgegen. Derselbe war einer der theuersten Ritter in jenen Landen, er führte an seinem Sper ein köstliches Panier: Darin war jener Wurm gebildet, von dem eben gesagt ist. Herr Wigoleis fragte die Jungfrau, was dieser Ritter damit meine? Sie sprach: Herr, dieser Ritter ist hier Truchseß und einer der

kühnsten Helden; vermeidet er euch, so laßt ihn auch ungeirrt von euch reiten. Herr Wigoleis sprach: Das wolle Gott nicht, daß ich je einen Mann fliehe: er fälle mich auf den Samen oder ich ihn. Hiemit setzte er seinen Helm auf sein Haupt und wandte sich ritterlich gegen ihn. Sie mahnten ihre Pferde zu beiden Seiten mit scharfen Sporen und ritten mit großer Kraft so heftig zusammen, daß die Spere in der Luft umwirbelten; doch blieben beide mannlich sitzen. Den Truchseß wunderte sehr, daß ihm der Gast sitzen geblieben. Er ritt zu ihm und nahm sein Pferd beim Zaum und sprach: Herr, seit mir willkommen in diesem Lande. Darauf empfieng er die Jungfrau, welche ihm in der Kürze erzählte was sich mit ihnen auf der Reise begeben hatte. Sie ritten miteinander zu Hof, wo sie von den edeln Herrn und Frauen gar schön und ehrerbietig empfangen wurden.

Dreizehntes Capitel.

Wie Herr Wigoleis zu der schönen Larie auf Schloß Roimund kommt.

Frau Larie kam dahergegangen in Engelsgestalt, ihren werthen Gast zu empfangen, nach ihres Landes Sitte mit Küssen und freundlichem Umfahen. Darauf ließ sie ihn entwappnen und mit köstlichen Kleidern und Kleinoden zieren. Darauf sagte die Jungfrau der Königin und der Ritterschaft von seinen mannlichen Thaten und allen Streiten, die er unterwegs bestanden hatte. Als es nun Eßenszeit ward, ließ die Königin den Gast in den Pallast führen, wo Jedermann begierig war, den wohlgestalten Gast zu sehen, der ihnen zum Trost ins Land gekommen war. Man setzte ihn bei Tische

neben die junge Königin, wo es ihm so wohl erboten ward, daß er sichs nicht beßer hatte wünschen mögen. Auch erfreuten sich alle seiner Tugend und wünschten ihm viel Glück zu dem fährlichen Abenteuer. Der junge Held merkte wohl, daß sie ihn mit Treuen meinten und ward durch ihr freundliches Erbieten nur noch begieriger das frevle Abenteuer zu bestehen. Als es nun Zeit war schlafen zu gehen, wünschte er der Königin und der Ritterschaft eine gute Nacht. Man führte ihn in eine königlich gezierte Kammer, wo er sich ans Fenster stellte, die Lage des Landes zu beschauen. Da sah er von Ferne ein helles Feuer brennen. Alsbald fragte er, was das zu bedeuten hätte. Sie antworteten ihm und sagten: Herr, es ist zu Corotin, wo der König mit den Seinen jämmerlich ermordet ward: was aber das Feuer bedeutet, wißen wir nicht, als daß wir es jede Nacht scheinen sehen. Darnach legte er sich, und auch die andern Ritter, zur Ruhe. Aber Herr Wigoleis und die junge Königin schliefen nicht viel, denn ihre lieblichen Gedanken ließen sie nicht ruhen. Jeder hatte schon dem Andern sein Herz und Gemüth ergeben und sich selber entfremdet.

Vierzehntes Capitel.

Wie Herr Wigoleis von der Königin Urlaub nahm, und wie es ihm mit dem Wurm ergieng.

Als es nun Tag ward, stund Herr Wigoleis auf und rüstete sich, gieng dann in die Kirche, Gottes Wort zu hören und den Segen zu empfahen. Im Münster war ein großes Gedränge, denn Jeder wollte den Ritter sehen, von dem sie

erlöst zu werden hofften. Nach der Messe gieng er mit der Ritterschaft wieder zu Hof, wo der Imbiß herrlich bereitet war. Als sie gegeßen hatten, gab ihm die Königin ein Brot von köstlichen Gewürzen, dessen er zu seiner fahrvollen Reise wohl benöthigt war. Der tugendreiche Held eilte sehr von dannen, denn er besorgte stäts die rechte Zeit zu versäumen; jedoch muste er zuvor des Wurmes harren. Da kam gegen Abend der gekrönte Wurm vor das Burgthor: sobald er den ersah, nahm er Urlaub von der Königin, die ihn freundlich umfieng und mit mancher heißen Zähre Glück und Heil erwünschte. Als er sich auch von der Ritterschaft beurlaubt hatte, saß er zu Pferd und ritt fröhlich und unerschrocken dem greulichen Wurm nach, der nach seiner Gewohnheit dem Walde zueilte. Der Ritter folgte ihm nach bis die finstere Nacht kam. Bald aber gieng der Mond mit hellem Schein auf, daß er weit um sich her sehen mochte. Da sah er eine Burg vor sich, mit vielen Thürmen und Erkern geziert, und mit Graben so wohl versehen, daß wenn alle Könige davor kämen, sie ihr nicht schaden könnten. Vor der Burg lag ein schöner Anger, darauf stund eine hohe und breite Linde. Der Wurm war dem Ritter bis an die Linde vorausgegangen: sobald er aber dahin kam, alsbald ward ein Menschenbild aus ihm und trug eine köstliche Krone auf seinem Haupt, dessen sich Wigoleis sehr verwunderte. Da fieng das Menschenbild an zu reden und sprach zu Herrn Wigoleis: Sei Gott und mir willkommen in diesem Lande. Gott nehme sich auch deiner Reise an und gebe dir Glück und Sieg durch seine göttliche Barmherzigkeit. Der unerschrockene Held dankte ihm und sprach: Herr, ich verwundere mich sehr eurer plötzlichen Verwandlung; die ist mir eine

große Freude zu sehen. Ich bitt euch aber sehr, ihr wollet mich doch dieser seltsamen Geschichte bescheiden. Da sprach der König: Des will ich euch kürzlich nach der Wahrheit berichten.

Fünfzehntes Capitel.

Wie Wigoleis bei dem König unter der Linde hält und der König ihm eine Blüthe von der Linde giebt.

Ich bin hier König und Herr des ganzen Landes gewesen und meine Gewalt reichte an manches Ende der Welt. Dieß währte, bis Gott sein schweres Gericht über mich verhängte, daß meine Tage ein gählinges Ende nahmen. Denn der ungetreue Heide Roas von Glois, den ich von Jugend auf bei mir erzogen, richtete sein falsches Herz dahin, mich und all mein Hofgesinde treulos zu ermorden. Daß aber mein Gemahl und meine Tochter, für die ihr in diese Noth geritten seid, entgangen sind, geschah daher, daß sie zu der Zeit nicht bei mir, sondern zu Roimund wohnten. Vielleicht hat das Gott so haben wollen, dem ich auch gänzlich vertraue, er werde euch diese Reise zu einem glücklichen Ende bringen helfen, damit ihr mit meiner Tochter aller Dinge gewährt werdet, die ich euch vor aller Welt gönne, zumal eure schöne Jugend so früh nach Ehre strebt, die euch auch von Herrn Gawein, euerm Vater angeerbt ist, der allezeit für den allertheuersten Ritter gehalten worden ist und billig zu Caridol an der Tafelrunde die höchste Statt besitzt. Herr Wigoleis sprach: Lieber Herr, ich bitte euch, wollet mir mehr von meinem Vater sagen, denn ich habe sein leider nie Kunde gehabt. Der König sprach: Ihr seid doch täglich bei ihm gewesen, und habt ihm an König

Artus Hof gedient. Hiemit ließ er ab von dieser Rede, zeigte ihm einen Sper in einer Steinwand und sprach: Bringt diesen Sper her: der wird euch gut und nütze sein, denn mit ihm sollt ihr dem Wurm Pheton obsiegen, welches mit großer Noth und Beschwerde geschehen wird. Hiermit brach er eine Blüthe von der Linde, gab sie dem Helden und sprach: Ihr Geruch ist gut für Gift und alles böse Ungeheuer: Darum bewahrt es wohl bei euch. Indem sah Herr Wigoleis an dreihundert Ritter gegen ihn her rennen, alle schwarz bekleidet, deren Spere, Paniere, und Alles was sie um und an hatten, mit Harz bestrichen war. Dabei stießen sie ein jämmerliches Geschrei aus, das war nichts denn Ach und Weh. Da gedachte er: Ich laße sie nicht so vorüber reiten, es muß zuvor ein Ritt gegen sie gethan sein. Hiemit nahm er seinen Sper und rannte muthiglich auf Einen von ihnen, davon ihm die Lanze ganz in Brand gerieth. Da wandte er sich wieder zu dem gekrönten Könige, und fragte, wer die fremden ungeheuern Ritter sein möchten. Er sprach: Es sind die Ritter, mein Hofgesinde, die mit mir ermordet worden, und fürwahr, ich sage euch, daß unsere Pein nicht klein ist. Darum bittet Gott den Herrn für uns, daß er uns seines bittern Leidens und Sterbens willen aus dieser schweren Pein erlösen wolle. Wißet auch, daß an dieser Stätte nach meinem Leide mein Paradies ist, wo ich einige Ruhe finde, und hört, womit ich das verdient habe. Da ich noch lebte, gab ich auf dieser Stätte den Armen und Dürftigen täglich mit eigener Hand das Almosen um Gottes Willen. Hiemit bewahre euch Gott, und laße euch Gnade und Hülfe finden. Ich kann und darf nicht länger bei euch bleiben.

Sechszehntes Capitel.

Wie Herr Wigoleis des Wurms ansichtig ward.

Darnach ward der König wieder in die Gestalt des Wurmes verwandelt, und gieng dem Schloße zu. Mit kläglichem Geschrei ritten die Ritter vor ihm her durch die Pforte. Er aber blieb vor der Mauer stehen und blies an die Zinne; davon gerieth die Burg in Brand, daß man das Feuer zu Roimund brennen sah. Obwohl es aber alle Nacht zu verbrennen schien, so stand es doch am Morgen wieder ganz wohl erhalten. Herr Wigoleis hielt still und sah dem Feuer eine Weile zu. Da flog eine Schar weißer Tauben aus dem Feuer in die Höhe, worüber er sich sehr verwunderte; doch gedachte er, es wären die Seelen der Ritter, die er zuvor gesehen hätte. Da ritt er zu der Steinwand und fand den Sper, von dem ihm der König gesagt hatte. Mit dem ritt er weiter durch das Land und kam am Abend auf einen schönen grünen Anger: Darauf fand er eine Frau, die bitterlich klagte, und Haar und Kleider zerriß. Der Held ritt zu ihr und sprach: Frau, seit nicht so traurig, sondern sagt mir eure Beschwerde; wenn ich euch helfen kann, will ich es gerne thun. Die Frau sprach: O Gott, was soll ich sagen? Weh mir armen Weibe, daß ich von dieser jämmerlichen Noth nicht ersterben mag, da mein geliebter Mann jetzt vielleicht schon todt ist. Wir ritten auf diese grüne Haide, zu beizen und vermeinten da ganz sicher zu sein: Da kam der grausame Wurm Pheton und führte meinen Gemahl, und noch drei kühne Ritter, mit Gewalt hinweg. Herr Wigoleis sprach: Frau, laßt ab von eurer Klage

und zeigt mir den Ort, dahin er sie getragen hat: vielleicht, daß ich die Helden noch am Leben finde und ihnen zu Hülfe komme. Sie sprach: Ach Herr, ich bitte, wollt euch dieser Reise enthalten. Mir wäre damit nicht eines Haares breit geholfen, vielmehr wäre mein Leid dadurch noch gemehrt, wenn ihr meinetwegen auch ersterben müßtet. Er sprach: Frau, habt beßer Vertrauen zu Gott dem Herrn: Er wird es mir zu Liebe wohl beßer fügen. Ich bin des Abenteuers willen hieher gekommen und will es bestehen oder ritterlich ersterben. Hiermit nahm er Urlaub von der Frau, setzte seinen Helm auf und ritt hinweg: Gott sei sein Gefährte und halte ihn in seinem Schutz, da ihm Hülfe noch nie so nöthig ward. Er ritt nicht lange, so hörte er ein groß Krachen von Bäumen, die im Walde niederstürzten. Dem Getön ritt er nach und kam stracks auf des Wurmes Spur. Als er das ersah, segnete er sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und wunderte sich sehr, daß Gott ein so gausames Thier hatte werden laßen. Sein Haupt war über die Maßen groß, und gar ungestalt, mit schwarzem struppigem Haar, darauf ein Kamm, wie der Hahn hat, aber größer und höher. Sein Schnabel war bloß, ein Klafter lang und eine Elle breit, vorn zugespitzt und so scharf wie ein neugeschliffener Sper. Seine Zähne waren wie die eines Eberschweins, aber länger und breiter; die Augen roth und greulich zu sehen; der Rumpf ziemlich groß und lang; der Bauch grün und an der Seite gelb. Vom Haupt bis zum Schwanz hatte es einen scharfen Grat wie ein Krokodill, von fahler Farbe. Die Flügel waren groß und und ungeheuer und gespiegelt wie Pfauengefieder. Die Füße waren groß wie eines Greifen und rauh wie eines Bären; der Hals zur Erde gebogen und knor-

richt wie Widderhörner. Die Haut war hörnen, mit breiten Schuppen über den ganzen Leib. Kurz, es war eine grausame, und freisliche Creatur, daß nie ein Mensch solch erschreckliches und ungeheures Thier gesehen hatte.

Siebenzehntes Capitel.

Wie der Ritter mit dem Wurm streitet und ihn umbringt.

Als der Ritter das ungeheure Thier ansah, segnete er sich und sprach: Allmächtiger Gott, ich befehle mich in Deinen Schutz. Hilf mir, du getreuer Gott daß ich dieß ungeheuere Thier überwinde, das ohne Zweifel dein und aller lebendigen Creatur tödtlicher Feind ist. Mit diesen Worten sprengte er den ungeheuern Wurm an, der den Ritter mit seinem Schwanz dreifach umwand; doch rannte er sein Sper ritterlich in seinen Schlund bis an seine Hand. Als der Wurm den Stich empfand, schrie er mit so lauter Stimme, daß Bäume und Berge davon erbebten, als ob Alles über den Haufen fallen wollte. Der Wurm streckte den Schwanz, ließ den Ritter fallen, wandte sich mit seinen Schnabel gegen den theuern Helden und gebärdete sich so grausam als ob er ihn jetzt verschlingen wollte. Herr Wigoleis konnte sich seiner kaum erwehren und muste sich hinter den Bäumen enthalten. Von dort schlug er manchen starken Schlag auf ihn, daß das Feuer heraus fuhr; aber der Wurm war so hart, daß sein gutes Schwert ihm nicht schaden konnte. Da Herr Wigoleis das sah, sprang er hinzu, griff mannlich nach dem Sper, der noch in dem Wurm stak, zog ihn heraus und stach dem Wurm vorn in den Hals, davon er sterben muste.Aber ehe er für todt nieder fiel, schlug er den Ritter mit

dem Schwanz einen Felsen herab, wie einen Stein, den man aus einer Schlinge wirft. Der kühne Held fiel sein unbewust hinab an des Gestade eines Sees: Da lag er eine Weile ohne Besinnung und ganz kraftlos, bis zuletzt Leute zu ihm kamen. Nun laßen wir ihn eine Weile ruhen, und sagen von der klagenden Frau die nicht anders meinte, als ihr Gemahl wäre todt. Da begehrte sie auch nicht länger zu leben und ritt nach dem Walde, darein der Wurm ihren Herrn getragen hatte, auf daß er auch sie erwürgte.

Als sie nun eine Weile geritten war, fand sie ihren Geliebten ganz schwach und kraftlos liegen. Sie sprang behende von ihrem Pferde, umfieng ihn freundlich mit manchem lieblichen Kuſs und sprach: O gelobt sei Gott, daß ich dich lebendig finde, mein allerliebster Herr! Nun sagt mir doch, wie seit ihr den grausamen Wurm und dem scheuslichen Tod entkommen? Er sprach: Es kam ein Ritter geritten, gewiſs ein tugendreicher, kühner Held: Der hat mich erledigt und mit großer Noth den grausamen Wurm mit seinem Sper getödtet. Doch fürchte ich, er ist nicht lebendig davon gekommen. Da sprach die Frau: O wehe, daß ein so werther Held so jämmerlich umkommen soll! Darnach nahmen die Diener, die der Frauen nachgefolgt waren, ihren Herrn und brachten ihn nach Hause, wo ihm fleißig gedient ward. Darauf schickte er seine Diener zurück nach dem edlen Helden zu suchen, ob er todt oder lebendig wäre. Sie giengen hinaus und suchten hin und her: Da fanden sie den Wurm und die drei Ritter sammt dem Pferde, das Herr Wigoleis geritten hatte; aber den Ritter konnten sie nicht finden.

Achtzehntes Capitel.

Wie Herr Wigoleis am Gestad eines Sees von einem Fischer gefunden ward.

Als sie nun den Ritter weder lebendig noch todt finden konnten, ward die Gräfin sehr betrübt und gieng selbst mit ihren Jungfrauen und Dienern, den Helden zu suchen. Nun war es ziemlich spät, also, daß sie sich nicht weiter von Haus wagen durften; darum blieben sie in der Nähe und suchten an dem See, der zunächst bei ihrem Schloße lag. Nun war ein armer Fischer mit seinem Weibe jenes Abends ihrer Nahrung wegen

auf den See gefahren: Da sahen sie den Ritter von fern am Gestade liegen. Da sprach das Weib zu ihrem Mann: Sieh her, was ist dieß? Ich glaube, du hast nie so kostbare Kleidung gesehen als an diesen Mann. Ich hoffe, wir werden uns an ihm unserer Armut erledigen. Da landeten sie und traten an das Ufer und fanden den theuern Helden mehr einem Todten als einem Lebendigen gleich. Sie unterstunden sich, dem wehrhaften Ritter Harnisch und Gewand auszuziehen, und wandten ihn so lange hin und her, bis sie ihn ganz entblößt hatten. Darnach trugen sie Helm Schild und Alles was sie bei ihm fanden in ihr Schifflein. Der Fischer sprach: Mich wundert was diesem Helden geschehen sein mag. Vielleicht hat der Wurm ihn erschreckt und hieher gejagt, davon er gestorben ist. Die Fischerin sprach zu ihrem Manne: Eile dich, wie ihm auch geschehen sei: wenn wir nur seine Kleinodien haben. Laß uns geschwind heim fahren, daß wir unterwegs nicht ergriffen werden. Indem sie so mit einander redeten, zog Herr Wigoleis den einen Arm zu sich, daran sie abnehmen konnten, daß er noch nicht todt war. Der Fischer erschrak und wollte fliehen. Das Weib aber sprach: Nicht also; sondern komm und laß uns ihn ertränken, so bleibt uns sein Gut ohne Sorge. Hiermit ergriff sie den Ritter bei den Haaren und wollt ihn in die See ziehen. Da sprach der Fischer: Das wolle Gott nicht, daß dieser Mord von uns geschehe, denn Gott und die Welt würden uns ewiglich darum haßen. Sie bestand aber darauf ihn zu tödten; der Mann wollt es nicht gestatten; zuletzt muste sie dem Manne folgen. Sie giengen mit einander in ihr Schifflein und brachten den köstlichen Harnisch und die Kleinode heim in ihre Hütte, die gekleibet und von Rohr gemacht und eine Glet genannt ward.

Mit großen Freuden besahen sie den herrlichen Schatz, den ihnen das Glück durch eines Andern Unglück bescheert hatte und berathschlagten sich, wie sie es damit machen und ihn in den Landen feil tragen wollten. Nun war der Jungfrauen eine, die mit der Gräfin waren, heimlich zu dem Glet gekommen: die hörte diesen Anschlag und gedachte: Was mögen doch diese armen Leute für Kleinode haben, die sie in dem Lande feil tragen wollen? Sie sah durch die Ritzen in die Glet und gewahrte Schild und Helm, beide mit dem güldenen Rade, wie ihr die Frau zum Wahrzeichen gegeben hatte, daran sie den Ritter erkennen möchte. Da nun die Jungfrau dieß ersehen, ward sie fröhlich und gieng eilends zu der Frauen und begehrte Botenbrot: der Ritter wäre gefunden. Die Frau glaubte ihr nicht und sprach: Gewiss, du betrügst mich. Die Jungfrau sprach: Gnädige Frau, ich betrüge euch fürwahr nicht: kommt mit mir, so werdet ihr die Wahrheit sehen. Sie giengen beide leise zu der Glet, und sahen und hörten, wie die Jungfrau ihr angezeigt hatte, denn die Zwei saßen noch beieinander und berathschlagten sich, wie sie ihre Sache am füglichsten anfangen möchten. Als das die Frau erhörte, konnte sie sich nicht länger enthalten, klopfte an und begehrte Einlaß. Sie erkannten die Frau an der Stimme, erschraken sehr und ließen sie mit großer Furcht ein. Sie sprach: Fischer, ich bitte dich, du wollest mich an den Ort führen, da du den Helden, dem diese Kleinode sind, gefunden hast, und schwöre dir bei Gott, daß ich dich des Fundes halber so begaben will, daß du und die Deinen daran euer Lebtage genug haben sollt. O Gott, sollte ich den theuern Helden gesund sehen; das wäre mir eine so überaus große Freude, daß ich der Welt Gut dafür nicht nähme. Wir wollen ihn nicht

länger liegen laßen, sondern ihm helfen, daß er wieder zu seinen Kräften komme. Unterdess war Herr Wigoleis, nach dem ihn der Fischer und sein Weib so entblößt und ausgezogen hatten, wiederum ein wenig zu seinen Kräften gekommen: Da richtete er sich auf lehnte sich an einen Baum. Als er sich aber nackend sah, konnte er sich nicht genug verwundern wie er so bloß an diesen Ort gekommen wäre. Er stund und bedachte sich hin und her, meinte, ihm hätte von freudenreichem Leben nur geträumt und sprach: O Gott, wie bin ich durch Träume so sehr betrogen. Sie hielten mir eine schöne Jungfrau vor, für die ich Abenteuer bestehen sollte. Wie wär ich wohl jetzt zum Streite nütz? Ich bin nicht Wigoleis, sondern nur ein armer Bauersmann und kann doch weder reuten noch bauen. Allmächtiger Gott, wie ist mir doch in so kurzer Zeit geschehen? Oder was mögen mir diese Dinge bedeuten?

Neunzehntes Capitel.

Wie die Jungfrau Herrn Wigoleis einen Mantel bringt, da er nackt ist, und wie er sich vor ihr in den Stauden verbergen will.

Als er nun viel und mancherlei gedacht und sich selbst so gar verachtet hatte, da kommt der Fischer mit zweien Frauen daher. Als er die ersah, wollte er vor Scham fliehen. Aber die Gräfin rief ihm zu und sprach mit großen Freuden: Herr, fliehet nicht; ich bin die Frau, die ihr auf einem grünen Anger klagend fandet, wo ihr nach meiner Anzeige dem Wurm Pheton, der mein Gemahl hinweggetragen hatte, nacheiltet und ihn mannlich überwunden habt. Als er das hörte, besann er sich bald und lief nicht weiter; doch versteckte er sich hinter

einen dichten Busch, sich zu bedecken. Die Jungfrau reichte ihm einen hermelinen Pelz und einen scharlachenen Mantel. Damit bekleidete er sich und gieng zu der Frauen, die ihn lieblich und mit großen Freuden umfieng, daran er wohl sah, daß sie sich seiner höchlich erfreute. Sie schickte eilends heim, daß man den Ritter holte und mit großer Ehrerbietung empfieng. Graf Moral, den er befreit hatte, kam ihm entgegen und mit ihm alles Volk, das auf dem Schloß und in der Stadt war. Sie empfiengen ihn mit großen Freuden und vieler Danksagung, daß er sie und das ganze Land von dem grausamen Wurm erledigt hatte. Dann geleiteten sie ihn zu Hofe, wo ihm nach seinen Beschwerden mit Speis und Trank gedient ward, dadurch er wieder zu seinen Kräften kam. Darnach ließ ihm der Graf Harnisch, Schild und Helm von dem Fischer holen, dem dafür reichlich gelohnt ward, wie ihm die Gräfin verheißen hatte. Aber den Gürtel behielt der Fischer und schickte ihn nicht mit. Herr Wigoleis wollte ehrenhalber nicht darnach fragen, denn er gedachte, wer ihn hat, der giebt ihn ungezwungen nicht wieder: darum will ich davon stille schweigen. Also blieb er drei Tage bei dem Grafen, von dem ihm alles Gute geschah. Darnach begehrte er Urlaub und sprach, er wolle zu Glois den Roas, den ungetreuen Heiden, auch bestehen oder darum ersterben. Der Graf sprach zu Wigoleis: Herr, ich bitte euch, diese Reise unterwegen zu laßen, denn sie ist eurer Jugend viel zu schwer. Er aber sprach: Nein, ich will bei meiner Treuen diese Reise nicht unterlaßen, wie schwer sie auch sein möge. Niemand als Gott kann mich davon abwenden. Die Gräfin bat ihn auch sehr darum, und sprach mit Grauen davon und stellte ihm vor, wie seine Wunden und Quetschungen, die er von dem Wurm

empfangen, noch nicht heil wären. Er sprach: Frau, diese Reise ist nicht zu wenden, darum bitte ich euch, laßt mir meinen Harnisch bringen, denn ich will noch heute zu dem Abendteuer reiten, es ergehe mir, wie Gott will. Als aber die Gräfin hörte, daß er von dieser Reise nicht laßen wollte, ließ sie ihm den besten Harnisch, den je ein Mann getragen hatte, bringen und sprach: Da ihr nun doch reiten wollt, so seit Gott befohlen und nehmt diesen starken, wider alle Noth festen Harnisch, welchen wilde Zwerge mit großer Kunst und Arbeit gemacht und manches Jahr behütet haben, bis ihn zuletzt ein wildes Weib aus dem Berge stahl. Wem er hernach geworden und wie er von einem auf den andern gekommen ist bis auf mich, das wäre zu lang zu sagen. Und sollt ihr auf dieser Reise am Leben bleiben, wie ich hoffe, so seid ihr in diesem Harnisch am besten vor dem Tode bewahrt. Sie gab ihm auch ein köstliches zauberfreies Hemd von Palmatseide, das mit großer Kunst gemacht war. Herr Wigoleis dankte ihr dieser herrlichen Gaben und aller Wohlthaten, die sie ihm erzeigt hatte. Er ward auch in diesen fremden Harnisch nach Wunsch gewappnet, und ein schönes mit Stahl verdecktes Roſs herbeigebracht und ihm verehrt. Der unverzagte Held nahm von ihnen Allen Urlaub, saß fröhlich auf und ritt in Gottes Namen so muthig dahin, als wollte er zu seiner Geliebten, der schöne Larie, reiten. Denn je mehr man ihm von der großen Gefahr sagte, je beßer ward ihm zu Muthe. Sie befahlen ihn Gott mit weinenden Augen und wünschten ihm viel Glück und Heil zu der Reise.

Zwanzigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis von einem wilden Weibe an Händen und Füßen gebunden ward.

Der unverzagte kühne Held befahl sich Gott dem Herrn und ritt hinweg. Er sah vor sich manchen ungebahnten Weg und wuste nicht, welcher ihn nach Corotin trüge. Zuletzt ritt er gegen Mittag und nahm die Straße zur linken Hand: Die trug ihn auf verwachsenem Weg zu einem Gemäuer, das allenthalben mit Dornen bewachsen war, also daß er nicht weiter reiten konnte. Da saß er ab, heftete sein Pferd an einen Baum und gieng hin und her, ob er nicht einen Durchgang fände. Denn es war nicht weit von einem See: desto eher hoffte er, einen Weg zu finden. Indem sieht er aus einer großen Höhle ein großes, ungeschaffenes Weib sich entgegen laufen, gewiss eine recht böse Frau, denn sie hatte ein mürrisch Antlitz wie ein Affe, große tiefe Augen und weiten Mund, aus dem ihr zu beiden Seiten ein Eberzahn ragte. Ihr Leib war auch allenthalben mit schwarzem zottigem Haar bewachsen. Was soll ich von dem ungeheuern Weib mehr sagen? Es war nichts Hübsches noch Löbliches an ihrem ganzen Leib. Als Herr Wigoleis sie ersah, gedachte er: Sollte ich das Schwert ziehen gegen ein Weib? das wäre Zagheit und einem mannlichen Gemüth ungleich. Indem er also in Gedanken stund, lief das Weib geschwind auf ihn zu, griff ihn mit solcher Kraft an, die gegen seine Stärke wohl ein ganzes Heer war, warf Ross und Mann über einen Haufen, entriß ihm Helm, Schild und Schwert mitsammt dem Harnisch und

band ihm Hände und Füße mit einer starken Weide zusammen. Darnach nahm sie sein Schwert und vermeinte ihm das Haupt abzuschlagen. Da fieng sein Pferd laut zu schreien an, worüber das wilde Weib erschrak, das Schwert fallen ließ,

un ddie Flucht nahm. Sie meinte, es wäre der Wurm Pheton, den der Held erschlagen hatte. Denn dieser Wurm war vormals auch oft zu der Steinwand gekommen, und hatte das wilde Weib da gesucht; aber sie war ihm stäts in die Höhle entronnen, in die sie auch jetzt eilends lief, denn Fliehen war ihre beste Kunst. Wißt aber warum das ungeheure Weib, die

starke Ruel genannt, gegen den hochgepriesenen Ritter zu solchem Zorne bewegt ward, und ihn ermorden wollte. Ein König, Floir von Belamund genannt, hatte ihren Mann erschlagen und in einem See ertränkt. Nun vermeinte sie, der Ritter wäre dieser König, und wollte es ihn entgelten laßen: Darum griff sie ihn so ungewarnt an und hätte ihn auch umgebracht, wenn der Schrecken vor dem grausamen Wurm sie nicht von ihm weggetrieben hätte. Aber diese Furcht erledigte den tugendreichen Ritter, vorab aber die Gnade des allmächtigen Gottes, zu dem er in dieser großen Noth inniglich und von Herzen gerufen hatte, da er sich selbst nicht helfen konnte. In dieser strengen Noth aber, da er sich also gebunden fühlte, warf er sich aus allen Kräften von einer Seite auf die andere: Davon löste die starke Weide sich auf und zerbrach, daß ihm die Hände ledig wurden. Darnach löste er das Band an den Füßen auf, legte seinen Harnisch wieder an, nahm das Schwert in die Hand und sprach: Hiermit gelobe ich bei ritterlichen Ehren, daß ich mich hinfort gegen keine Creatur, wie sie auch genannt sei, mehr ohne Wehr finden laßen will, da mir Gott von diesem bösen Weib so gnädiglich geholfen hat. Dann nahm er sein Pferd, zog es am Zaum über Stock und Stein, und kam den Felsen hinab an das Gestade des Sees, wo er einen Weg fand, der ihn in das Land Corotin trug. Der hochgepriesene kühne Ritter mit dem Rade, als er dem bösen Weibe und dem Tod entronnen war, kam aus dem wilden Gesträuch in ein schönes ebenes Land. Und an der Straße, die in das Land gieng, staken wohl sechzig Spere in einer Reihe.

Einundzwanzigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis mit dem Zwerg Carrios kämpft und den Sieg behält.

Als er das sah, gewann der kühne Held neue Kraft und mannlich Gemüthe, denn er gedachte, da werden ohne Zweifel Schild und Sper von meiner Hand erkrachen. Indem sieht er sich köstlich gewappnet einen Ritter entgegenreiten, den man den starken Carrios hieß, dem man vierzig Mannskräfte beimaß, und für unbezwinglich hielt, wiewohl er für einen Zwerg galt, denn er war kurzes Leibes und hatte kurze Beine, aber lange Arme; dazu war er dick und stark. Ein wildes Weib hatte ihn in einem wüsten Walde geboren, darum hatte die Natur ihn anders gebildet als andere Menschen und seinen Gliedmaßen andere Kräfte gegeben. Als der Herrn Wigoleis ersah, sprach er: Du armer Mensch, wer hat dich in dieses Land gebracht, aus dem du nimmer kommen sollst? Komm her, streite mit mir und stirb von meinen Händen. Hiermit nahm er einen starken Sper von den sechzigen und rannte dem Ritter entgegen. Als das Herr Wigoleis sah, ward er wohlgemuth und ritt ihm unerschrocken entgegen. Sie trafen so stark zusammen, daß ihnen billig alle Glieder hätten brechen müßen; die Spere flogen mit Stücken in der Höhe umher. Den Heiden verdroß es sehr, daß ihm der Ritter im Sattel sitzen geblieben war. Behende nahm er einen andern Sper; dasselbe that Herr Wigoleis: Da ritten sie wieder so heftig zusammen, daß die Spere abermals zerstoben. Also trieben sie dieß grimmige, tödtliche Spiel so lange mit einander, bis sie keine Spere mehr hatten. Carrios ergrimmte vor

Unmuth, als er die Spere alle zerstückt liegen sah. Da nahm er einen großen schweren Kolben in beide Hände, und schlug damit nach dem kühnen Helden, der dem Streich auswich; dann aber sein auch nicht vergaß, sondern sich mit dem Schwert ritterlich wehrte. Dieser Streit währte bis an den Abend: da lagen ihre Schilde zu kleinen Stücken zerhauen. Wigoleis muste sich mehr mit List als mit Mannheit schützen, doch schwang er zuletzt einen starken Streich wider ihn, daß er damit dem theuern Helden durch Helm und Hirnschale drang, und es sein Ende war. Denn da er sich seiner Wunde versann, lief er vor Schmerz mit großem Geschrei in den nahen verzauberten Sumpf, worin er sein Leben jämmerlich enden muste. Und wäre er auch nicht verwundet gewesen, so hätte er doch an diesem Ort sterben müßen, denn der schwarze Nebeldunst, der aus dem Sumpf aufstieg, verpichten ihn und sein Pferd so fest zusammen als ob sie mit Harz aneinander geheftet wären. Herr Wigoleis jagte ihm bis an den Sumpf nach; als aber der dichte Nebel vor ihm aufstieg und den Fliehenden seinen Blicken entzog, ließ er zu seinem Glück von der Verfolgung ab. Da gedachte er bei sich, wohin er sich wenden sollte, denn vor ihm war Nebel und um ihn allenthalben Nacht. Dabei deuchte ihn der Nebel nicht natürlich, sondern von Zauberei gewirkt, denn Alles was er befiel, das pichte er zusammen als ob es geleimt wäre. Durch den Sumpf, aus dem der Nebel aufstieg, floß ein Waßer unter einer Brücke hin, und trieb ein Rad um, das mit scharfen Schwertern und Spießen besteckt war, so daß Niemand lebendig über die Brücke konnte. Er stund und besah das seltsame Werk lange und verwunderte sich sehr darüber, denn so lang er auch sann, so

konnte er doch nicht erdenken, wie er es anfangen sollte, daß ihn das Rad nicht durchschnitte, wenn er über die Brücke wollte, denn es wüthete stäts mit grimmigen Schlägen und Stichen. Nun war sonst nirgend eine Straße, auf der man in das Land kommen mochte, als über die Brücke. Der junge Ritter, Herr Wigoleis, befand sich jetzt in so großen Nöthen als er noch je gewesen war, denn wo er hinaus wollte, da war die Straße verschloßen. Er gedachte: Soll ich wieder zurück kehren und dieß Abenteuer, das ich zu bestehen unternommen habe, nicht vollenden, das wäre mir ein Schlag aller ritterlichen Ehre und aller meiner Freude. Auch stieg jetzt der Nebel so dicht hinter ihm auf, daß er nicht mehr hindurch konnte und so zwischen dem Rad und dem Nebel gefangen saß. Da sprach er aus jammerndem Herzen: Allmächtiger Gott, ich ergebe mich in deine göttliche Gnade und befehle Leib und Seele in deine göttliche milde Erbarmung: Du kennst aller Menschen Herzen und weist alle Dinge, bevor sie geschehen. So komme mir zu Hülfe, barmherziger Vater. Du hast mich noch nie verlaßen, verlaß mich auch jetzt nicht in diesen ängstlichen Nöthen. Mit diesem Gebet ergab er sich zuversichtlich in die Gnade Gottes. Darüber giengen ihm die Augen zu, daß er in solchen Sorgen entschlief. Er hielt sein Schwert in der rechten Hand und den Zaum seines Pferdes in der linken und ruhte also sanft.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis wieder erwachte und über die Brücke in das Land kam.

Während er also schlief, schlug der dichte Nebel durch Gottes Fügung, der die Seinigen nie verlaßen hat, zurück in

das Waßer, das unter der Brücke und dem Rade hinfloß, wodurch der Waßerfluß sich so verdichtete, daß er zuletzt ganz gehemmt ward und auch das Rad zum Stillstehen brachte. Ehe aber das Rad zu gehen aufhörte, fieng es so laut an zu knarren, daß der Held davon erwachte. Als er nun um sich blickte, sah er das Rad stille stehn. Da erhob er sich behende und sprach: Allmächtiger Gott, ich danke dir inniglich und aus dem Grunde meines Herzens deiner überschwänglichen Gnade, die mir das Land so gütig geöffnet hat. Er zog sein Ross eilends über die Brücke und sagte Gott Lob und Ehre mit Herzen und mit Munde. Und als er über die Brücke kam, sprang er zu Ross und hoffte nun mit guter Ruhe weiter zu reiten: siehe, da kam ihm eine unmenschliche Creatur entgegengelaufen, deren Gestalt wohl zu beschreiben ist; doch konnte Niemand recht wißen, welcher Art Geschöpf es sei. Denn es hatte vier Füße mit langen Krallen; doch gieng es aufrecht: sein Haupt glich einem großen Hundskopf; dazu hatte es lange Zähne und tiefliegende feurige Augen. Vom Hals bis auf den Gürtel war es wie ein Mensch geschaffen, aber unterhalb wie ein Ross; seine Haut war mit breiten Schuppen bedeckt. Dieser ungeheure Volant trug in einem Hafen ein so starkes Feuer, daß Alles davon verbrannte, woran es haftete. Nun war die Nacht so finster, daß der theure Held weder Mond noch Sterne sah, auch nicht wuste, ob das Ungethüm vor oder hinter ihm wäre. Aber ehe er sichs ersah, fiel es ihn mit Beizen und Kratzen gar grimmiglich an. Der edle Held nahm seine Kraft zusammen, und schlug nach allen Seiten mit starken und grimmen Streichen so lang um sich her, bis er es endlich erreichte und ihm eine überaus tiefe Wunde schlug. Da lief es davon, kam aber bald wieder und warf den irdenen Hafen voll Feuer mit

beiden Armen auf den Helden, daß ihm alsbald Schild und Helm, Sper und Schwert in Brand gerieth. Darüber erschrak er sehr, und schlug einen starken Schlag nach dem Ungethüm, und schlug ihm ein Bein vom Leibe weg. Da spritzte das Blut über sich wohl eine Elle hoch, und wo es beim Niederfallen auf das Feuer fiel, da erlosch es alsbald. Als das Herr Wigoleis ersah, sprengte er noch näher hinzu, und gab ihm ritterlich den Todesstreich. Eh es aber erstarb, schüttete es den Hafen mit dem Feuer ganz über den Ritter aus, daß es überall zu brennen anfieng. Da nahm er von dem Blute, bestrich sich damit allenthalben und löschte das Feuer. Aber sein Pferd muste verbrennen, denn er konnte es vor Gähe des Feuers nicht erretten, und muste also zu Fuß von dannen scheiden.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis mit zwei Rittern kämpft, den einen überwindet und mit dem andern Freundschaft macht.

Da hörte er hoch in den Lüften eine grausame Stimme schreien: Wie nun, Roas? mag dir deine Zauberei nicht mehr helfen? Carrios und Marin, so hieß das Ungethüm, frommen dir nicht mehr mit ihrer List und Stärke, die so lange das Land beschirmt haben, denn sie sind beide erschlagen. Wehe dir, Roas, deine Gewalt hat nun ein Ende, denn Alles ist zu Nichte gemacht, worauf du dein Vertrauen gesetzt hast und das Land ist Jedermann offen. Dir ist der Mann gekommen, des du lange begehrt hast und der dich Streites satt macht. Wehre dich nun mannlich, wenn du noch leben willst; aber ich sorge, du hast die Zeit schon verschlafen. Gottes Zorn und Gericht sind jählings hereingebrochen; ein einziger Ritter wird

Rache an dir nehmen, denn du hast es an deinem frommen Herrn wohl verdient. Hiemit schwieg die Stimme, die dichte Wolke verschwand und der Mond leuchtete wieder mit hellem Schein. Herr Wigoleis freute sich sehr auf den Anbruch des Tages, denn er hatte diese Nacht, die noch nicht vorüber war, mehr Angst und Sorge gehabt, denn zuvor all sein Leben. Er stund und blickte weit um sich: Da sah er vor sich das Schloß Glois, auf dem der verfluchte Mann wohnte. Als er das recht betrachtete, muste er gestehen, daß er sein Leben kein schöner Schloß gesehen hatte. Er gieng unerschrocken zu der Pforte und sah unter einem Vorbau zwei gewappnete Ritter schlafend liegen; Schild, Helm, Schwert und andere Wehr hieng neben ihnen. Er trat mannlich hinzu und griff nach einem Schilde, denn der seine war ihm im Streit mit Carrios zerschlagen worden. Die Ritter erwachten beide und sprangen behend auf, den Helden mit Schlägen zu vertreiben. Er stund aber mannlich vor ihnen zur Wehr. Da erhuben sie einen harten Streit, der aber gar ungleich war, denn die zwei schlugen auf den einen. Er säumte sich jedoch nicht, sondern gehabte sich nicht anders, als ob er auch selbander wäre, also daß die Feuerfunken wie aus einer Esse um sie flogen. Mit wie großen Schlägen sie ihn aber hinter sich trieben, so schlug er doch mit solcher Kraft zurück, daß er den einen Ritter traf, und ihn tödtlich verwundete. Der andere wollte seinen Gesellen rächen, und ergrimmte so sehr wider den jungen Ritter, daß er ihn mit Einem Streich zu erschlagen meinte. Da gab der Zorn auch Herrn Wigoleis neue Kraft: er schlug dem Ritter durch den Helm, daß er sich überwunden und ihm den Preis geben muste. Als nun Graf Adan, so hieß der Ritter, von dem jungen Helden, dem der

Bart noch nie geschoren worden, sieglos ward, setzten sie sich zusammen und gelobten sich mit Hand und Mund städte Treue und Freundschaft bis an ihr Ende unverbrüchlich zu halten, wie sie denn in Wahrheit thaten. Nun war es aber noch lange nicht Tag, daher sie wohl Zeit hatten, miteinander zu reden. Herr Wigoleis fieng an und sprach: Lieber Herr, ich bitte euch, sagt mir, wie ich durch die Pforte in den Pallast komme. Der andre sprach: Herr, eure Hieherkunft betrübt mich sehr, denn der Stärke des verruchten Heiden mag nichts gleichen, und obwohl Carrios und Marin von eurer wehrhaften Hand erschlagen sind, und auch mein Geselle hier todt liegt, so ist doch das Abenteuer noch nicht erstritten und ich fürchte sehr um euch, denn der Heide ist überaus stark. Solltet ihr aber hier obsiegen, wozu euch Gott Gnade verleihe, so würden euch drei Königreiche und dazu die schönste Jungfrau unter der Sonne. Stürbt ihr, so geschähe Land und Leuten viel weher als je zuvor; darum bedenkt wohl was ihr thun wollt. Denn ich sage euch in Wahrheit, daß nie ein Ritter durch diese Pforte gekommen ist; darum weiß ich euch nicht mehr von diesen Dingen zu sagen; hab auch nie gehört, wie es innerhalb des Schloßes bestellt sei. Wenn ihr euch nun des Abenteuers unterstehen wollt, so berührt den goldenen Ring, der vor der Pforte des Schloßes hängt: alsbald werdet ihr eingelaßen. Gott der allmächtige, der mich und euch erschaffen hat, wolle euch zu dieser Fahrt seine göttliche Kraft verleihen, daß ihr dem Heiden und allen euern Feinden mannlich obsiegen mögt.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis in das Schloß eingelaßen wird und welches Abenteuer er da bestand.

Herr Wigoleis zog den Ring an der Pforte mit solcher Kraft, daß es allenthalben in der Burg erscholl: da ward ihm alsbald die Thüre geöffnet. Er verwahrte sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und trat mannlich hinein: Da ward die Pforte hinter ihm versperrt und solche Finsterniß umgab ihn, daß er nichts mehr sehen konnte. Er erschrak und gedachte: Was soll dieß bedeuten? Indem erscholl ein Donnerschlag mit so lautem Krachen, als ob die Burg zusammen stürzen sollte; dabei ein Blitz, daß Schloß und Pallast erleuchtete als ob Alles in hellen Flammen stünde. Herr Wigoleis sah weit um sich und gewahrte an allen Enden des Pallastes großen Reichthum von Gold, Silber und edelm Gestein, wie er nie zuvor irgendwo noch gesehen hatte. Darüber gieng an dem Saal eine Thür auf, aus der sechs schöne Jungfrauen hervorgiengen, die gar schön gekleidet waren. Eine jede trug ein brennendes Licht; aber keine grüßte den Helden, sondern stillschweigend giengen sie an ihm vorüber und steckten die Lichter allenthalben auf. Nach ihnen kamen abermals sechs, noch schöner als die vorigen, auch herrlicher und köstlicher geziert. Darauf kam eine Frau nach allem Wunsch an Gestalt und edler Zierde. Sie trug Helm, Schild und Schwert, und eine wohlgezierte Schar schöner zarter Jungfrauen folgte ihr. Sie alle stellten sich in einen Kreiß und warteten auf ihren Herrn. Zuletzt kam Roas wohl gewappnet mit großer Hoffart aus

einer Thüre gegangen als ein mannlicher und unverzagter Held. Eine schwarze Wolke umgab ihn, darin seine Helfer, die bösen Geister, denen er Leib und Seele ergeben hatte, ihm allezeit beiwohnten. Herr Wigoleis segnete sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und befahl sich dem lieben Gott mit Leib und Seele. Als ihn nun Roas ersah, ergrimmte er heftig, setzte seinen Helm auf und sprach: Du elender Bösewicht, wer hat dir in meine Burg zu gehen erlaubt? Wigoleis sprach: In diese Burg bin ich, wie ihr wohl seht, ohne eure Erlaubniss gekommen, in keiner andern Absicht als um den schändlichen Mord zu rächen, den ihr an euerm frommen Herrn begangen habt. Ach und Weh, daß ihr eines Ritters Namen haben sollt, nachdem ihr eure ritterlichen Ehren so schändlich zu Nichte gemacht habt. Darum getraue ich Gott, er werde heute durch mich Rache an euch nehmen und euer treulos Herz mit meinen Händen zerspalten und meine gnädige Herrin von euch und eurer Zauberei erlösen. Darum wehrt euch mannlich, wollt ihr anders vor mir am Leben bleiben.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis und Roas fochten, während die Frauen und Jungfrauen zusahen und wie Herr Wigoleis den Sieg erhielt.

Die unverzagten Helden sprangen zusammen und hofften beide Ehre und Preis zu erlangen. Sie zuckten die Schwerter und zerhieben einander die Schilde dermaßen, daß die goldenen Spangen sammt den Edelsteinen stückweis davon fielen. Der Heide gieng mit Gewalt und überaus starken Schlägen auf den theuern Helden ein, daß er zu straucheln begann und

auf ein Knie fiel. Da sprach der Heide: Bitte von mir Gnade und verheiß mir Hülfe zu leisten, so laß ich dich beim Leben. Herr Wigoleis aber sprang behend auf und sprach in großem Grimm: Lieg ich denn vor dir gebunden, daß du so übermüthig Preis von mir begehrst! Du bist fürwahr betrogen, meine Freiheit übergeb ich Niemand, und dir am wenigsten, der du treulos, ehrlos und zu allem Guten ganz untüchtig bist. Da ergrimmten sie von Neuem und fochten mit großem Haß und begehrten sich nicht zu scheiden. Nun hatte der Heide seinem

Gesinde verboten, daß ihm keiner zu Hülfe käme, denn er glaubte sich stark genug, solcher Männer zwei oder drei zu bestehen. Dieser Streit aber währte so lang, daß sich der Heide sehr verwunderte und ihn übel verdroß, daß der junge Held ihm so lange zu schaffen machte. Denn sie hieben so ungnädig aufeinander, daß das Feuer aus ihren Helmen und Schwertern fuhr, auch sich Blech und Nägel an ihren Harnischen auflösen muste. Zuletzt schwang der Heide sein Schwert so stark, und schlug aus allen Kräften dem mannlichen Helden einen so starken Schlag, daß er sehr dadurch verwundet ward. Da ergrimmte Herr Wigoleis erst recht, nahm sein Schwert in beide Hände und schlug dem Heiden durch Helm und Haupt bis auf die Zähne, daß er todt vor ihm niederfiel. Herr Wigoleis aber muste gleichwohl auch fallen, der Wunden und großen Müdigkeit halben, denn er war von allen den Kämpfen dieser Nacht so erschöpft, daß es kein Wunder war, daß er für todt besinnungslos da lag. Als aber die Jungfrauen ihren Herrn Roas also liegen sahen, daß er weder Hände noch Füße mehr regte, wurden sie sehr betrübt. Frau Laneit, da sie ihren Herrn todt da liegen sah, zerriß sie vor großem Leid ihre Kleider, raufte ihr schönes Haar aus und schrie mit kläglicher Stimme: O Mahomet, Tervigant und Apollo, laßt euch mein großes Herzeleid erbarmen. Wie übel habt ihr mir die großen Dienste, die ich euch von Jugend auf gethan habe, belohnt. Weh mir Armen, wie ist mein hoher Preis und all meine Freude so ganz erloschen, da ich dich, mein liebster Gemahl, so elendig todt vor mir sehe. Sie gebärdete sich so kläglich, daß es über die Maßen war, fiel in Ohnmacht auf die Leiche ihres Geliebten und aus großer Liebe und Treue, die sie zu ihm

trug, begehrte sie nicht länger zu leben und gab auch alsbald ihren Geist auf. Die Jungfrauen, die bei ihr waren, klagten den Tod ihres Herrn sehr; als sie aber auch ihre Frau erstorben sahen, ward ihrer Klage noch zehenfach mehr. Sie nahmen die beiden todten Körper und trugen sie mit großem Klagen und Weinen hinweg. Bald aber kehrten sie wieder und gedachten an dem jungen Ritter, der noch bewußtlos lag, Rache zu nehmen und wollten ihn mit Pfriemen erstechen. Das ersah Graf Adan, da eben die Thüren geöffnet wurden: Da gieng er unerschrocken hinein, da er vormals nie in der Burg gewesen war. Als er nun sah, daß sie dem Ritter das Leben zu nehmen gedachten, sprach er: Thut nicht also, ihr schönen Jungfrauen, laßt ab von euerm unbilligen Haß gegen diesen tugendreichen Helden und helft mir ihn am Leben zu erhalten: das geziemt weiblicher Zucht viel beßer als euer Vorhaben zu vollbringen. Bedenkt, wie Roas dieß gute Land seinem rechten Herrn durch Mord und Falschheit genommen hat, darum ihm dieses billig und von Rechts wegen widerfahren ist. Hiemit gieng er zu Wigoleis, um zu sehen, ob er noch lebe. Die Jungfrauen hatten ihm den Helm schon vom Haupte gethan: da sah er ihn noch am Leben und ward von Herzen froh und sprach: Helft mir eilends den Ritter zu sich bringen und pflegen, damit er am Leben gehalten werde, denn ich sage euch fürwahr, daß von einem Weibe nie ein kühnerer Held geboren ward, als dieser und wer ihm etwas Arges thut, an dem will ich es rächen, wie ich ihm gelobt habe, denn er hat mir das Leben geschenkt. Auch will ich für diesen theuern Helden euer Bürge sein, daß er euch dieser Klage mit großen Freuden entschädigen wird. Wohl mir, daß ich den Tag erlebt habe, da mich dieser

hochgepriesene Ritter von der Pforte, die ich nun manches Jahr gezwungen hüten muste, erledigt hat. Darum freut euch mit mir und zweifelt nicht, euch wird durch seine Hieherkunft mehr Gutes und Liebes geschehen denn je zuvor. Durch solche glimpfliche Reden wurden die Jungfrauen von ihrem Vorhaben abgewandt und halfen den schwachen Ritter zur Ruhe bringen. Denn man sagt, daß Frauenhaß nicht lange währe und sich bald zur Güte wende. Nun griffen sie sänftiglich zu und wollten ihn von dannen tragen. Da schlug er seine Augen auf und sprach: Allmächtiger, ewiger Gott, was ist hier geschehen, daß ich so bloß von euch gesehen werde? Graf Adan sprach: Herr, das laßt euch nicht betrüben und ihr mögt dessen was ihr hier erlitten habt, noch wohl genesen, und wird euch auch diese Beschämung mit großen Freuden vergolten werden, da ihr das Abenteuer von Glois und Corotin so ritterlich bestanden habt. Er sprach: Will es Gott der Herr, und die, welche dort mein Herz besitzt, so mag ich leben und fröhlich sein, denn ihre lieblichen Blicke haben mir Herz, Gemüth und Sinn so beseßen, daß sie mir allein Lust und Freude, aber auch Schmerzen geben mag. Ihr sei alle Noth und Arbeit, die ich um ihretwillen erlitten habe, zugemeßen, und nichts begehr ich dafür als ein freundliches und liebliches Umfahen.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Wie eine Jungfrau den Helden in seiner Schwachheit pflegte und wie das Hofgesinde ihre Herrschaft begraben wollte.

Darnach führten Graf Adan und die Jungfrauen Herrn Wigoleis in einen andern Pallast, darin er auch großen Reichthum und viel schönes Geschmeide sah. Die Jungfrauen ent-

wappneten ihn, Graf Adan verband ihm seine Wunden; darauf legten sie ihn in ein köstliches Bette, giengen hinweg und ließen ihn eine Weile ruhen. Darnach wollten sie ihre Herrschaft begraben: Da hatte schon der Teufel, Mahomet wollt ich sagen, ihren Herrn Roas aus dem Harnisch gezogen und hinweggeführt, Niemand wuste wohin. Darüber erschraken sie sehr und wusten nicht was sie thun sollten; jedoch ermannten sie sich wieder und nahmen ihre Frau Laneit, die vor großer Liebe und Treue, die sie zu ihrem Herrn getragen hatte, gestorben war und trugen sie zum Begräbniß. Ihr Grab war mit großem Schmuck von Gold und Edelsteinen geziert, daß es ein Wunder zu sehen war. Graf Adan und die Jungfrauen begiengen ihrer Herrin Begräbniß mit großer Klage und köstlicher Pracht, wie es denn ihrem Stande gebührte.

Als nun das Begräbniß vollbracht war, giengen die Jungfrauen wieder zu Herrn Wigoleis, der unterdessen erwacht war, und ergaben sich in seine Gnade; führten ihn dann in alle Palläste und Gemächer der Burg und zeigten ihm alle Schätze, die Herr Roas zusammen gebracht hatte. Als er nun Alles gesehen hatte, begnadete er die Jungfrauen und sprach: Ich bin nicht gekommen, Land und Leute zu betrüben, sondern von Betrübniß zu erledigen und Frieden zu bringen. Darum seit fröhlich und gutes Muthes, denn ich will euch alles Leides entschädigen, wenn ihr den Irrthum eures heidischen Glaubens verlaßt. Das sagten sie ihm zu mit fröhlichem Angesicht und vollbrachten es mit begierigem Herzen. Graf Adan merkte wohl, daß er ihm wegen des christlichen Glaubens zusprechen werde; deswegen kam er ihm zuvor und sprach: Wiewohl ich leider die Zeit meines Lebens in heidnischem Unglauben zugebracht, so hab

ich doch von Jugend auf den obersten Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden und aller Creaturen vor andern Göttern lieb gehabt, wiewohl ich ihn nicht recht erkannt habe. Doch danke ich nun seiner göttlichen Barmherzigkeit, daß er es so gefügt hat, daß ich ihn mag erkennen lernen. Herr Wigoleis freute sich sehr dieser Rede und dankte Gott von Herzen aller Gnaden, die er ihm erzeigte, zuerst, daß sich die Ungläubigen bekehrten und taufen ließen und daß er mit Gottes Hülfe zwei Königreiche und die schöne Larie erfochten hatte. Da ward ihm gar wohl zu Muthe und begehrte auch das Land außerhalb der Burg zu sehen. Da ritt Graf Adan mit ihm aus und zeigte ihm die Lage der Länder.

Als sie nach Hause kamen, war der Imbiß herrlich zubereitet, die Fürsten und Herren des Landes, die Roas bezwungen hatte, waren alle versammelt und hielten Rath, wie sie die Hochzeit des jungen Königs aufs Köstlichste ausrichten möchten. Herr Wigoleis gedachte jetzt zu Graf Moral zu reiten, der ihm zu seiner Reise gar behülflich gewesen, denn ohne diesen Harnisch hätte er in dieser großen Noth sterben müßen. Darum, sprach er, will ich zu ihm reiten und mich ihm dankbar bezeigen, zumal da er mich ohne Zweifel für todt halten wird. Graf Adan gab ihm eine Strecke das Geleit, dann aber schickte ihn Herr Wigoleis zurück und ritt allein zu dem Schloß Jorafhas. Der Graf sah ihn von ferne kommen und sprach: Es ist der Ritter, der ehegestern hinweg geritten. Die Andern wollten es nicht glauben, denn sie schätzten ihn für todt. Indem kam er näher: Da sprangen sie alle mit Freuden auf und ritten ihm entgegen. Da ward er gar wohl empfangen und mit großer Ehrerbietung auf das Schloß geführt, wo ihm auch von der Gräfin

und ihren Frauen viel Dank und Ehre geboten wurde. Nach Tische, als Herr Wigoleis sie aller seiner Abenteuer beschieden hatte, ward in alle Lande geschrieben und Botschaft verkündet, wie des Landes Noth geendet und durch einen streitbaren Helden erledigt sei. Darnach wählte Herr Wigoleis den Grafen Moral und dessen Neffen Bajolars und schickte sie zu der jungen Königin, die sein Herz und Gemüth besaß. Die beiden Grafen erfreuten sich dieses Befehls und Graf Moral sprach: Meine gnädige Frau, die so lange betrübt gewesen, wird von dieser Botschaft wieder ganz fröhlich werden. Herr Wigoleis schenkte seiner Geliebten einen köstlichen Ring mit einem Diamant und bat sie in einem zärtlichen Briefe gen Corotin zu kommen und ihre Lande in Besitz zu nehmen.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Wie die beiden Grafen den Brief gen Roimund brachten.

Der Graf empfieng Brief und Ring, ritt mit seinem Neffen gen Roimund, wo sie sehr gut empfangen wurden, denn man sah ihnen wohl an, daß sie frohe Botschaft brächten. Graf Moral sprach zu der Gräfin: Wir verkündigen euch große Freude: Das Land Corotin ist geöffnet, das Rad zum Stillstand gebracht und alle Zauberei verschwunden durch eines Ritters Hand, der den Wurm Pheton getödtet, Marin und Carrios und den ungetreuen Mörder Roas erschlagen hat. Nun entbeut er euch seinen freundlichen Gruß in so lieblichen Worten, daß ich mir nicht getraue, sie so vorzubringen wie sie mir befohlen sind. Darum nehmt diesen Brief: Der wird euch eures Ritters und meines Herrn Meinung zu verstehen geben. Die schöne wonnigliche Larie stand vor dem Boten züchtiglich auf, erzeigte sich

gar demüthig und sprach: Gott der Herr, der die, welche ihm vertrauen, nie verließ, hat auch uns durch diesen theuern Ritter großer Noth und Sorgen entbunden, wofür wir ihm billig Dank sagen ewiglich. Sie las den Brief mit begierigem Herzen und mit Augen, die vor Freude weinten, so daß sie ihn kaum auslesen konnte. Darnach sprach sie gar anmuthig: Wohl mir, daß ich den Tag erlebt habe, an dem mein geliebter Freund gesiegt hat. Was er nun um meinetwillen gelitten hat oder noch leidet, soll ihm, wenn Gott will, bald vergolten werden, und alles geschehen was er uns und unser Land betreffend wünscht und erfordert. Darnach gieng sie zu der alten Königin, ihrer Mutter, und bat sie, daß sie sich mit ihr auf das Allerköstlichste zu der Heimfahrt rüstete. Dieß ward auch alsbald vorgenommen und so herrlich vollbracht als je eine Heimfahrt vollbracht wurde. Frau Larie war in einen rothgoldnen Sammet gekleidet und mit großer Zierde von reichen Kleinoden geschmückt. Nach ihr ritt die alte Königin, und immer zwei Ritter bei jeder Frau oder Jungfrau. Mittlerweil hatte Herr Wigoleis Boten zu König Artus nach Britannien, auch zu Herrn Gawein und der ganzen Ritterschaft gesendet und ihnen seinen Sieg verkündigen laßen. Auch hatt er sonst noch aus manchem Land Könige, Fürsten, Grafen und Freiherrn, Ritter und edle Knechte, zu seiner Hochzeit berufen. Deren war nun ein Theil gen Jorafas, zumal aus seinen eigenen Ländern, die ihm zu schwören und zu huldigen erschienen. Indem ihm diese Ehre erboten ward, kamen Vorreiter von der alten Königin gesendet, ihm die Ankunft der schönen Larie, seiner Geliebten, zu verkündigen, welcher Botschaft er sich sehr erfreute. Er befahl daher allen

Herrn und Frauen zu Jorafas, seiner Braut entgegen zu reiten. Sie ritten auch geschart, je ein Ritter und eine Frau oder Jungfrau miteinander und kamen also in schöner Ordnung den beiden Königinnen entgegen. Als aber die beiden wohlgeordneten Scharen so nah zusammen kamen, daß sie einander wohl sehen konnten, sprengte Herr Wigoleis behende aus seinem Heer und rannte seiner Geliebten entgegen, sie zu empfahen.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis seine Braut empfieng.

Der Bräutigam empfieng seine Braut mit lieblichem Kuss und holdseligen Worten, und nie in seinem Leben geschah ihm so wohl, als da er seine Geliebte, die er so lange erwartet und ersehnt hatte, mit den Armen umfieng. Die schöne Larie dankte ihm züchtiglich mit freudigem, verlangendem Herzen; ihr schönes Angesicht verlor einen Theil seiner klaren Farbe, und erblich, bis der Schrecken, den sie vor Uebermaß der Liebe und Freude empfieng, wieder nachließ und ihrer lieblichen Farbe von neuem Raum gab. Nun begann erst das Umfangen und Danksagen, das mit freundlichen Worten und Gebärden von ihnen beiden vollbracht ward. Dann ward die Königin auch von ihren Landesherrn und allen andern Fürsten und Frauen mit hohen Ehren empfangen. Desgleichen auch die alte Königin ward von Herrn Wigoleis, ihrem Tochtermann, und von Jedermann nach Würden empfangen. Als nun das Empfangen ein Ende hatte, ritten sie alle fröhlich gen Corotin. Daselbst war das Feld mit allerlei Kurzweil, als Posaunen,

Trommeln und allerhand Saitenspiel dem König und seinem lieben Gemahl zu Ehren bestellt. König Rial von Jerafin trug dem Bräutigam das bloße Schwert, mit dem er den Mörder erschlagen und das Land Corotin erstritten; Graf Moral den Sper, womit er den Drachen Pheton gefällt hatte. Dieß geschah dem König zu Ehren, damit seine mannlichen Thaten desto beßer kund würden. Denn da man die Waffen sah, womit seine wehrhafte Hand das Land erfochten und erledigt hatte, ward er von Allen desto mehr geliebt und sein Preis desto größer. Darnach nahm die alte Königin ihre Tochter, die schöne Larie, bei ihrer zarten Hand und befahl sie dem jungen Könige mit lieblichen holdseligen Worten. Herr Wigoleis ward dieser Gabe höher erfreut als wenn man ihn zum Herrn der ganzen Welt erwählt hätte. Er empfieng sie mit lieblichen Worten und freundlichen Gebärden, schloß sie zärtlich in seine Arme und gelobte, ihr stäte Liebe und Treue bis an sein Ende zu halten.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis seiner Braut durch einen Bischof vermählt ward.

Hierauf wurden Bräutigam uud Braut gar herrlich zur Kirche geleitet und nach der Predigt von dem Bischof ehlich zusammen gegeben. Dann giengen sie wieder zu Hof, wo die Hochzeit mit großen Freuden begangen ward. Darüber kam Herr Gawein, zu welchem, wie oben gemeldet, Herr Wigoleis gen Britannien geschickt hatte, mit etlichen seiner Freunde,

als Iwein, Erek und Lanzelot, und vielen Dienern auf zwölf verdeckten Pferden und in solchem Aufwand von Gold, Sammt, und köstlichem Geschmeide, daß es unglaublich ist. Da erfreute sich Jedermann der unerwarteten Gäste, die den Hof zu mehren kamen. Wie aber Herr Wigoleis, ehe man zu Tische saß, seinen Vater Gawein empfangen, desgleichen die Braut, Frau Larie ihren Schwäher, wäre zu lang zu sagen; doch wird ihre Freude nicht klein gewesen sein. Nach dem Imbiß ward der Abend mit Tanzen und Springen verbracht, bis es Schlafenszeit ward: Da ward die schöne wonnigliche Larie von zweien Königen dem Bräutigam mit herrlichem Gepränge zu Bette geführt, was sie nicht ungern litt; doch erzeigte sie sich mit weiblicher Scham etwas kläglich. Wie sie aber mit Worten und Gebärden einander Liebe und Freundschaft bezeigten, bleibt wohl von mir verschwiegen. Herr Wigoleis hatte ohne Zweifel all sein Leben nicht so gut Nachtherberge gefunden, darum begehrte er auch nicht so frühe aufzustehen, sondern ließ es wohl vollen Tag werden. Als es nun Zeit ward, kamen die Könige, Fürsten und Herrn sammt der alten Königin und holten die zwei Geliebten mit großen Freuden und hoher Würdigkeit, sie zur Kirche zu führen, wo sie Gottes Wort mit großer Andacht hörten. Darnach sollten sie beide gekrönt werden: Da wurden sie über die Maßen herrlich geziert und ward ein großes Gedränge von dem Volk, denn Jedermann wollte den neuen König und die Königin sehen, also daß es mit Mühe vollbracht ward. Da nun das Alles verrichtet war, geleitete man sie unter großem Schall der Posaunen, Trommeln und Pfeifen und allerhand herrlichen Saitenspiels wieder in den Pallast: Da wurden die Tische bereitet und viel köstlicher Trachten von

Eßen und Trinken aufgetragen und ihnen in züchtigen Freuden gar wohl gedient; darnach mit Rennen und Turnieren viel Kurzweil gemacht. Dieß währte bis an den zwölften Tag.

Dreißigstes Capitel.

Wie ein Bote in zerrißenen Kleidern gelaufen kam und vor allen Fürsten und Herrn seiner Frauen Leid klagte.

Indem kam ein Bote in zerrißenen Kleidern gelaufen, denn er hatte in seiner großen Noth alle Kleider vor Eil zerrißen und nichts als Hemd und Schuhe behalten. Der schrie mit kläglicher Stimme: O weh und Mordio des großen Elends! Amire von Libya ist auf dieser Hofreise jämmerlich ermordet worden. Der Mörder hat meine Frau Liamire mit sich hinweggeführt, die ohne Zweifel auch nicht beim Leben bleibt. Darum bitt ich euch Herrn insgemein, ihr wollt diese schändliche That an Lion rächen, der diesen unbilligen Mord begangen hat um keiner andern Ursache willen, denn daß er meine Frau, ihrer Schönheit wegen, sich zur Geliebten erwählt hatte. Er hatte auch lange um ihre Liebe gedient, aber umsonst, denn sie hat seiner Dienste nicht geachtet, und all sein Begehren züchtiglich abgeschlagen. Das hat den verruchten Mörder so verdroßen, daß er meinen Herrn, als er zur Hochzeit reisen wollte, unterwegs ermordet und meine gnädige Frau mit Gewalt hinweggeführt hat. Diese Schandthat, bitte ich euch, wollet an dem Mörder rächen, so euch anders Ehr und Treue lieb ist und Frauenbeleidigung zu Herzen geht. Auch seid ihr solcher Rache schuldig, denn meiner Frau Liamire und der

Frau Larie Vater sind zweier leiblichen Brüder Söhne gewesen. Laßt euch diesen Jammer desto näher zu Herzen gehen, und verzieht nicht mit der Rache. Hiermit wandte er sich und lief hinweg. Herr Wigoleis befahl, dem Boten andere Kleider zu geben; aber er wollte keine haben und lief eilends wieder zu dem Todten, der noch unbegraben lag.

Als sie diese klägliche Zeitung vernommen, ward Jedermann dadurch betrübt, insbesondere Frau Larie, da sie die große Betrübniss ihrer Base vernahm. Mit weinenden Augen bat sie ihren Gemahl, dieß große Uebel ohne Verzug zu rächen. Dieß verhieß er zu thun und bat sie freundlich, ihre Klage zu mäßigen und um seinetwillen fröhlichen Gemüths zu sein, denn er verhoffe Frau Liamiren bald wieder aus dem Gewahrsam ihres Räubers zu bringen. Alsbald giengen die Könige und alle Fürsten und alle Ritterschaft, die daselbst versammelt waren, zu Rath und vereinigten sich zu gemeinsamer Heerfahrt wider den Mörder Lion. Aber Etliche unter ihnen sprachen, Lion wäre gar weit bekannt, und hätte Hülfe aus entlegenen Landen, aus der Türkei und Walachei, dazu wär er auch selbst ein kühner und wehrhafter Held: daher wär es wohl von Nöthen, daß man die Sache vorsichtig und mit Wohlbedacht anfienge. Andere meinten gar bald ans Ziel zu kommen, und den Mörder Lion seiner Missethat halben leichtlich zu strafen. Doch ward jener Rath nach vielen Worten und Widerreden beschloßen, und dem losen Mörder abgesagt. Er aber verachtete sie mit vielen Spottreden ganz und gar und ließ ihnen sagen, wie er um sie alle nicht ein Häärlein gebe. Dieß Alles that der Bote, da er wieder kam, den Herren zu wißen.

Lion hatte die Frau Liamire, nachdem er ihren Gemahl

erschlagen, wider ihren Willen hinweggeführt, in der Meinung mit freundlichen Worten ihre Gunst zu erwerben; aber er konnte nichts ausrichten. Ehe sie ihrer keuschen Liebe wortbrüchig würde, ehe und viel lieber wollte sie sterben; welches auch geschah. Denn am siebenten Tage nach dem Tode ihres Geliebten gab sie aus Lieb und Treue und mit herzlicher Klage ihren Geist auf; Gott wolle der armen Seele, die, wie ich nicht zweifle, wohl gefahren ist, gnädig sein. Als der schändliche Bösewicht ihr klägliches Sterben sah, ward er dadurch schmerzlich betrübt. Denn da er den scheuslichen Mord und sein großes Unrecht betrachtete, begann er sich selbst zu haßen und anzufeinden und wuste vor großem Leid nicht was er thun sollte. Doch ließ er der Frauen Leib mit großer königlicher Herrlichkeit in ein köstliches Grab bestatten. Aber seine Klage verhinderte der Aufruhr der gemeldeten Fürsten wider ihn, denn er muste nach allen Seiten um Hülfe ausschreiben und sich zum Streit rüsten, die fremden Gäste mit dem Schwert zu empfangen. Mittlerweile rüstete sich auch Herr Wigoleis mit seinem Heer und die Könige, Fürsten und Herrn, so daß ihrer an der Zahl über sechzigtausend streitbarer Helden zur Heerfahrt geordnet wurden. Zu ihrer aller Feldhauptmann ward Herr Gawein gewählt. Auch kamen dahin viel andere Fürsten und kühne Ritter unaufgefordert, dem Könige zu Corotin diese Uebelthat rächen zu helfen. Unter ihnen kam auch die hochberühmte Jungfrau und Königin Marine, von der oben gesagt ist, daß ihr Herr Wigoleis einen Psittig und ein Roſs im Streit wieder gewonnen. Diese Jungfrau hatte Harnisch und ritterliche Kleider angelegt: ihres Großvaters, Graf Adans, willen. Denn sobald Roas ihn mit Ritterschaft, oder mit Zauberei gefangen

hatte, übte sie sich, ihn ledig zu machen, in der Ritterschaft, darin sie so erfahren ward, daß es ein Wunder war.

Als nun Alles geordnet und Jedermann zur Heerfahrt bereit war, wollte Frau Larie nicht von ihrem Herrn bleiben, sondern die Heerfahrt mit ihnen versuchen und Uebels und Gutes theilen. Als Herr Wigoleis ihren Willen ersah, ließ er ihr alsbald ein köstliches Castell auf einem Elephanten zurichten, das gar herrlich erbaut und geziert war, und die Frau mit ihrer Jungfrau mit großer Würdigkeit in ihr Gemach auf dem Elephanten geleiten. Er gab ihr auch etliche Fürsten und zweihundert Ritter zu, die ihr dienen und den Elephanten beschützen sollten. Als das Heer versammelt war, ritten sie im Namen Gottes in das Herzogthum Lions und kamen vor Namür, die Hauptstadt des Landes. Die fanden sie mit wehrhaften Helden wohl besetzt und bewahrt. Auch wurden alsbald vier Pforten der Stadt geöffnet: Daraus ritten vier ritterliche Scharen mit lichten Helmen unter köstlichen Panieren, die aus Britannien und andern Landen mehr dahin gekommen waren und den Streit nicht verschliefen, sondern beide Heere verjagten und ihnen lange harten Kampf boten. Wie aber Einer dem Andern begegnete und welche die größten Thaten begiengen, das würde uns zu lang zu sagen. Herr Wigoleis und Die von der Tafelrunde behielten zuletzt doch den Preis und das Lob vor beiden Heeren. Dabei wollen wir inzwischen der ritterlichen Thaten der königlichen Jungfrau Marine nicht vergeßen, die so mannlich focht, daß es unglaublich ist. Ihrer Kühnheit aber nahm ein türkischer Fürst, gar ein kühner Held, wohl wahr und rannte mit allen Kräften wider sie, in der Meinung sie zu fällen. Sie vergaß aber ihrer auch nicht und

begegnete ihm mit einem so harten Stoß, daß sie beide hinter die Rosse fielen. Behende sprangen sie wieder auf, zuckten ihre Schwerter und begannen einen gar harten Streit bis zuletzt das jungfräuliche Bild mit ritterlichen Ehren auf der Walstatt blieb. Dieß ersah Graf Adan, dem es gar nahe zu Herzen gieng. Er ergrimmte wegen seiner Großtochter so heftig, daß er dem türkischen Fürsten mit seinem Sper durch Harnisch, Brust und Herz rannte. Diese Niederlage ersah der Herzog Lion, in dessen Dienst der türkische Herr erschlagen war, und erschrak gar übel: alsbald rannte er hinzu und schlug Graf Adan auch zu Tod. Also fällte je Einer den Andern, daß in des Fürsten Lion Heer gar Wenige am Leben blieben. Herr Gawein erzeigte sich auch gar ritterlich, denn er durchbrach das Heer zu öftern Malen. Lanzelot, Ereck und Iwein schlugen auch der Ritter ohne Zahl darnieder. Zuletzt rückte Herr Wigoleis mit allen Kräften in den Streit, bis er den Fürsten, oder beßer, den Mörder Lion ersah und ihn mit einem Streich in zwei Stücke hieb, als ob sie nie zusammen gehört hätten. Da das geschah, nahm der Streit ein Ende, die aus der Stadt wurden flüchtig und kehrten eilends heim; aber das Heer setzte ihnen nach und zwang sie zum Frieden nach allem ihrem Willen.

Einunddreißigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis nach der Schlacht den ermordeten König Amire von Libyen holen und nach königlichen Ehren bei seinem Gemahl Liamire bestatten ließ.

Als nun Herr Wigoleis an Lion obgesiegt und Land und Leute bezwungen und erobert hatte, befahl er den König Amire

von Libyen zu holen und würdiglich und königlich bei seinem Gemahl, der tugendreichen Liamire, in ein Grab bestatten, wofür er von Männiglich hochgepriesen und gelobt ward. Darauf hielt er mit Fürsten und Herrn Rath, mit welchem Fürsten er das eroberte Land besetzen sollte. Da bat ihn Frau Larie, daß er dieß Land dem Grafen Moral verleihen wolle, weil er ihr in ihren Nöthen allzeit Treue bewiesen, und stäts an ihr gehalten hatte.

Es geschah auch nach ihrem Willen und Herr Wigoleis verlieh ihm das Land. Darauf gab er allen, die ihm bei dieser Heerfahrt gedient hatten, reichen Sold, Gold, Silber und Edelgesteine und ließ sie heimziehen. Er selbst kehrte mit den Seinen gen Corotin.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Wie Herr Wigoleis mit seinem Heer heimreitet und ihm ein Bote begegnete, der ihm das Absterben seiner lieben Mutter verkündigte.

Da sie nun Corotin nahten, begegnete ihnen unterwegs ein Bote in trauriger Gestalt. Der fragte die Vorreiter, wem das Heer zugehöre? Sie sagten: Herrn Wigoleis, dem Könige von Corotin. Da sprach er: Ich bin zu ihm gesendet und danke Gott, daß ich ihn hier finde. Sie zeigten ihm den Herrn, der neben dem Elephanten her ritt und mit seinem allerliebsten Gemahl redete. Der Bote gieng unerschrocken hinzu, und grüßte den Herrn, der ihn scharf ansah und alsbald erkannte. Da grüßte er ihn freundlich und fragte, wie es seiner Frau Mutter ergienge. Der Bote seufzte und sprach weinend:

Herr, wie Gott will. Sie ist leider in großer Klage um euch und ihr Gemahl gestorben und heute ist der zwölfte Tag, daß sie in der Stadt Roidach begraben worden. Zum Wahrzeichen ihres Todes schickt sie euch diesen Ring, den ihr ohne Zweifel erkennen werdet, und den sie mich vor ihrem Ende euch zu bringen bat. Dieser Botschaft erschrak der Herr ohne Maßen, weinte von Herzen und sagte seine Betrübniss seinem Vater, Herrn Gawein, der dadurch zu gleicher Klage bewegt ward. Auch ward Frau Larie mit ihnen gar sehr betrübt; doch suchte sie beide mit lieblichen Worten so gut sie konnte, zu trösten. Als sie nun die Klage ein wenig fahren ließen, bat Herr Gawein mit den andern Ritter der Tafelrunde Herrn Wigoleis und sein Gemahl, daß sie beide um ihrer Liebe willen mit ihnen gen Britannien ziehen wollten, welches sie ihnen auch zusagten. Da ließ man alsbald ihre Reise durch Vorreiter zu Nantes ankündigen, wo sich Jedermann ihres Kommens erfreute und alle Dinge aufs Köstlichste und Zierlichste zu ihrem Empfang zugerichtet wurden. Als sie nun dem Hofe nahten, ritt König Artus und Frau Ginover mit der Ritterschaft ihnen entgegen, und empfiengen ihre Gäste, die Fremden wie die Bekannten, mit überaus großer Ehrerbietung. Man hielt ihnen zu Ehren auch ein großes Turnier, und stellte alle Kurzweil an, die man erdenken mochte. Das währte sieben Tage: Da gedachte Herr Wigoleis, daß er nicht länger am Hofe bleiben möge, und bat um Urlaub. Das ward ihm vergönnt, jedoch nicht gern, weil ihm Jedermann gewogen war, und ihn lieber länger dort behalten hätte. Wie der Empfang mit großen Freuden geschehen war, so ward nun der Abschied mit desto größerer Traurigkeit, von den Frauen wie von der Rit-

terschaft, vollbracht. Herr Gawein geleitete seinen Sohn vor die Stadt und unterwies ihn mit Fleiß, wie er sich in seinem Regiment halten sollte, damit er Gott und der Welt dienen und gefallen möchte. Darnach nahm er von ihnen beiden mit viel freundlichen Worten und weinenden Augen Urlaub. Herr Wigoleis verhieß seinem Vater, solcher getreuen Lehre mit höchstem Fleiß nachzukommen, bat ihn aber auch inniglich, wenn es die Zeit erleiden möchte, zu ihm in sein Land zu reiten. Das versprach Herr Gawein zu vollbringen, und also schieden sie von einander. Herr Gawein ritt wieder gen Nantes und Herr Wigoleis gen Corotin, wo er von den Seinen mit großen Freuden empfangen ward.

Als nun Herr Wigoleis heim kam und sein Königreich mit allen Aemtern besetzt und den Hof mit großem Fleiß geordnet hatte nach seines Vaters, Herrn Gaweins Lehr und Unterweisung, da übten sie sich täglich mit großer Freude und Kurzweil; doch vergaß er nicht dabei des lieben Gottes. Um solcher Freude und Kurzweil ward dem Land zu Corotin der Name verkehrt und ward genannt: Der Freuden Ziel. Und also lebte der hochgepriesene lobwürdige König zu Corotin so tugendreich, herrlich und milde, daß sich ihm, außer König Artus, kein König vergleichen mochte. Dabei fieng er an, alle Städte und Burgen zu bauen, so zuvor im Lande verwüstet und gebrochen waren. Er regierte auch so weislich, daß es Jedermann wohlgefiel. In der Zeit gebar ihm seine schöne Frau Larie einen schönen Sohn, der in der heiligen Taufe Benesamis genannt ward, und die Zeit seines Lebens auch viel Lob und Preis erstritten und erlangt hat. Aber von seinen mannlichen Thaten habe ich sonderlich nicht gelesen; darum

weiß ich von ihm nicht mehr zu schreiben, denn daß sie in großem Reichthum und Herrlichkeit also lebten, daß ihnen das ewig unvergängliche Reich wird bescheert sein, zu dem uns Gott in Gnaden auch berufen und verhelfen möge.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

We

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Simrock, Karl,

Die Deutschen Volksbücher gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit hergestellt von mit Holzschnitten

Bd.: 3

Frankfurt a. M. 1846

P.o.germ. 1383 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120206-6